

## ABSTRACT

Title of Document:

ARISTOKRATISCHE  
SCHRIFTSTELLERINNEN  
ÖSTERREICHS UND  
DEUTSCHLANDS: EIN  
“SONDERWEG” DER  
FRAUENEMANZIPATION IM 19.  
JAHRHUNDERT?

Susanne Nicole Van Leuven, Doctor of  
Philosophy, 2013

Directed By:

Professor Elke P. Frederiksen, Department of  
Germanic Studies

This study focuses on a variety of texts by Austrian and German aristocratic women writers who are known for their high social status within their historical and political contexts. They are much less known, however, for their writings. My categories of investigation include social class and gender, with particular emphasis on emancipatory aspects of the life and works of these aristocratic women, as portrayed in a variety of literary and non-literary texts. Selected writings, such as *Das*

*poetische Tagebuch* by Empress Elisabeth of Austria (1835-1898), *Die Waffen nieder!* by Baroness Bertha von Suttner (1843-1914) and *Tropenkoller* by Countess Frieda von Bülow (1847-1909) reveal that, despite groundbreaking achievements, these women were not affiliated with – or even interested in – the organized bourgeois women’s movement. They simply led by example, widening the range of their personal space (quite literally as the geographic zone and allegorically as their own creation and development of ‘self’) beyond the limits of “proper” femininity.

The methodological paradigms of Cultural Studies and Gender Studies form the basis of my analyses of these women’s texts; additionally I am including theories of Postcolonial Studies in order to investigate the concepts of ‘space’, ‘territory’, ‘oppression’ and ‘conquest’, which defined the white upper-class woman as being colonized by her superiors in her own patriarchal setting. My dissertation is the first to establish a triangular relationship between the concepts of social class, gender and authorship in the lives of female aristocratic pioneers with the goal of contributing to the scholarship on women’s literary history, which, thus far, has ignored the (her-)story of the female aristocrat in her struggle for recognition as a writer and her quest for personal freedom as an individual.

ARISTOKRATISCHE SCHRIFTSTELLERINNEN ÖSTERREICHS UND  
DEUTSCHLANDS: EIN "SONDERWEG" DER FRAUENEMANZIPATION IM  
19. JAHRHUNDERT?

By

Susanne Nicole Van Leuven

Dissertation submitted to the Faculty of the Graduate School of the  
University of Maryland, College Park, in partial fulfillment  
of the requirements for the degree of  
Doctor of Philosophy  
2013

Advisory Committee:  
Professor Elke Frederiksen, Chair  
Professor Peter Beicken  
Professor Gabriele Strauch  
Professor Rose-Marie Oster  
Professor Marsha Rozenblit

© Copyright by  
Susanne Nicole Van Leuven  
2013

## **Danksagung**

Besonders herzlich bedanken möchte ich mich bei meiner Mentorin Professor Elke Frederiksen für ihre fortwährend anregende Unterstützung und inspirierenden Ideenaustausch.

Mein Dank gilt auch meinen Eltern Roland und Rosamunda, sowie meiner Schwester Sabine in Deutschland, die mich vom Anbeginn meines „Bildungsweges“ unermüdlich bestärkt haben. Für die liebevolle Begleitung und die vielen Opfer auf der „Zielgeraden“ danken möchte ich meinem Mann Jeffrey und meinen Motivatoren Alexandra Rose, Sebastian und Lily-Marlena.

## Table of Contents

Danksagung .....	ii
Table of Contents.....	iii
Einleitung.....	1
Themenstellung und Forschungslage .....	1
Kapitel 1: Kultur im Fokus: Die Cultural Studies und ihre.....	18
Diskurse .....	18
1.1. Cultural Studies und die Evolution der Kulturstudien.....	18
1.2. Women’s Studies/ Gender Studies.....	21
1.3. New Historicism.....	29
1.4. Postkolonialismus und „innerer Kolonialismus“ .....	33
Kapitel 2: Die schreibende Frau im 19. Jahrhundert:.....	42
ein klassenhistorischer Überblick.....	42
2.1. Das soziale Gefüge und die sogenannte Frauenfrage .....	42
2.2. Die Aristokratie am Ende des 19. Jahrhunderts: “Vergang’ner Pracht Skelett”? .....	54
2.3. Die Sondergruppe einer Sondergruppe: adelige Autorinnen .....	70
2.3.1. Wegbereiterinnen: Annette von Droste-Hülshoff und Bettina von Arnim .....	72
2.3.1.1. Annette Freiin von Droste-Hülshoff (1797-1848).....	73
2.3.1.2. Bettina Brentano von Arnim (1785-1859) .....	79
2.3.2. Wegbegleiterinnen Marie von Ebner-Eschenbach und .....	84
Königin Elisabeth von Rumänien.....	84
2.3.2.1. Marie Freifrau von Ebner-Eschenbach (1830-1916).....	87
2.3.2.2. Carmen Sylva alias Königin Elisabeth von Rumänien (1843- 1916) .....	94

## Kapitel 3: Elisabeth, Kaiserin von Österreich und Königin von Ungarn

(1837-1898) ..... 104

3.1. Die geistige (R-)Evolution einer Kindfrau - „O überschwenglich süße Lust, die geistigen Schwingen zu entfalten!“ .....	112
3.2. „Frei sollen die Frauen sein; sie sind oft würdiger, es zu sein, als die Männer.“ - Emanzipierung von der „Kerkerburg“ .....	121
3.3. „Wie bitter weh´ du mir gethan, einst sagen´s meine Lieder...“ .	131
Die Ehe des Kaiserpaares .....	131
3.4. Privatperson oder Politikum? .....	144
3.5. Schönheitskult und sportliche Ekstase .....	154
3.6. „Schließlich, was ist wohl Verrücktheit?“: am Rande des Wahnsinns .....	168
3.6.1. Mythos und Wahnsinn .....	177
3.7. Das Poetische Tagebuch - Titanias „Abendgangerinnerungen“ .	186
3.7.1. Psycho-Hygiene: Dichten für die Zukunftsseelen .....	196
3.7.2. Romantische Abenteuer unter dem Pseudonym der Feenkönigin „Titania“ .....	201
3.7.3. Meister und männliche Muse: Heinrich Heine .....	207
3.8. Der Denkmalstreit .....	221
3.9. Die fliehende Möwe: Reisen um des Reisens Willen .....	229
3.10. „Ich aber breite [...] aus die weiten weissen Schwingen, und kehre ins Feenreich nach Haus – nichts soll mich wieder bringen“ – der Tod der Kaiserin .....	241
3.11. „Nie lässt sich in den Käfig zwingen, und wäre er golden auch, was frei...“ – Elisabeths emanzipatorischer Sonderweg .....	244

## Kapitel 4: Bertha von Suttner (1843-1914), eine gesellschaftlich hybride

Freidenkerin .....

4.1. Ein Frauenleben in der Polarisierung von Geschlecht und Klasse .....	252
4.1.1. Komtesse Kinsky, eine „Zigeunerin des Luxus“ .....	253
4.1.2. Matriarchin im Orient und Okzident .....	268
4.2. Doppelte Emanzipation statt Geschlechterkrieg: Der „Edelmensch“ .....	280

4.2.1. Gegen die Doppelmoral: <i>Das Maschinenzeitalter. Zukunftsvorlesungen über unsere Zeit</i> von „Jemand“ (1888) .....	281
4.3. Die Schriftstellerin Bertha von Suttner .....	296
4.3.1. Zwischen Friedensmission und Auftragsschreiben .....	298
4.3.2. Die „Friedensbertha“ und ihre Mission .....	309
4.3.2.1. Frauen gegen Krieg und die extraponierte Position der „Friedensbertha“ .....	322
4.3.2.2. <i>Die Waffen nieder! Eine Lebensgeschichte</i> (1889) .....	325
 Kapitel 5: Frieda von Bülow (1857-1909) .....	 336
5.1. Biographisches und soziopolitische Mission .....	338
5.2. Schriftstellerische Pionierarbeit .....	347
5.2.1. Imperialistische Propaganda und Frauenemanzipation .....	352
5.3. Sendungsbewußtsein der weißen Frau auf dem schwarzen Kontinent .....	354
5.4. Autobiographie im Nukleus: ein neues Genre entsteht .....	362
5.4.1. Adelige Botschafterinnen .....	368
5.4.2. Koloniale Fantasien spiegelverkehrt: der Kolonialheld als Frauenfantasie .....	381
5.5. Frieda von Bülows Kolonialliteratur als Almanach der Klassen .....	394
5.6. Die „mutige Farmerin“ und andere feministische kulturimperialistische Zukunftsvisionen .....	400
5.7. Reiseliteratur als elitäres „Feminotopia“ .....	406
 Reflexion & Ausblick .....	 410
 Bibliography .....	 421



## Einleitung

### Themenstellung und Forschungslage

Thema und Anliegen dieser Arbeit ist die kritische Auseinandersetzung mit der literarischen Verarbeitung der Emanzipation bei Kaiserin Elisabeth von Österreich, Gräfin Bertha von Suttner und Freiin Frieda von Bülow anhand ausgewählter Texte. Herausarbeiten möchte ich die Auswirkungen und Restriktionen der Theoreme von Gender und gesellschaftlicher Klasse auf den Prozess der Emanzipation der jeweiligen Autorin. Diese Dissertation soll also als dreiseitige kulturelle Analyse in der Auseinandersetzung mit „Her-Stories“ signifikante Konzepte von sozialer Klasse herausarbeiten und somit eine neue Perspektive auf ein altbekanntes Thema eröffnen. In der Fachliteratur ausreichend behandelt findet man die Wirkungszusammenhänge von ‚Frau‘ und ‚Rasse‘,<sup>1</sup> die als marginalisierte Randgruppe einer Gesellschaft zur Untersuchung und Analyse herangezogen wurden – die Paarbildung von ‚Frau‘ und ‚Klasse‘ im 19. Jahrhundert war Grundlage wissenschaftlichen Arbeitens vor allem innerhalb der Problematisierung des Mittelstandes und Bildungsbürgertums,<sup>2</sup> während „die Geschichte der Frauen des Adels völlig im Dunkeln [liegt]“ (Winkelhofer 9);

---

<sup>1</sup> Dieses sehr generelle Faktum hinreichend zu differenzieren und zeitgeschichtliche und literaturtheoretische Unterschiede darzulegen, würde hier zu weit führen; da ich mich in meiner Arbeit innerhalb des 19. Jahrhunderts bewege, möchte ich nur auf die zu dieser Zeit relevanten Forschungsfelder zu „Frau und Rasse“ hinweisen: im Zusammenhang mit Studien zum (Post-)Kolonialismus und zur nationalen Identität und “Germanness” (vgl. Dietrich, Anette. *Weißer Weiblichkeiten. Konstruktionen von “Rasse” und Geschlecht im deutschen Kolonialismus*), sowie auf Studien des 20. Jahrhunderts zur Diaspora, Ethnizität, zum Eurozentrismus, und den Black Feminist Studies.

<sup>2</sup> Elke Frederiksen's Band *Die Frauenfrage in Deutschland 1865-1915* zum Beispiel setzt sich in fünf sehr detaillierten Kapiteln mit allen Bereichen des sozialen, politischen, familiären und rechtlichen Spektrums der Lebenserfahrung ausschliesslich proletarischer und bürgerlicher Frauen auseinander. Vgl. auch Gerhard, Ute et al. *Umbruch in Europa, Aufbruch der Frauen? und Frauenbewegung und Feminismus. Eine Geschichte seit 1789*. Außerdem: Kaloyanova-Slavova (1998): *Übergangsgeschöpfe*.

thematisiert wurde die erstgenannte Konstellation vor allem im Zuge der Industrialisierung, der Veränderung des Familienkonzeptes ganz allgemein, die mit der Verstädterung auftrat und revolutionären Ideen, die im ausgehenden 18. Jahrhundert, vor allem aus Frankreich (aber auch den Vereinigten Staaten) nach Deutschland überschwappten und den niederen sozialen Schichten und den Frauen erste Parolen von Gleichheit und Gleichberechtigung zeigten und somit zum aufgeheizten Gesellschaftsklima im Vormärz beitrugen und schließlich in der Revolution von 1848 gipfelten.<sup>3</sup> Zielsetzung dieser Arbeit ist der Versuch einer (Neu-) Erforschung der adeligen Frau – im allgemeinen – und im besonderen Falle der angeführten Aristokratinnen - als Autorin im späten 19. Jahrhundert. Unter Berücksichtigung der Frage nach der Existenz einer „weiblichen Tradition“<sup>4</sup>, die sich durch Gemeinsamkeiten ebenso wie durch Unterschiede sozialer und geschichtlicher Umstände manifestiert, soll im Folgenden eine Neudefinierung der Schriftstellerinnenrolle auf der Materialgrundlage von veröffentlichten Werken, autobiographischen Schriften und Briefen, angestrebt werden.

Um die Jahrhundertwende von 1900 war es mehr und mehr Frauen gelungen, sich aus familiären und gesellschaftlichen Restriktionen zu lösen und als Schriftstellerinnen, Erzieherinnen und Gesellschafterinnen ein eigenes Auskommen zu bestreiten. Dieser Befreiungsakt wurde von der Gesellschaft allerdings mit Sanktionen belegt und die so Geächteten sahen sich ständigen Angriffen ausgesetzt.

---

<sup>3</sup> Die Schriftstellerinnen des Vormärz gehören zu den am ausführlichsten untersuchten Frauengruppen der deutschen Literatur, siehe auch Kapitel 2 der vorliegenden Arbeit.

<sup>4</sup> Der Begriff wird ambivalent diskutiert; ich verstehe ihn als nicht genauer definierte phänomenologische Existenz einer Teilhabe der Frau an der Literaturgeschichte, sowohl als bildlich-mythische Präsenz, als auch als tatsächlich Schreibende.

„The ‚feminization of culture‘ was considered by many a threat to the official division of gender and labor. As one anonymous ‘husband of a Sappho’ complained [...] about his writer wife: ‘Her whole peculiar character is gone: gone are modesty, propriety, all femininity, which have changed to bold self-assertiveness, precociousness and pedantry.’” (Zantop “Trivial Pursuits” 20)

Recherchiert man jedoch die Schriftstellerinnen der adeligen Klassen, so sind die Resultate dürftig bis nichtig. Einzelne Autorinnen aus dieser Riege<sup>5</sup> sind heute im Zuge der feministischen Literaturwissenschaft ausführlich biographiert worden, ihre Werke ediert und neu verlegt; als Gesellschaftsgruppe wurden sie bislang nicht untersucht, dabei gilt es in der modernen Geschlechterforschung einen Perspektivenwechsel zu vermerken, der von einer rein feministischen Ausrichtung abrückt und vielmehr Ursache und (Zusammen-)Wirkung verschiedener Herrschaftsschemata, sowie deren Relationalität in den Mittelpunkt stellt.

Frauen der hegemonialen Kultur sind [...] diskriminiert und dominant zugleich. In ihrer Person kommen verschiedene, auch gegensätzliche Positionen gleichermaßen zum Tragen.<sup>6</sup> [...] Geschlecht wird überwiegend als eine sozial und kulturell geformte relationale und kontextspezifische Strukturkategorie betrachtet, deren Funktionsweise immer nur im Zusammenwirken mit anderen Strukturkategorien wie Klasse [...] zu verstehen ist. (Dietrich Weisse *Weiblichkeiten* 15)

---

<sup>5</sup> z.B. Sophie von La Roche (1730-1807), Rahel Varnhagen von Ense (1771-1833); siehe auch Kapitel 2C dieser Dissertation.

<sup>6</sup> hier zitiert nach: Rommelspacher, Birgit. “Fremd- und Selbstbilder in der Dominanzkultur”. *Projektionen. Rassismus und Sexismus in der Visuellen Kultur*. S. 35

Als meinen Ansatz vorstellen möchte ich eine kritische Auseinandersetzung mit den schriftstellerischen Werken von drei Aristokratinnen, die als zur regierenden Klasse gehörig wertvolle Einblicke und Informationen zur Zeitgeschichte und dem politischen Geschehen nach der Märzrevolution gewähren und zugleich als unfreiwillige feministische Aktivistinnen emanzipatorische Impulse setzten und „frauenbewegtes“ Gedankengut stifteten. Zu den großen Innovationen der Frauenemanzipation im 19. Jahrhundert gehört vor allem der Gewinn der physischen und räumlichen Freiheit; Frauen war es zunehmend möglich, sich auf Reisen<sup>7</sup> zu begeben, unwillkürlich Spaziergänge und Wanderungen zu unternehmen, ohne männliche Begleitung das Haus zu verlassen (Aristokratinnen galt dies noch bis zum ersten Weltkrieg als unschicklich und war tunlichst zu vermeiden); körperliche Ertüchtigungen wie etwa Radfahren, Reiten oder Schwimmen rückten in den Bereich des Möglichen, für manche wohlhabende Familien sogar Alltäglichen.<sup>8</sup> Beim Adel ein hervorgehobenes Kriterium in der Erziehung, auch bei Mädchen, war die körperliche Ertüchtigung. Überhaupt sollten Kinder nicht verweichlicht werden, jegliche Mimosenhaftigkeit wurde auch den Mädchen früh ausgetrieben. Dem hohen Stand entsprechend sollten sie lernen, sich nicht gehenzulassen und körperliche Unpässlichkeiten ohne Gejammer zu ertragen, um auch im Hinblick auf ihre späteren Pflichten in der Gesellschaft ein angenehmes Gegenüber zu werden, das sich und seine Affekte in der Hand hat. Das verzärtelte Kind, wie man es in vielen Bürgerfamilien fand, entsprach absolut nicht dem Erziehungsideal der Aristokratie – die eher eine spartanische körperliche Erziehung präferierte. (Winkelhofer 24)

---

<sup>7</sup> vgl. Pelz, Annegret (1993): *Reisen durch die eigene Fremde: Reiseliteratur von Frauen als autogeographische Schriften*.

<sup>8</sup> <http://www.sportsfrauen.de/historisches/antike.html>, 25. Mai. 2011.

Fortschrittliche aristokratische Familien ließen sich Tennisplätze, und gegen die Jahrhundertwende sogar Schwimmbassins anlegen, die auch die weiblichen Familienmitglieder benutzen durften – selbstverständlich nur, wenn die Familie unter sich war. (Winkelhofer 187)

Das Brechen gesellschaftlicher Normen und Werte wurde nicht länger mit totaler sozialer Ächtung geahndet und das Eintreten einer Frau in die öffentliche Sphäre wurde zunehmend akzeptabler. Vor allem seit dem Vormärz, also den 1830er Jahren, konnte man ein zunehmend selbstbewussteres Auftreten von Frauen beobachten, und die Umrisse eines emanzipierten und staatsbürgerlichen Frauentypes begannen sich herauszukristallisieren. Auf dem literarischen Schauplatz eröffneten Verfasserinnen<sup>9</sup> der „Frauenliteratur“ und von „Frauenromanen“<sup>10</sup> die öffentliche Debatte um die Gleichheit und Gleichberechtigung der Geschlechter, von der sexuellen Doppelmoral und den Forderungen zur gesellschaftspolitischen Verbesserung der Situation der Frau. In Absonderung von der bürgerlichen Frauenemanzipation suchten Aristokratinnen ihren individuellen Weg zur Befreiung der eigenen Person; diese Dissertation widmet sich dem emanzipatorischen „Sonderweg“<sup>11</sup> von Kaiserin Elisabeth von Österreich, Baronin Bertha von Suttner und der Freifrau Frieda von Bülow. Die Lebensgeschichten (und deren Fixierung in den respektiven literarischen Schöpfungen) dieser Aristokratinnen müssen

---

<sup>9</sup> z.B. Fanny Lewald (1811-1889), Louise Otto-Peters (1819-1895), Bettina von Arnim (1785-1859), etc.

<sup>10</sup> Vgl. Stein, Peter. „Vormärz“. *Deutsche Literaturgeschichte*. 280 ff.

<sup>11</sup> Es sei verwiesen auf die geschichtswissenschaftliche Verwendung des Begriffes „Sonderweg“. Als „(deutscher) Sonderweg“ kontrovers diskutiert wird die Evolution der deutschen Feudalstaaten zum demokratischen deutschen Nationalstaat. Die Schwierigkeit der Definition liegt darin, dass es zur Etablierung eines „Sonderweges“ zunächst einem anderweitig existierenden Normal- zw. Regelfall bedarf, der in der Historiographie vergleichbarer europäischer Nachbarstaaten nicht nachgewiesen werden kann. In der Logik meiner Präsentation jedoch ist der Begriff äußerst passend, da den emanzipatorischen „Sonderwegen“ der diskutierten Aristokratinnen die Normfälle der bürgerlichen und proletarischen Frauenbewegung entgegenzustellen sind.

als Ausdruck eines elitären Individualismus stehen. Der Unikatscharakter eines jeden der drei „Sonderwege“ zur Emanzipation soll hier erstmals zu einer ganzheitlichen Erfassung der Frau und ihres Werkes führen. Gerade im Falle der österreichischen Kaiserin, die als „Sisi“ international und durch alle Alters- und Gesellschaftsklassen hindurch „Kultstatus“ hat, steht die historische tatsächliche Elisabeth weit zurück. Eine verkitschte und ästhetisch-weichgezeichnete Version der realen Kaiserin verstellt den Blick auf ein kulturpolitisches Phänomen der Mythifizierung, das sich einerseits aus der nonkonformen Emanzipierung und traditionsopportunen Verweigerung der freiheitsliebenden Kaiserin speist, diese aber auch gleichzeitig verdeckt. „Sisi“ ist als Kulturobjekt, als in Film, Musical und Belletristik stilisierte Legende allgegenwärtig; ihre intellektuelle, politische und individualistisch-feministische Ausrichtung, die sie in ihrem *Poetischen Tagebuch* literarisiert, bleibt – aus Gründen der Ignoranz und Unkenntnis (oder aufgrund der Unvereinbarkeit einer konfliktreichen und schwierigen Persönlichkeit mit dem Elisabethbild der breiten Öffentlichkeit) nach wie vor im Dunkeln. In dieser Dissertation soll Kaiserin Elisabeth erstmals als Schriftstellerin vorgestellt und recherchiert werden; in der Symbiose von historiographischer Lebensgeschichte und literarischer Persönlichkeit kristallisiert sich ein wahrhaft pionierisches Frauenbild heraus: die sich selbst emanzipierende und stilisierende aristokratische Autorin. Analog zu der interpretativen Analyse von Kaiserin Elisabeth, die sich aus den definierenden Komponenten „Aristokratin“ und „Autorin“ ambitioniert, sollen auch die akademischen und diskurstheoretischen Konterfeis der Baronin von Suttner und der Freifrau von Bülow um jeweils fehlende Faktoren ergänzt werden. Ganz ähnlich den Stipulationen an der Person Kaiserin Elisabeths wurden die wissenschaftlichen Exzerpte dieser Aristokratinnen sozio-

und kulturpolitisch beschnitten und in ihrer Halbheit in verschiedenen akademischen Diskursen und Disziplinen verankert: Bertha von Suttner ist weithin bekannt als „Friedensbertha“, als Friedensnobelpreisträgerin und Pazifistin, Frieda von Bülow als Rassistin, Nationalistin und Vertreterin der Herrenrassentheorie. Die feministischen und klassentheoretischen Abhandlungen in Romanen, Novellen und Artikeln der Autorinnen verstummen hinter der Popularität ihrer respektiven primären Werke<sup>12</sup>. In der kombinierten Analyse von Biographie, Autobiographie und literarischem Gesamtwerk zeigt diese Dissertation ein innovativ-gesamtheitlich abgerundetes Bild der Ausnahmearistokratinnen als nicht-bürgerliche Vorreiterinnen eines Emanzipationsbewußtseins der Frauen.

**Elisabeth von Österreich** (1832-1898) weigerte sich, sich ihrem Stand gemäß zu verhalten, zunächst insgeheim, dann immer öffentlicher, behauptete sie ihr Anrecht auf Selbstverwirklichung, ein Konzept, das erst die Emanzipationsbewegung des 20. Jahrhunderts salonfähig machte. Sie sah sich selbst als Individuum und Intellektuelle, ihrer politischen Überzeugung nach war sie Republikanerin,<sup>13</sup> Klassenbewusstsein und Standesdünkel waren ihr fremd: Ihr lieben Völker im weiten Reich,/ So ganz im Geheimen bewundre ich euch:/ Da nährt ihr mit eurem Scheweisse und Blut/ Gutmütig diese verkommene Brut! (Kaiserin Elisabeth 163) Als Lebenssinn und -zweck sah sie ihre Dichtungen, die sie in einer Art mystischer Seelenehe mit dem bereits verstorbenen

---

<sup>12</sup> Im Falle Suttners *Die Waffen nieder!* (1889), im Falle Bülows *Reiseskizzen und Tagebuchblätter* (1889), als auch die in der Dissertation besprochenen Kolonialromane.

<sup>13</sup> Sie vertrat demokratische Ideen, verspottete die aristokratische Gesellschaft als Kuriosum und deren Auswüchse als „vergänger Pracht Skelett“ (Kaiserin Elisabeth 139), und wurde schließlich am Wiener Hof nur noch als Provokation wahrgenommen. Diese antimonarchischen Ideen gab sie an ihren Sohn, Kronprinz Rudolf, weiter und trägt in diesem Sinne Mitschuld an der Tragödie seiner Lebensgeschichte.

Heinrich Heine<sup>14</sup> zu Papier brachte und zelebrierte. Sie verbrachte den Grossteil ihres Erwachsenenlebens auf Reisen, kreuzte ziellos die Ozeane, besuchte ferne Länder wie etwa Ägypten; sie bestieg alpine Berge, begab sich auf tagelange Wanderungen und ließ in jedem ihrer Schlösser ein Turnzimmer einrichten. Oftmals wusste noch nicht einmal ihr Ehemann, in welchem Lande sich die Kaiserin gerade aufhielt. Für die Angehörigen ihres Standes empfand sie nicht viel mehr als Spott und Verachtung; ganz nach dem Vorbild „des Meisters“ Heinrich Heine sind ihre Dichtungen voll des Hohns und der Belächelung der allerhöchsten Kreise und des aristokratischen Systems.

**Bertha von Suttner** (1843-1914), posthume Tochter des Feldmarschalls Graf Joseph von Kinsky und seiner viel jüngeren und unstandesgemäßen Ehefrau, hatte von ihren Debütantinnentagen an unter ihrem „Zwitter“-Status zu leiden; als Sprössling einer der vornehmsten alten Adelsgeschlechter wurde ihr wegen der bürgerlichen Mutter Sophie Körner Aufnahme in höhere Kreise und eine gute Partie verwehrt. Nach ihrer heimlichen Heirat mit Arthur von Suttner, dem ältesten Sohn der Familie, bei der sie als Gouvernante angestellt war, floh sie mit ihm in den Kaukasus, wo das Paar neun Jahre verbrachte. Später unternahm Bertha von Suttner im Alleingang unzählige (Vortrags-) Reisen, unter anderem in die Vereinigten Staaten von Amerika: „Zweifelloso hat ihr ihr aristokratischer Status – und auch ihr Geschlecht – Tore geöffnet, die ihr unter anderen Vorraussetzungen verschlossen geblieben wären“. (Cohen 87) Als Kämpferin für den Frieden verschaffte sie sich Zugang zur öffentlichen Sphäre; sie engagierte sich ganz offen als Schriftstellerin, Organisatorin und später Friedensnobelpreisträgerin und hatte

---

<sup>14</sup> Heinrich Heine (1797-1856); zur detaillierten Herausarbeitung der Bedeutung Heinrich Heines in Bezug auf Kaiserin Elisabeth siehe Kapitel 3 der Dissertation.



außer viel Anerkennung Spott und Schadenfreude zu ertragen und sich selbst als Witzfigur und Karikatur in Zeitungen und Magazinen zu erfahren.

Für **Frieda von Bülow** (1857-1909), deren erste Kindheitserinnerung vom orientalischem-aufregenden Leben in Smyrna geprägt wurde, bedeutete der frühe Tod des Vaters ein finanziell und räumlich eng beschränktes Dasein in einem deutschen Herrnhuterdorf<sup>15</sup>. Nach dem Unfalltod ihrer Schwester und engsten Vertrauten sucht sie nach einer vereinnahmenden Aufgabe und verschrieb sich und ihre gesamte Existenz der deutschen Kolonialidee, was romantisch verklärte Erinnerungen an ihre frühe Heimat in ihr wachrief :

Ich habe als Kind mit Vorliebe die Märchen von tausend und einer Nacht durchblättert, die mein Vater in einer vier Foliobände starken Prachtausgabe mit unzähligen Illustrationen besaß. Jetzt scheint mir diese orientalische Märchenwelt vor meinen Augen lebendig geworden, so oft ich Gelegenheit habe, nachts die Gassen zu durchwandern. (FvB *Reiseskizzen* 42)<sup>16</sup>.

Die ‚orientalische Märchenwelt‘ lässt von Bülow später als Verfasserin von teils autobiographischen Kolonialromanen wieder auferstehen, in denen sie ihr außergewöhnliches Leben in Ostafrika verarbeitet, und die aufgrund ihres Eurozentrismus und deutschnationalistischer Positionalisierung bis heute oft ambivalent diskutiert werden.

---

<sup>15</sup> Herrnhuter Brüdergemeinde: Im frühen 18. Jahrhundert von katholischen Glaubensflüchtlingen in Sachsen (Ort Herrnhut) gegründete evangelische Freikirche.

<sup>16</sup> Im Folgenden wird Frieda von Bülow in den Literaturangaben mit dem Kürzel FvB aufgeführt.

Von der allgemeinen imperialistischen Stimmung in Berlin angesteckt, lässt sie sich vom Zeitgeschehen mitreißen und wird aktiv.<sup>17</sup> Vor Ort setzte sie sich tatkräftig für die imperiale Sache ein: Sie half, Krankenstationen in Ostafrika zu errichten. Wegen Zwistigkeiten mit dem ihr vorgesetzten Dachverein<sup>18</sup> wurde sie jedoch nach Deutschland zurückbeordert. Wenig später kehrte sie alleine nach Afrika zurück, um die Plantage ihres verstorbenen Bruders zu übernehmen.

Vorkämpferinnen der Frauenbefreiung waren diese drei Aristokratinnen aus ganz persönlichen Gründen; um sich selbst zu befreien und zu verwirklichen, sagten sie dem Patriarchismus und der herrschenden Gesellschaftsform den Kampf an. Sie ragen vor allem aufgrund ihrer sozialen Stellung aus der Masse der sich Emanzipierenden, ebenso wie der der Schriftstellerinnen, heraus. Ganz jedoch konnte sich zum Beispiel Kaiserin Elisabeth nicht aus der einzigen Gesellschaftsform lösen, die sie kannte: dem Patriarchat. Selbst in ihrer Poetik, in ihrem Tagebuch, hat sie einen „Meister“, der ihr die Verse diktiert - Heinrich Heine. Selbst in ihrer Phantasiewelt, in die sie sich flüchtet, unterwirft sie sich einem männlichen Führer, den sie allerdings andererseits als männliche Muse gebraucht, was aus der Gender-Perspektive hoch interessant ist, da Elisabeth hier die ihr als Frau zugeschriebene Objektposition mit derjenigen des Subjekts vertauscht, sie dreht sozusagen den geschlechtsrollenspezifischen „Spieß“ um.

Beide, Elisabeth und Bertha von Suttner, hatten ehrgeizige Mütter, die ihre Töchter an den „Meistbietenden“ an Wohlhaben und sozialem Prestige verheiraten wollten; beide heirateten sie aus Liebe (so weit man das von einer Fünfzehnjährigen – im Falle Elisabeths - behaupten kann), die eine im Rahmen der von der Mutter eingeleiteten

---

<sup>17</sup> Vgl. Ulrich van der Heyden (Ed.) (2009): *Kolonialer Alltag in Deutsch-Ostafrika in Dokumenten* und Edgar Feuchtwanger (2001): *Imperial Germany 1850-1918*.

<sup>18</sup> Vereinfachte Darstellung; zur genaueren Herausarbeitung der Kausalität siehe Kapitel 5 der Dissertation.

Ehestiftung (die eigentlich ihrer älteren Schwester galt), die andere ganz unkonventionell und heimlich, und beide mussten erleben, wie sich die durch zahlreiche Opfer erkaufte Liebe in Untreue, gesellschaftlichen Konventionen und (emotionaler) Vernachlässigung von Seiten der Männer erschöpfte. Nicht nur an privater Front hatten sie mit dem „starken“ Geschlecht ihre liebe Not, auch in der Öffentlichkeit hatten die „seltsame Frau“ Elisabeth, sowie die „Gschaftlhuberin“, die Friedensbertha, mit Spott und Feindseligkeiten zu kämpfen, gerade „weil sie [...] Frau[en] gewesen [sind].“ (Dohnal VII) Für alle drei Ausnahmefrauen gab es die „Frauenfrage“ per se nicht, für sie als „self made“ Intellektuelle stellte die potentielle Egalität in der Geistesleistung der Geschlechter keine Frage dar; von Suttner forderte den Edelmenschen, eine gemeinsame Evolution beider Geschlechter. Ihr Standpunkt war, dass die Frauen sich nicht wirklich befreien wollen; wie von Bülow prangerte sie Apathie und träge Gleichgültigkeit an und plädierte leidenschaftlich für ein Streben nach kulturellem und humanitärem Wandel als pragmatischem Ziel, anstatt des bislang höchsten Zieles eine ‚gute Partie‘ zu machen. Ihnen selbst als Kosmopoliten und Angehörigen der Oberschicht schien die ‚moderne‘ Forderung nach dem freien Verfügen über ihre Zeit für Dinge, die sie selbst als sinnvoll und wertig erachteten, ebenso wie nach physischer und psychischer Freiheit nur angemessen und selbstverständlich; blinde Flecken und Unverständnis im Hinblick auf soziale Ungleichheiten, resultierend aus der ihnen eigenen aristokratischen Lebenswelt, zeigen Defizite an sozialer Sensibilität und elitärem Bewusstsein auf und vervollständigen als wertvolle Ergänzung das jeweilige Gesamtbild der zeitgenössischen Gesellschaft. Das Schließen von sich auf andere ist immer extrem subjektiv und mit Fehlinterpretationen und Missdeutungen aufgeladen, wenn es Klassengrenzen

überschreitet, ganz besonders, wenn die Annahme von einer höheren Schicht auf eine untergeordnete bezogen wird. In dieser das Patriarchat imitierenden tonangebenden Position der weiblichen Gesellschaftselite, kann man – trotz gezieltem und berechnendem Einsatz von privilegiertem Status – ein Erkennen des hierarchisch organisierten Geschlechterverhältnisses als strukturelles Gewaltphänomen, das in der privaten Korrespondenz, wie auch den literarischen Werken der Autorinnen angeprangert wird, wahrnehmen.

Forschung und Konzeption der Dissertation stützen sich auf Ansätze des New Historicism,<sup>19</sup> die als Verständnisgrundlage den historischen Kontext unter Einbeziehung von Zeitgeist und Zeitgeschehen anerkennen und durch interdisziplinäre Kooperation gesellschaftliche, kulturelle und intellektuelle Gehalte aus einem (literarischen) Text herauslesen. Für meine Analyse besonders dienlich ist die Auslegung der Theorie<sup>20</sup> nach Foucault, die auf das Machtverhältnis zwischen und innerhalb gesellschaftlicher Klassen gründet. Diese Kontrolle des sozialen Kräfte-(-un)-gleichgewichts wirkt als genereller Generator und Katalysator für alle menschlichen (Inter-)Aktionen innerhalb eines Gemeinwesens. Nach Foucault<sup>21</sup> liegt Macht in Kenntnis und Wissen, und diese Einschreibung von intellektueller beziehungsweise bildungspolitischer Macht führt zu der Annahme, dass Texte<sup>22</sup> von denjenigen geschrieben werden, die diese Macht in Händen halten; dies wiederum bedeutet, dass in einem literarischen Text wertvolle Informationen und Diskurse eingeschlossen sind, die durch bestimmte Fragestellungen und Techniken

---

<sup>19</sup> Literaturkritische Schule, gegründet in 1980er Jahren, bekannt v.a. durch Stephen Greenblatt.

<sup>20</sup> Unbeachtet soll hier dessen politisch-historischer Ursprung im Marxismus bleiben.

<sup>21</sup> Ich beziehe mich hier vor allem auf: Susan Hekman (1996): *Feminist Interpretations of Michael Foucault*.

und Foucault, Michel (1980): *The History of Sexuality*.

<sup>22</sup> Hier verstanden als sozialer Text, nicht nur literarischer Text, sondern auch Kunst, Film, Architektur etc.

soziohistorische Details freilegen. „[...] Inserting class difference into [...] place[s] where it might seem to have lost its resonance, [is to] insist on its unacknowledged significance everywhere.” (Monica Andersson 149) Die ‘Stiefkind’-Rolle der Adelsgeschichte innerhalb der Geschichts- und Geisteswissenschaften trifft auf Unverständnis gerade auch im Hinblick auf das reiche Quellenmaterial – „eine Folge der privilegierten Stellung dieser Gesellschaftsgruppe, die im Gegensatz zu anderen Gruppen die Möglichkeit und die Muße hatte, Schriftquellen zu verfassen und zu archivieren.“ (Winkelhofer 9)

In diesem Sinne will die neue Literaturwissenschaft als Kulturwissenschaft gelten, die unter Verkreuzung interdisziplinärer Ansätze und Einschließung unterschiedlichster soziopolitischer Aspekte zu literaturkritischen Analysen herangezogen wird. Der Fokus dieser Arbeit richtet sich auf Zusammenhang, Bedeutung und gegenseitige Einflussnahme der oben erklärten Kulturkonzepte der gesellschaftlichen Machtbalance zwischen Gender<sup>23</sup> und sozialer Klasse.

Bei der Erarbeitung der Grundlagen dieses Forschungsprojekts habe ich versucht, die renommierten älteren, ebenso wie relevante neue Veröffentlichungen zu verwenden. Für die Sammlung an Quellenmaterial zu Kaiserin Elisabeth habe ich dank der Genehmigung des Chefs des Hauses Wittelsbach, Franz Herzog von Bayern<sup>24</sup>, Einsicht in die Kabinetts- und Hausakten des geheimen Haus- und Staatsarchives in München nehmen können. Diese Akten zur Geschichte des königlichen Hauses befinden sich in Privatbesitz als Teilbestand des Wittelsbacher Ausgleichfonds. Die für dieses Thema wichtigsten Dokumente sind (in Auszügen) im Anhang der Dissertation beigefügt. Zu Kaiserin Elisabeth gibt es sehr wenig Quellenmaterial, die meisten Privatsachen ließ die

---

<sup>23</sup> ‘Gender’ als gesellschaftlich konstruiertes Geschlecht versus ‘sex’ als biologisches. (vgl. Judith Butler)

<sup>24</sup> Franz Herzog von Bayern (\*1933), der Urenkel des letzten bayrischen Königs Ludwig III. ist seit 1996 das Oberhaupt des Hauses Wittelsbach, der Herrscherfamilie des Königreichs Bayern.

Kaiserin durch ihre Hofdamen und Vertrauten Gräfin Sztáray und Festetics vernichten; was an eventuellen Privatbriefen und ähnlichem erhalten geblieben ist, ging (laut Archivar des geheimen Hausarchives) in den Wirren der Weltkriege verloren oder befindet sich im wichtigsten habsburgischen Familienarchiv auf Schloß Wallsee, das selbst für wissenschaftliche Zwecke unzugänglich ist. Die in München einsehbaren Privatbriefe der Kaiserin sind somit als Rarität zu verstehen. Die erste wissenschaftlich und bis heute akkreditierte Biographie der Kaiserin schrieb Egon Caesar Conte Corti<sup>25</sup>; das recherchierte Quellenmaterial ist noch immer unübertroffen (selbst Brigitte Hamann, die heute renommierteste Elisabeth-Biographin bezieht sich in ihrer Monographie unzählige Male auf Conte Cortis Forschungsergebnisse), jedoch blendet Conte Corti die eher schwierigen und unbequemen Seiten der Kaiserin aus – seine Biographie fiel daher etwas schwärmerisch und einseitig aus. Wie schon angemerkt, muß die Historikerin Brigitte Hamann als *die* Elisabeth-Expertin angesehen werden, ihr ist es auch zu verdanken, dass das *Poetische Tagebuch* nicht im Archiv der Österreichischen Akademie der Wissenschaften in Wien, wohin es im April 1954<sup>26</sup> verbracht wurde, unveröffentlicht liegen blieb. Man erachtete damals den Inhalt der Gedichte als dem Rufe und Angedenken der Kaiserin schädlich und wollte sie somit unter Verschluss halten.<sup>27</sup> Diese

---

<sup>25</sup> Historiker und Militär im Offiziersrang (1886-1953): *Elisabeth die seltsame Frau* (1934), das 1989 als *Elisabeth von Österreich. Tragik einer Unpolitischen* neu herausgegeben wurde und bis 2001 in der vierten Auflage erschien.

<sup>26</sup> Die Blechkiste, die das dreibändige Manuskript der Kaiserin plus etwa 30 gedruckten Exemplaren enthielt, ließ diese in das Archiv ihres Bruders Herzog Carl Theodor verbringen mit der Auflage sie 1950 in die Schweiz zu schicken, was tatsächlich geschah.

<sup>27</sup> Hamann stieß gemäß ihren eigenen Angaben auf die Kassetten bei ihren Recherchen zu ihrer Biographie (1978) über Kronprinz Rudolf, Elisabeths Sohn; man hoffte nach deren Auftauchen in den 1950er Jahren in der Kassetten, den Abschiedsbrief des Prinzen an seine Mutter zu finden. Nach diesen Vermerkungen wurde die Schatulle jedoch nicht mehr erwähnt, und auf Hamanns Nachforschungen hin erhielt sie Einsicht und setzte eine wissenschaftliche Herausgabe der Gedichte durch.

Gedichte, die in Hamanns Biographie *Elisabeth. Kaiserin wider Willen*<sup>28</sup> erstmals erwähnt wurden, gab die Historikerin schließlich 1984 als *Kaiserin Elisabeth. Das poetische Tagebuch* heraus. Die Hamann-Biographie muß als die wohl objektivste Lebensgeschichte der Kaiserin gelten, da die Autorin als Historikerin versuchte, alle Nuancen der facettenreichen Habsburgerin einzubeziehen. Als kulturgeschichtlich bedeutsame (jedoch aufgrund des sozialen Ranges und der persönlichen Beziehung zur Kaiserin sehr positiven) Aufzeichnungen zu werten sind die der letzten Hofdame Elisabeths, Irma Gräfin von Sztáray<sup>29</sup> und des Vorlesers Constantin Christomanos<sup>30</sup>; deren Überlieferung von Elisabeth-Äußerungen sind umso bedeutsamer, da sich außer den lyrisch-überformten Aussagen im *Poetischen Tagebuch* sehr wenige erhalten haben. Aus dem familiären Umkreis der Kaiserin bezog ich Informationen aus den Niederschriften der Kaiserintochter Erzherzogin Marie Valerie<sup>31</sup> und der Nichte Marie Larisch-Wallersee<sup>32</sup>. Aus der Tatsache, dass Elisabeth als Autorin nur ein Werk geschrieben hatte, potentiert die Bedeutung dieser Sekundärwerke um ein vielfaches. Das Phänomen „Sissi“ erzeugt bis dato jedes Jahr zahlreiche Publikationen im belletristischen und halbwissenschaftlichen Bereich; zu nennen wären hier noch die mannigfaltigen Bücher von Gabriele Praschl-Bichler, Lisa Fischer und Martha Schad, die in der Bibliographie der Dissertation aufgeführt sind.

---

<sup>28</sup> 1981 und 1997 im Amalthea Verlag Wien; 1998 Neuauflage im Piper Verlag München, die aktuellste Ausgabe erschien 2012.

<sup>29</sup> *Aus den letzten Jahren der Kaiserin Elisabeth* (2004). Herausgegeben mit Vorwort von Brigitte Hamann, Amalthea Verlag Wien.

<sup>30</sup> *Elisabeth von Österreich. Tagebuchblätter von Constantin Christomanos* (1983). Herausgegeben von Verena von der Heydn-Rynsch. Matthes & Seitz Verlag, München.

<sup>31</sup> *Marie Valérie. Das Tagebuch der Lieblingstochter von Kaiserin Elisabeth von Österreich.*(2004) Herausgegeben von Schad Horst und Martha. Herbig Verlag München.

<sup>32</sup> Marie Louise Wallersee-Larisch. *Kaiserin Elisabeth und ich* (1935) und *Meine Vergangenheit* (1937), beide erschienen im Goten Verlag Leipzig.

Zu Bertha von Suttner gestaltete sich die Materialsuche zwiefältig: Ihr Hauptwerk *Die Waffen nieder!*, das in der Originalfassung 1889 erschien, kam in der neuesten englischen Ausgabe im Januar 2013<sup>33</sup>, in der letzten deutschen im April 2012<sup>34</sup> heraus. Ihrer anderen Werke, die für diese Dissertation grundlegend sind, wurde man dagegen nur in Archiven und Bibliotheken habbar, manche ihrer wenig populären Werke sind gänzlich unauffindbar. Die Baronin, die als Friedensnobelpreisträgerin schon zu Lebzeiten zu Berühmtheit kam, hinterließ eine ausführliche Autobiographie, deren etwas zurechtgestutzter und -gebogener Informationsgehalt von einigen gut recherchierten (posthumen) Biographien ergänzt wird. Darunter wären zu nennen Brigitte Hamanns *Bertha von Suttner. Ein Leben für den Frieden* (1986; 4. Auflage 2009), Laurie Cohens „*Gerade weil sie eine Frau sind ...*“ (2005), Monographien wie Maria Enichlmairs<sup>35</sup> zu den Jahren der Baronin im kaukasischen Exil und Veröffentlichungen des Internationalen Bertha-von-Suttner-Vereins zum Pazifismusaspekt der „Friedensbertha“.<sup>36</sup> Aufgrund des breiten Spektrums von Suttners Schriften in Roman- und Novellenform, in Artikeln und Aufsätzen konzentrierte sich hier die Analyse auf diese in Kombination mit den Eigenkommentaren der Autorin aus ihren Memoiren.

Zu Frieda von Bülow gibt es meines Wissens nur eine monographische und als solche etikettierte Biographie: Sophie Hoehstetters *Frieda Freiin von Bülow* (1910). Hoehstetters Darstellung aus der Position einer langjährigen Freundin und Vertrauten der Freiin erscheint etwas schwärmerisch und pathetisch, als Zeitzeugenbericht erweist

---

<sup>33</sup> *Disarm! Disarm! Adapted from the German Romance "Die Waffen Nieder," by the Baroness Bertha Von Suttner.* Hardpress Publishing (28. Januar 2013).

<sup>34</sup> *Die Waffen nieder!* Dearbooks Verlag, Bremen.

<sup>35</sup> *Abenteurerin Bertha von Suttner: die unbekanntenen Georgien-Jahre 1876-1885.* (2005).

<sup>36</sup> *Friede – Fortschritt – Frauen: Die Friedensnobelpreisträgerin Bertha von Suttner auf Schloß Harmannsdorf.* (2007)



sie sich jedoch hilfreich. Eine quasi Biographie der Kolonialautorin lässt sich aus verschiedenen Aufsätzen, Themaartikeln und Buchrezensionen komponieren; hier zu nennen wären vor allem Lora Wildenthal, Elke Frederiksen, Katharina von Hammerstein und Annette Dietrich.<sup>37</sup> Einige wenige Romane und Novellen der Freiin, die in den letzten Jahren teils schwer zu besorgen waren, erfuhren eine Neuauflage, was das verstärkte Interesse an Leben und Werk der Freiin, und damit dem Themenkomplex der (Post-) Kolonialismusstudien zeigt.<sup>38</sup>

---

<sup>37</sup> Alle hier verwendeten Schriften sind in der Biographie der Arbeit verzeichnet.

<sup>38</sup> Frieda von Bülow: *Hüter der Schwelle* (2012, Let me Print), *Die schönsten Novellen über Lou Andreas-Salomé und andere Frauen* (2011, Kindle Edition); Hammerstein, Katharina von (Hrsg.) *Frieda Freiin von Bülow: Reiseskizzen und Tagebuchblätter aus Deutsch-Ostafrika*. Berlin: Trafo, 2012.

# Kapitel 1: Kultur im Fokus: Die Cultural Studies und ihre Diskurse

## 1.1. Cultural Studies und die Evolution der Kulturstudien

Die Cultural Studies<sup>39</sup>, die sich vor allem durch ihre inter- und multidisziplinäre Fächerung auszeichnen, stellen ein völlig neues Konzept von Kultur vor, das besonders in den akademischen Bereichen der Geistes- und Gesellschaftswissenschaften zu einer Neuprägung geführt hat.<sup>40</sup> Diese Vielfältigkeit im Ansatz ermöglicht das Verständnis alltäglicher und besonderer kultureller Ereignisse einer (oder mehrerer) vergangener Epochen. Zur Untersuchung derselben werden Fragestellungen und Diskurse der Sprache, der Gender Studies, der Sexualität, der persönlichen und nationalen Identität(-sfindung) und der gesellschaftlichen Klasse herangezogen. Innerhalb der Cultural Studies rasonieren historische Prozesse, Zeitspannen und bedeutungsstiftende Entwicklungsverläufe wieder, als deren wirksamste Globalisierung, Demokratisierung und Dekolonialisierung gehandelt werden (Pratt 59); es stellt sich die Frage, wie diese Prozesshaftigkeit in Texten stattfindet. Im Rahmen dieses Dialoges frage ich in meiner Untersuchung nach der soziopolitischen Bedeutungsbildung, der Relativität des

---

<sup>39</sup> *Cultural Studies* sind im Deutschen mit "Kulturstudien" zu bezeichnen (nicht mit „Kulturwissenschaft“), um ihrer Existenzgrundlage als einer eigenständigen Disziplin rechtschaffend Ausdruck zu verleihen. „Kulturstudien“ oder *Cultural Studies* stellen Oberbegriffe bzw. Sammelbegriffe „für die multi-bzw. interdisziplinäre Analyse kultureller Fragestellungen“ dar (Kramer 94).

<sup>40</sup> Kennt man die Cultural Studies seit 1964 als akademische Disziplin in Großbritannien (The Centre of Contemporary Cultural Studies wurde 1964 an der Universität von Birmingham gegründet), so haben sie sich vor allem seit den frühen 1980er Jahren auf der universitären Bühne der Vereinigten Staaten etabliert. Hier liegen die Schwerpunkte in den Fächern der Geisteswissenschaften, wie der Literatur- und Geschichtswissenschaften, der Soziologie, Anthropologie und den Gender Studies. Die Öffnung des traditionellen Kanons durch den Einschluss von Artefakten und Texten der *popular culture* (Hall und Whannel 320), durch Texte der literarischen Minoritäten und Randgruppen, rücken Texte in den Brennpunkt des Interesses, die bei werkimmanenten Studien, wie etwa beim Yale New Criticism, wenig bis kein Interesse fanden und erst in aktuellen Dissertationen ihre Anerkennung als wichtige Zeitdokumente erfahren. Innovativ ist hierbei auch die erstmalige Einbeziehung des Rezipienten als bedeutungsstiftende Kraft in die wissenschaftliche Erarbeitung von Texten.

Zeitbegriffes für Studien des kulturellen und intellektuellen Skeletts einer zu untersuchenden Zeitspanne.<sup>41</sup>

The legitimations of social relations are in equality, and the struggle to transform them, are central concerns of cultural politics. Cultural politics fundamentally determine the meanings of social practices and, moreover, which groups and individuals have the power to define these meanings. Cultural politics are also concerned with subjectivity and identity, since culture plays a central role in constituting our sense of ourselves. Cultural struggles often reflect and/ or produce deep emotional feelings – feelings of patriotism, elitism, [...], sexism. (Weedon *Cultural Politics* 5)

Nicht nur die Achse der Zeitlichkeit liegt meiner Untersuchung zu Grunde, auch die der Örtlichkeit muss miteinbezogen werden. Angelika Bammer<sup>42</sup> weist darauf hin, dass Niederschriften von Abstrakta wie Erinnerungen und vergangenen Ereignissen mit den jeweiligen Orten eng verbunden sind und Assoziationen wachrufen, die bei Unkenntnis und Nichtbeachtung dem Rezipienten entgehen und so eventuell zu Missinterpretation und Missverständnis führen. Wie in meiner Themenstellung dargelegt, beschäftige ich mich eingehend mit der Konnotation von Bewegungsfreiheit und territorialer Ausweitung des „erlaubten“ Lebensradius der zu Untersuchenden und der biographischen Bedeutung der aufgesuchten Orte und deren Entsprechungen im Literarischen. Demnach ist Kultur kein abstrakt-theoretisches Studienobjekt, sondern eine

---

<sup>41</sup> Abgewogen wird das Schlagwort der *ungleichzeitige[n] Gleichzeitigkeit* (Bloch 23): Die „Ungleichzeitigkeit des Gleichzeitigen“ spricht das parallele Nebeneinander von teils widersprüchlichen, teils gegenteiligen Realitätssplittern an, die sich in der rückgerichteten Erinnerung zu einer scheinbaren Wahrheit zusammenfügen. Die verwendeten Ordnungsschemata allerdings standen den Zeitzeugen der erinnerten Periode nicht zur Verfügung: Künstliche Simultanität und räumliche Anschaulichkeit als strukturelles Modell leisten eine inszenierte Realität, die unter Nichtberücksichtigung des Sachverhalts der ungleichen Gleichzeitigkeit das Erkennen der zeitspezifischen Normalität verhindern.

<sup>42</sup> Angelika Bammer (1994): *Displacements: Cultural Identities in Question*.

kritisch zu beleuchtende Lokalität „of social action and intervention, where power relations are both established and potentially unsettled” (Procter 2), wobei das einzelne Individuum als Subjekt an der Produktion von Kultur teilhat, während es gleichzeitig als Objekt von ihr beeinflusst wird.

Die unpräzidierte Wirkungskraft der Cultural Studies im akademischen Bereich zeigt sich in allen Nischen des US-amerikanischen Universitätswesens: Vor allem aber der Paradigmenwechsel innerhalb der Germanistik legt Zeugnis ab von der Bedeutungsschwere der Cultural Studies: durch die Öffnung des Kanons, der Neu- und Wiederentdeckung vormals marginalisierter und ignorierte Texte, die Einbeziehung nicht-literarischer Texte und einer ganz allgemeinen Perspektivenerweiterung durch interdisziplinäre Fragestellungen entwickelte sich die einsträngige Literaturwissenschaft zur flexiblen Kulturwissenschaft, die sich ausdrückt durch “not a dismissal of literature, but, rather, **a rethinking of its use**<sup>43</sup>”. (Bammer “Interrogating Germanness” 32)

Nach Bachmann-Medick stehen die “Cultural Studies [...] für eine kritische Analyse der Macht von Texten und von symbolischer Repräsentation” (“Literatur – ein Vernetzungswerk” 215), gerade diese Kombination von der Frage nach Machtstrukturen mit der Forcierung von Interdisziplinarität verhalfen den Prinzipien der Cultural Studies zum Erfolg innerhalb der German Studies.

The tendency to focus on the work of white, middle-class, Western [...] women, often under a general heading of ‘women’s writing’, had led to the silencing or marginalization of issues of class [...] and the colonial legacy as they affected women’s cultural production. Moreover, these absences in the important work of

---

<sup>43</sup> Meine Hervorhebung.

recovery that was being undertaken by feminist scholars [...] were beginning to produce new, yet exclusionary, canons. (Weedon *Postcolonial Feminist* 282)

Diese moderne zeitgemäße Antwort auf die traditionelle Germanistik beschäftigt sich mit Identitätsstiftung und -findung, wie etwa: was bedeutet es als Frau und Schriftstellerin dem deutschen Adel angehörig zu sein? Wie und warum ist eine Charakteristik oder die Assoziation mit verschiedenen Gesellschaftsklassen identitätsstiftend? Und ganz allgemein: Wann und wieso ist etwas oder jemand deutsch und welche Implikationen beinhaltet dieses "Deutschsein" für Autorin und Werk?<sup>44</sup> Dieser kurze Fragenkatalog zeigt schon, wie vielschichtig und fächerübergreifend hier gearbeitet werden muss und wie weit sich die konventionelle Germanistik von einer rein textimmanenten ästhetischen Interpretation entfernt hat.

Die Deutschinstitute (vor allem) an den US-amerikanischen Hochschulen bieten heute ein breites Spektrum an Forschungsansätzen an, die alle in den Cultural Studies verwurzelt sind. Für die hier vorgelegte Forschungsarbeit von Bedeutung sind die Paradigmen der Women's Studies und Gender Studies, des New Historicism, der Postcolonial Studies und des "inneren Kolonialismus".

## **1.2. Women's Studies/ Gender Studies**

Die feministische Kritik konzentrierte sich im Rahmen der Gender Studies auf die Aufdeckung und das Aufzeigen der Verbindungen zwischen der literarischen und sozialen Missachtung von Frauen beziehungsweise des Fehlverhaltens ihnen gegenüber.

---

<sup>44</sup> Vgl. Angelika Bammer (1997): „Interrogating Germanness: What's Literature Got to do with It“. *A User's Guide to German Cultural Studies*. Für eine genau detaillierte Aufschlüsselung und Erklärung der Begriffe *German Studies*, *German Cultural Studies* und *Germanistik (Germanics)* siehe Irene Kakandes (2003): „From Deconstruction to Postcolonialism, 1980 to Present“. *German Studies in the United States: A Historical Handbook*. S. 243-255.

„[It] concentrated on exposing the misogyny of literary practice: the stereotyped images of women in literature as angels or monsters, the literary abuse or textual harassment of women in classic and popular male literature, and the exclusion of women from literary history.” (Showalter 5)

Der englische Begriff *Gender* als gesellschaftlich konstruiertes Geschlecht in Opposition zum biologischen *Sex* hat im Deutschen kein greifendes Äquivalent – in Anlehnung an Judith Butler hält man sich im deutschsprachigen akademischen Diskurs an die Begrifflichkeiten aus den Women’s Studies der 1970er Jahre. Die Gender Studies trachten nicht mehr nur nach Aufdeckung von Biographischem in den Werken von Frauen und deren Integration aus der Versenkung des Vergessens in den traditionellen Kanon, sondern vielmehr nach der Einbettung und Interpretation der daraus resultierenden Konzepte von „weiblich“ versus „männlich“ in einem jeweils ganz bestimmten sozialen und geschichtlichen Rahmen; diese Genese einer feministischen Literaturwissenschaft sieht mit dem grundsätzlichen Problem des Universalismus konfrontiert: wie bilden sich Bedeutungskonzepte und wie lassen sie sich in der Metasprache erklären ohne Begrifflichkeiten zu bemühen, die dem noch zu umreißenen Begriff bereits essentiell verinnerlicht sind? Nach Derrida<sup>45</sup> muss jede sich neu herauskristallisierende Struktur sich bereits in ihrem Entstehungsprozess auf ein Repertoire von Differenzen beziehen und schließt somit die Existenz einer rein objektiven empirischen Forschung von vorneherein als unmöglich aus, wie für ihn auch das Schema zweier gegensätzlicher Pole in ein unendliches unfixierbares und undefinierbares Spiel variierbarer Kombinationen zerfließt.

---

<sup>45</sup> Jacques Derrida (1978): *Writing and Difference*.

This has immediate relevance for feminist criticism, as it [...] precludes the possibility of a pure, neutral and universal viewpoint, and at the same time demonstrates that any simple abandonment of universality merely becomes another universalism. (Colebrook 216)

Das bedeutet, dass jeder Text, der das Postulat von Authentizität und „Wahrheit“ für sich in Anspruch nehmen und als Quelle und Ursprung von Bedeutung und unterschiedlichster Diskurse gelten möchte, einen Standpunkt „außerhalb“ anerkennen muss, von dem aus diese Unterschiede gesehen, debattiert und definiert werden können. Die akademische Frauenbewegung stellt hierfür drei theoretische Ansätze in den Vordergrund der Debatte um die Bedeutung und Konnotation der Geschlechtsunterschiede: „theories of equality, of difference and of deconstruction.“ (Buikema 3)

Den Ausführungen Debora Rosenbergs zufolge<sup>46</sup> gilt Gender als komplexes Zusammenspiel von Biologie, Genen, Hormonen und Kultur. Bei dem Versuch einer Positionierung innerhalb der sozialen und zeitgeschichtlichen Parameter spielt *Gender* unbestreitbar die Schlüsselrolle zur persönlichen Identitätsfindung. Renate Hof argumentiert überzeugend, dass Geschlechterbeziehungen repräsentativ immer auch das Regelwerk und das Wertesystem einer kulturellen Gemeinschaft widerspiegeln (Hof 2-33), was sich meiner Meinung nach direkt auf die Klassenzugehörigkeit der jeweiligen Frau beziehen lässt. Diese Annahme bildet das Fundament meines Projekts: Ich suche nach Darstellungen von Gender als quasi Organisationsprinzip innerhalb eines kulturellen Systems, das erheblich an der Stiftung des sozialen und politischen Diskurses desselben wirkt. Meine Ausführungen zielen auf die Anerkennung von Gender-Beziehungen und

---

<sup>46</sup> “What is gender anyway?” <http://www.newsweek.com/id/34772/page/1>.

der binären Kodierung von „männlich“ und „weiblich“ unter gleichzeitiger Einbeziehung einer weiteren kulturellen Strukturierungsform, nämlich der gesellschaftlichen Klasse. Das Fundament dazu bilden die Grundpfeiler der Gender Studies: Theorien und theoretische Abhandlungen zur dekonstruktiven Geschlechterforschung,<sup>47</sup> dem „Anderen Geschlecht“<sup>48</sup>, zur Geschlechterdifferenz<sup>49</sup>, und Chris Weedons Studien zur kulturpolitischen Bedeutung der Gender-Unterschiede. Es geht mir also darum, in ausgewählten literarischen Texten „Wahrheiten“ zu finden, eine literarisch überformte Abbildung der Lebensrealität der im Folgenden diskutierten aristokratischen Autorinnen und die aus der Abstraktion und den Übereinstimmungen der Funde aus drei Lebenswerken gewonnenen Resultate. Das Wort „Frau“ bezieht sich auf ein ganzes Netzwerk von Bedeutungen, die in Texten mit dem Wort „Frau“ in Verbindung gebracht werden – und diese tangieren wiederum die semantischen Felder von „Aristokratie“ und „Autorin“ in repräsentativen Knotenpunkten, die zu fundierten Aussagen reichen und zu einer ausgeglicheneren feministischen Perspektive führen:

Femininity can be regarded as a discursive construction and not as exclusively related to a specific biological or social group. An insight into the way in which positions of power are distributed in texts between the masculine and the feminine [...] can be a forceful instrument in the struggle against one-sided and/ or unequivocal cultural representations of femininity. (Buikema *Windows* 13)

Im oben zitierten Text finden sich neben dem männlich-weiblichen noch all die anderen binären Oppositionspaare, die in feministisch-kulturpolitischen Debatten

---

<sup>47</sup> Judith Butler (1990): *Gender Trouble*.

<sup>48</sup> Simone de Beauvoir (1974) : *The Second Sex*.

<sup>49</sup> Luce Irigaray (\*1932); belgische Linguistin, Psychoanalytikerin und Kulturtheoretikerin. *This Sex Which Is Not One* (1977).



traditionellerweise aufgeführt werden: schwarz/ weiß, Kultur/ Natur, Emotion/ Verstand, Mann/ Frau. So schreibt Otto Weininger 1903: „Der reine Mann ist das Ebenbild Gottes, das absolute Etwas, das Weib [...] ist das Symbol des Nichts: das ist die Bedeutung des Weibes im Universum, und so ergänzen und bedingen sich Mann und Weib.“ (Weininger 393) In dieser Arbeit sollen die klassenspezifische Einordnung der weiblichen Mitglieder der Gesellschaft als neues Gegensatzpaar zur literarischen Analyse eingeführt werden. Um Buikemas Metapher des runden Hauses beizubehalten: Ich möchte ein neues Fenster installieren, in das runde Haus des feministisch-literaturwissenschaftlichen Wissens, ein Fenster, das den Panoramablick auf das schon erkundete um das hier erforschte Territorium vergrößert.

[...] Patriarchy can accommodate a limited number of powerful women so long as the society retains its essential patriarchal character, especially its male identification. Although a few individual women have wielded great power in patriarchal societies, each has been surrounded by powerful men – generals, cabinet ministers, bishops, and wealthy aristocrats or businessmen – whose collective interests she must support by embracing core patriarchal values. Indeed, part of what makes these women stand out as so exceptional is their ability to embody values culturally defined as masculine: they've been tougher, more decisive, more aggressive, more calculating, and more emotionally controlled than most men around them. (Johnson 8)

Im Zuge der Beschäftigung mit diesen als „unweiblich“ empfundenen Individuen, die sich in den Gesetzlichkeiten des Patriarchats zurechtzufinden wussten, berufe ich mich bei meiner Darlegung auf Ruth Mayers Plädoyer für die „zwingende Notwendigkeit,

kanonisierte ‚Ereignisse‘ und historische Epochen unter dem Gesichtspunkt Gender in ihrer Relevanz und Verbindlichkeit zu überprüfen“ (Mayer 29) in der kritischen Aufarbeitung von biographischem und autobiographischem Material von Frauen. In Symbiose mit der zweiten bestimmenden Determinante innerhalb einer Gemeinschaft – der sozialen Klasse beziehungsweise Schicht – projizieren Genderrollen und -charakteristika einen zu erfüllenden Verhaltenskodex und weisen somit jedem Individuum seine oder ihre gesellschaftliche Stellung zu. Kann am gegenwärtigen Wahrheitsgehalt dieser Aussage nicht gezweifelt werden, so muss der gravierende Einfluss der sozialen Konstanten Gender und Klasse auf das Leben im ausgehenden 19. Jahrhundert als erheblich verstärkt angesetzt werden.

If men were denied civil liberties by the lack of constitutional state structure, women found themselves doubly marginalized by their legal status, which was akin to that of minors. They were excluded from all but the most basic education and had no access to the professions and public life. While working class women suffered exploitation as agricultural and industrial workers, home workers and domestic servants, the daughters of the middle and upper classes found themselves restricted to elite girls' schools known as 'höhere Töchterschulen', were they were unable to gain the necessary education and skills with which to earn an independent living. (Weedon *Gender, Feminism & Fiction* 24)

Die Quelle gibt Auskunft über Töchter der Arbeiterklasse und der höheren Klassen, berührt aber die Lebensrealität der adeligen Töchter nicht; dabei war das Alltagsleben aller Frauen klassenspezifisch bis ins kleinste Detail hinein durch klar vorausgesetzte und strikte Befolgung einfordernder Normen und Werte strukturiert, die definierten was

Frauen zu tun und wie sie zu sein hatten. Besonders in der Zuschreibung von Verhaltensmustern und der äußeren Erscheinung war die Gesellschaftsklasse ausschlaggebend.

Das so entstandene Repertoire an stereotypen Bildern rettete sich bis in moderne Zeiten, und wurde analog zur doppelten Einschreibung<sup>50</sup> und der „kulturellen Verortung“ (Bachmann-Medick 61) der Frau selbst zum alter ego, sie nahm diese Bilder als (konstruierte) Wirklichkeit an. So bleibt es Aufgabe der literarischen Kulturwissenschaft durch Prozesse der De- und Rekonstruktion, durch Praktiken der Dekolonialisierung weibliche Diskurse zu extrahieren, um den Ort der Frau – diesem ausgegrenzten Teilhaber an der Herrscherkultur – im Schriftlichen und Gesellschaftlichen auszumachen. Diese Suche nach frauenemanzipatorischen Diskursen und feministisch-aktivistischen Strömungen in literarischen Texten muss wegen des Fehlens eines einheitlichen Emanzipationsbegriffes beziehungsweise -verständnisses individualistisch-biographisch angegangen werden, mit der Bereitschaft gleichwertig Vergleichbares in seiner Unterschiedlichkeit anerkennen zu wollen. Eine kollektive Konzeptionalisierung ‚der Frau‘ oder eines universellen Emanzipierungsprozesses, vor allem der gehobenen Gesellschaftsschichten, kann es nicht geben, ebenso wenig wie die Assoziation einer heterogenen und chronologischen Frauenbewegung – von einer organisierten Frauenbewegung in Deutschland kann man seit Oktober 1865 sprechen, genauer seit dem Jahrestag der Völkerschlacht, in Leipzig<sup>51</sup>, wo sich zum ersten mal Frauen öffentlich

---

<sup>50</sup> Homi Bhabhas und Stuart Halls postkolonial-kulturwissenschaftliche Konzepte von Diaspora.

<sup>51</sup> 16-19 Oktober 1813; Schlacht der Befreiungskriege (Preussen, Österreich und andere europäische Mächte schlugen die Heere Napoleon Bonapartes).

versammelten, um über die Gründung eines Vereins der beziehungsweise für Frauen zu beraten.<sup>52</sup>

The intellectual climate in the metropolitan centres in Germany and Austria [towards] the turn of the century was exciting. Feminism had become a powerful social movement (...). In addition to the long-established demands for education and access to the professions, issues such as suffrage, sexual double standards and the rights of unmarried women had become important feminist issues. (Weedon “Struggle for Emancipation” 114)

Auch hier richtet sich der Fokuspunkt auf die Sache der bürgerlichen und proletarischen Frauen, die zur Diskussion stehenden sozialen Probleme – mangelnde Ausbildung, Frauenarmut, Unselbständigkeit, (finanzielle) Abhängigkeit etc. – waren für die adeligen Frauen nicht, oder nur in individualisierten Variationen relevant. Auch die Nachwehen der Industrialisierung mit der Verkleinerung oder Auflösung des (bürgerlichen) Familienhaushaltes, in deren Folge die Haus-Frau quasi berufs- und arbeitslos wurde, tangierte die Aristokratie lediglich peripher. Für eine feministisch-literaturwissenschaftliche Analyse des Adels maßgebend sind relevante Partialinteressen, die anhand detaillierter Fragestellung fallspezifische Phänomene hinterfragen, um unter anderem auch die (potentielle und tatsächliche) politische Partizipationsmöglichkeit kommentieren zu können, die der jeweils persönlich bemessene Handlungsspielraum der hohen und höchsten Damen erlaubte: die Mythologisierung und der Volksgutcharakter, der einigen wenigen Persönlichkeiten der Frauengeschichte zu eigen ist, haben nichts an Faszination verloren; die Einzigartigkeit der Lebensgeschichten einer Kaiserin Elisabeth oder einer Gräfin Kinsky von Chinic und Tettau halten ein Interesse an deutscher Sozial-

---

<sup>52</sup> Kerstin Wolff. “Ein ungewöhnlicher Schreib-Ort”, S. 124.

und Kulturgeschichte auch im Ausland wach; dass diese Personen dann auch der Klischeebildung und Romantisierung zum Opfer fallen, liegt an ihrer anhaltenden Beliebtheit und Popularität. Dass diese Frauen ganz individuell und unabhängig von der feministischen Frauenbewegung für die Freiheit des (noch) schwachen Geschlechts kämpften und ebenfalls ganz individuelle Erfolge erzielten, ist in der breit angelegten Literatur nur am Rande erwähnt und unreflektiert. Dabei ist es äußerst lohnend sich literarisches Vermächtnis und Biographie derselben aus der Perspektive der Gender Studien genauer anzusehen, wie „sie sich im Leben und durch Leben verwirklichen [wollten]“ (Frederiksen „Die Frau als Autorin“ 97)<sup>53</sup>, denn „what could be more interesting and less well known to common people than the detail, intimacy, the inside of those great lives about which they know only the outward appearance?“ (George Sand)<sup>54</sup>

### 1.3. New Historicism

Um diesem Unterfangen gerecht zu werden, macht der New Historicism es zu seiner Mission, zuerst bestimmte kulturgeschichtliche Details innerhalb eines Textes aufzuspüren um auf den Sinn und Zweck ihrer Existenz hin zu befragen. Um Antwort auf die gestellte Problematik (wie und warum) zu erhalten, stellt der New Historicism den zu analysierenden Text in Zusammenhang mit (mindestens) einem zweiten derselben Zeitperiode um Querverbindungen herzustellen und gewisse kulturelle Erkenntnisse zu untermauern. In ihrer Einführung zu den Cultural Studies richtet Elaine Baldwin das Hauptaugenmerk des New Historicism auf die mannigfaltigen Repräsentationsweisen, in

---

<sup>53</sup> Frederiksen, Elke über Caroline Schlegel, in: „Die Frau als Autorin zur Zeit der Romantik: Anfänge einer weiblichen literarischen Tradition“.

<sup>54</sup> George Sand, einleitendes Zitat, Harlan, E., George Sand, New Haven: Yale University Press, 2004.

welchen (Zeit-) Geschichte als Narrative erscheint und zeigt, wie diese Narrativen sich auf einander beziehen. (Baldwin et. al. 210) Die in dieser Dissertation untersuchten Texte rekrutieren sich, wie schon erwähnt, aus literarischen und nicht-literarischen Texten und werden einem *close reading* unterzogen, um selbst die detailliertesten Nuancen kultureller Bedeutung herauszufiltern.

The literary text becomes a piece of evidence for a cultural and historical context; it becomes the symptom of prevailing discourses. It is both of these things, but the specificity of literature's diagnostic rather than solely symptomatic contribution must not be ignored, nor, even more importantly, must its ability to fashion modes of understanding that are unique to it. (Bird 218)

Es ist vor allem die stilistische und erzählerische Palette, die Prosatexte dazu prädestinieren Ambivalenz und Widersprüche zu thematisieren, welche wiederum Identität und Identifikationsmöglichkeiten einer Gesellschaft widerspiegeln. Unter dem Stichwort der Kulturpoetik werden Texte zurücktransportiert in ihren ursprünglichen Zeitrahmen und mit weiteren zeitgleichen Werken in Verbindung gesetzt mit dem Ziel nicht nur bestimmte kulturhistorische Eigenheiten eines Textes zu identifizieren, sondern darüber hinaus zu ergründen, warum diese überhaupt zur Entstehung kamen und wie dies mit der historischen "Wahrheit" der jeweiligen Zeit in Verbindung zu bringen ist.

Beim Lesen historischer Texte sollte der Leser sich also der *historicity of text* und der *textuality of history* (Montrose 15-36) bewusst sein und sich vor Augen halten, dass jeder Text ein Stück Kulturgeschichte darstellt. Geschichte ist immer subjektiv, und wenn Geschichte vom imperialistischen Standpunkt aus gezeigt wird, ist sie unvollständig, da ein ganzes Arsenal von Wissen disqualifiziert wurde, weil es als naiv oder als

ausdruckslos gewertet wird. Betrachtet man die Literaturwissenschaft als Kulturwissenschaft, gehört jeder (literarische und nichtliterarische) Text in die Materialsammlung und muss einer Analyse für würdig erachtet werden. So kann es hier auch keine qualitative Unterscheidung zwischen männlicher und weiblicher Literatur geben, da diese strengen Grenzlinien in der Realität in sofern nicht existent sein können, als Stuart Halls *doppelter Einschreibung*<sup>55</sup> zufolge bei der Berührung dieser verschiedenen (Sub-)Kulturen eine Mischform entsteht, die Züge und Merkmale von beiden in sich vereint. Der gesamte Alltag und seine jeweils zeitgeschichtlichen Produkte müssen als Forschungsmaterial angesehen werden, es gibt keinen sogenannten Master-Discours mehr:

Where traditional literary studies had defined literature as a timeless, „aesthetic“ category, cultural studies would tend to see cultural value as socially constructed. From its very inception, then, cultural studies would be interested in the interplay between cultural texts and such conventionally “sociological” indicators of social inequality as social class. (Milner 11)

Dieser Fragmentalismus an sich schon beweist die Maxime von einer subjektiven, also konstruierten Wirklichkeit; das heißt, es kann sie nicht geben, diese eine Wahrheit, sie liegt immer im Auge des Betrachters, und wer die Macht in Händen hält, kontrolliert auch die Wahrheitsfindung:

Confession frees, but power reduces one to silence; truth does not belong to the order of power, but shares an original affinity with freedom: traditional themes in philosophy, which a political history of truth would have to overturn by showing

---

<sup>55</sup> Stuart Hall (1997): „Wann war der Postkolonialismus? Denken an der Grenze.“

that truth is not by nature free [...] but that its production is thoroughly imbued with relations of power. (Foucault 60)

Macht im Sinne von gesellschaftlicher Hegemonie stellt ihre Ideologien und Regulationen als Wahrheiten dar; abweichende politische Splittergruppen werden ruhig gestellt und ihre Maximen als abwegig und „unnatürlich“ zu entkräften versucht. Foucault lehnt ein zu enges Verständnis von Macht ab; vielmehr betont er dessen produktiven Nebeneffekt: Macht schafft Wissen und damit auch verschiedene Diskurse, die sämtliche Disziplinen durchziehen. In letzter Konsequenz folgt diesem Mechanismus die Entäußerung von „Wahrheiten“, die per Definition an sich weder wahr noch falsch sind – erst deren Interpretation durch „die Macht“ verleiht ihnen Bedeutung. Es geht dabei um ein Aufdecken kultur- und geschlechtspolitischer Strategien im Rahmen des New Historicism, eine Antwort auf die Frage, wer in einer Gesellschaft „das Sagen hat“ und warum: „Wie Foucault interessiert sich der New Historicism für die Mechanismen von Macht, Autorität und Unterdrückung in der Geschichtsschreibung [...] denn die Macht entscheidet, ob ein Text überhaupt an die Öffentlichkeit gelangen kann oder nicht. Wer spricht, hat die Macht, zu sprechen.“ (Kaes 58)

Es ist also die Spurensuche im Text, auf allen Textebenen, und ein Überschreiten der Textgrenzen, die die Antwort(en) zu Tage fördern sollen. Im Sinne von Montroses<sup>56</sup> Textualität der Geschichte sollen die untersuchten Texte im Zusammenhang mit anderen Texten derselben Zeit unter spezifisch gewählten Gesichtspunkten verglichen und interpretiert werden, um an den historischen Koppelungen, den Verknüpfungspunkten zu wissenschaftlich belegbaren Aussagen zu gelangen. An diesem Punkt setzt jedoch auch die Kritik an der „Lässigkeit“ des New Historicism an: Wenn man dem kleinsten Detail

---

<sup>56</sup> Louis Montrose (1989): *Professing the Renaissance: The Poetics and Politics of Culture*.



zu viel Bedeutung beimisst, besteht die Gefahr, dass man der Interpretation leicht die Zügel schießen lässt und es dann durch Übertreibung und Übergeneralisierung zu falschen und verzerrten Resultaten kommen kann. In der hier vorliegenden Arbeit sind es jedoch eben genau diese kleinen, im Text oft unscheinbaren Details, die sich im Nebeneinanderlegen mehrerer Texte zu Argumenten verdichten. In einer solchen Kulturanalyse sind die wichtigen Inhalte (bezüglich der persönlich-privaten oder gesellschaftlich-klassenspezifischen Position festgehalten im Schriftverkehr einer Frau) oft nur zwischen den Zeilen und durch sehr vage Andeutungen aus dem Textganzen zu extrahieren. Genau dieses ist die Zielsetzung meiner Arbeit: an den literarischen und kulturellen (Kon-) Texten von und über Kaiserin Elisabeth, Bertha von Suttner und Frieda von Bülow Schnittpunkte zu finden und diese innerhalb der gesetzten Fragestellung zu ihrem feministischen Potential auszuwerten.

#### **1.4. Postkolonialismus und „innerer Kolonialismus“**

Der postkoloniale Diskurs ist primär vorrangig im Bezug auf Frieda von Bülow und ihre Kolonialromane und Reiseskizzen, während sich der *innere Kolonialismus* als Analyse Kriterium auf alle drei thematisierten Aristokratinnen anwenden lässt. Beim inneren Kolonialismus handelt es sich um eine Anwendung der postkolonialen Theoreme auf Diskurse der women studies, denn „[b]eide, Wilde und Frauen, werden charakterisiert durch das, was ihnen mangelt im Vergleich zum ‘Zivilisierten’, zum Mann“. (Weigel *Topographien* 123) Die Abgrenzung von Konzepten wie dem ‘Selbst’ und dem ‘Anderen’ bringt ein Panoptikum historischer und gesellschaftlicher Faktoren ins Spiel, Gender-Diskurse, soziale Ungleichheit und Ungerechtigkeit, Klassendenken und patriarchale Herrschaftsstrukturen imitieren im Mikrokosmos der jeweiligen sozialen Gemeinschaft

das kolonialistische Panorama mit Herrschenden und Beherrschten.<sup>57</sup> Im Zentrum des Interesses stehen nicht die realhistorischen Vorgänge und Umstände des Kolonialismus als Gebietserwerbung durch kriegerische Handlungen und Unterdrückung durch eine fremde Herrschernation im Imperialismus des 19. Jahrhunderts; stattdessen möchte ich mich in diesem Kapitel auseinandersetzen mit patriarchalen Gesellschaftsmustern und verschiedenen Stimmen<sup>58</sup> und Äußerungen der “Unterdrückten”, alias der Frauen, ihnen Gewicht geben und Bedeutung zumessen. „Die Ausbeutung der Kolonien und der Frau unterliegt [...] ein und derselben Herrschaftslogik und die Frau wurde [als] universale[s] Patriarchatsopfer [...] bezeichnet und der Kolonialismus mit der patriarchalen Unterdrückung von weißen Frauen gleichgesetzt.“ (Dietrich 14) Im (Kon-)Text der Kultur(en) und ihrer Subkulturen wird die Frau als “the other”, stilisiert, um in der Geschlechterhierarchie den schwächeren Teil darzustellen, vor dessen Hintergrund sich die männliche Identität als überlegen abhebt und die Rechtfertigung zur Unterdrückung des ‚anderen‘ Geschlechts ableitet: “The other embodies a prism or lens without which white, male, middle-class, imperial subjectivity cannot be articulated”. (Young *Haunting Capital* 16-17) Die Verwendung der vom imperialistischen Kolonialismus geprägten Terminologie und der damit verbundenen Konzeptionalisierung beurteile ich im Verständniszusammenhang des “inneren Kolonialismus” als greifend und valide, immerhin galten Frauen als „Neger aller Völker und der kollektiven Geschichte”. (Eichhorn 95) Wie bei den beiden Seiten einer Medaille gibt es verschiedene

---

<sup>57</sup> “In the basic ontological paradigm which Beauvoir sees as underlying all human relations, every individual consciousness experiences a fundamental hostility towards other consciousnesses and tries to constitute the other as inessential, as object. At the same time, the other is necessary to us, since we require the other’s recognition to fully exist as subject. We are thus caught in a double bind, which [is] characterized as the master-slave dialectic. The master treats the slave as other but his need to gain recognition from the slave means that he also has to admit the slave’s subjectivity, and thus the master is himself eventually reduced to the other by the slave.” (Fallaise 89)

<sup>58</sup> Gayatri Spivak (1996): “Can the subaltern speak?”

Perspektiven und Aspekte zu jedem Faktum. Die wirklich interessanten Details finden sich jedoch bei einer etwas verfeinerten Suche und hier handelt es sich um Nuancen, „nicht um einen von zwei Polen, nicht um die Kehrseite des Spiegels, sondern um seine Ränder“. (Hassauer 56)<sup>59</sup> Die bestehenden Leerstellen an diesen ‚Rändern‘, die als Rahmen dienen, füllen sich mit dem Gemisch der beiden ineinanderlaufenden gesellschaftlichen Elixiere. Die resultierende Mischkultur bedient sich auch einer gemeinsamen Sprache, was die Frage beantwortet, ob die Unterdrückten eine Stimme haben, ob alle Mitglieder einer Gesellschaft gehört werden können.<sup>60</sup>

Das bedeutet trotzdem nicht, dass der sogenannte „innere Kolonialismus,“ in dessen Konstituten die Frau eine Gefangene beziehungsweise Unterworfenen im eigenen Lande, ja ihrer eigenen Kultur ist, sich selbst überlebt hätte; immer noch schafft das Patriarchat kolonisierte Formen von weiblicher Identität und Subjektivität durch die Kontrolle ihrer Sexualität, ihrer Arbeitskraft und Fortpflanzungsfähigkeit: „women had both an economic and reproductive role in the pre-capitalist family and lived a life equivalent to that of a domestic slave [...] which [...] legitimated sexual exploitation“. (Weedon *Feminism, Theory* 140). Das Bemühen der deutschen Frau um Emanzipation, welches in den Thesen der Französischen Revolution 1789 ihren Anfang nahm (und in

---

<sup>59</sup> Hassauer, Friederike. *Der ver-rückte Diskurs der Sprachlosen. Gibt es eine weibliche Ästhetik?* Notizbuch 2. S. 48-65 zitiert in Kalayanova-Slavova, Ludmila. *Übergangsgeschöpfe*. S. 153.

<sup>60</sup> Gayatri Spivaks bahnbrechender Aufsatz von 1996: Spivak bezweifelt, ob sich die unterdrückte Stimme überhaupt erholen kann, ob es theoretisch legitim ist, wenn die Stimme des Unterdrückten von konventionellen geschichtlichen Berichten schreibt. Sie sieht die Schwierigkeit darin, dass sich ein versteckter, unveränderter Essentialismus dahinter verbirgt. Sie würde lieber die Kontinuität und Lebendigkeit einer „vorkolonialen“ Gesellschaft sehen, die trotz Unterdrückung weiter existiert. Spivak würde eine Entlehnung der von ihr geprägten Begrifflichkeiten des „subaltern“ (Spivak „Teaching for times“ 468-487) zur Darstellung der weißen, gesellschaftlich gut gestellten Frau ablehnen, da sie doch als Teil der Herrscherhierarchie in der sogenannten „Dritten Welt“ gelten muß. „Reporting on, or better still, participating in, antisexist work among women [...] in class oppression in the First World [...] is undeniably on the agenda. We should also welcome all the information retrieval in these silenced areas that is taking place in anthropology, political science, history and sociology. Yet the assumption and construction of a consciousness [...] sustains such work and [...] the subaltern woman will be as mute as ever“. (Spivak 295)

Folge der deutschen Revolution 1848 vertärkt zum Lebensbild des bürgerlichen Lebens gehörte), beschwörte das für viele beängstigende Bild der vor Gewalt nicht zurückschreckenden Pariser Poisarden<sup>61</sup> herauf; diese „allgemeine Verhäßlichung Europas“ galt es laut Friedrich Nietzsche, einem der einflussreichsten deutschen Philosophen, unbedingt zu vermeiden. Mit beißendem Sarkasmus spottet er über die schwächelnde „europäische Mannhaftigkeit“, und fordert den echten Mann auf, „orientalisch“ über die Frau zu herrschen: „er muß das Weib als Besitz, als verschließbares Eigentum, als etwas zur Dienstbarkeit Vorbestimmtes und in sich Vollendetes fassen“. (Nietzsche 161/165) Als „rechter Weiberfreund“ warnt er außerdem vor dem drohenden Verlust des „Ewig-Weiblichen“, das bisher im Animalisch-Instinktiven der Frau wirkte.

Degradiert zu einem Besitztum, sehen die Frauen der gehobenen Gesellschaftsklassen noch bis zum Ende des 19. Jahrhunderts meist einer Konvenienzehe entgegen, in der sie recht- und machtlos vor dem Gesetz, ihrem Ehemann hilflos ausgeliefert sind: „Der Mann ist der Fürst des Weibes, der absolute Monarch, der unumschränkte Gebieter in ihrem Bereich.“ (Dittmar 15). Bestenfalls angesehen als Subkultur der patriarchalen Gesellschaft, wird der Gruppe der Frauen somit noch nicht einmal eine eigene ursprüngliche Kultur zugestanden, sie waren ja immer irgendwie Teil der Herrscherkultur, ohne spezifisch weibliche Begrifflichkeit oder Örtlichkeit. Die Verortung des Weiblichen erfolgt durch dessen Charakterisierung als „das Andere“, als Gegenstück zum Männlichen, als Projektionsfläche von Ängsten und Wünschen. Der

---

<sup>61</sup> Der Zug der Pariser Fischweiber nach Versailles 1789: im Zusammenschluß mit der Nationalgarde verschleppte der Pöbel am 2. Oktober 1789 König Louis XIV von Versailles zur Bastille in Paris. Die Ikonographie dieses Ereignisses und die Erklärung der Frauenrechte von Olympe de Gouges erfüllten die Machthabenden im deutschen Nachbarstaat mit Furcht. (Olympe de Gouges. *Die Rechte der Frau und andere Schriften. / Les droits de la femme.* (Hrsg.) Gabriela Wachter. Berlin: Parthas, 2006.).

„innere Kolonialismus“, der in der Folge des tatsächlichen territorialen Kolonialismus als hierarchisches Ordnungsprinzip in den deutschen Familien des späten 18. und frühen 19. Jahrhunderts Einzug hielt, und trifft noch heute rudimentär auf die moderne Frau der westlichen Hemisphäre zu. Auch die bildungsbürgerlichen und adeligen Frauen des 19. Jahrhunderts sahen sich im eigenen Land von ihrem männlichen Vormund „kolonisiert“: „The preferred metaphors for colonial takeover – ‘rape’, ‘conquest’, ‘surrender’, ‘marriage’ – suggest, the difference between colonist and imperialist fantasies is only one of degree.” (Zantop *Colonial Fantasies* 9) Die feministische Analyse der Machtbeziehungen, die sich auf die Unterscheidung von öffentlichem und privatem Raum konzentriert, in welcher sie den metaphorisch-kolonialen Kontext des Patriarchats reflektiert sieht, weist der Frau bis ins 20. Jahrhundert ganz präzise ihren Bewegungsraum zu. Vor allem den Frauen des Adels wurde ihre Positionierung und ihr sozialer und geographischer Radius ganz genau abgesteckt. Bereits im Laufe des 18. Jahrhunderts – mit der konsequenten Schwächung des Feudalismus und der fortschreitenden Säkularisierung – wurde der Aristokratin ihre Herrscherposition im Dienste des Gemeinwohles zunehmend gestundet und ihr Betätigungsfeld ins rein Häusliche und Familiäre verlegt.<sup>62</sup> Die Verortung (Bachmann-Medick 61) der Weiblichkeit im Emotionalen bestärkt die Konnotation des territorialen, nicht nur räumlichen Denkens, da die durch Zuordnung geschaffenen Orte beziehungsweise Texte zwischen den Kulturen durch sexuell aufgeladene Bilder und Analogien den heroischen Status des männlichen Kolonialherren kreieren; das Lösungswort ist Macht im Sinne von Autorität und eines sich Bemächtigen der Sprache des männlichen Parts, während der

---

<sup>62</sup> Eine verbreitete karitative Betätigung gerade adeliger Frauen wurde nachgewiesen von Monika Kubrova (2011): *Vom guten Leben*.

Frau ihre Öffentlichkeitswirksamkeit entzogen wird. So beschränkt sich das Refugium der Aristokratin des 19. Jahrhunderts auf ein Betätigungsfeld, das sich räumlich und gegenständlich verkleinert und per Ausschluß von öffentlichen Belangen verstummt sie ausserhalb des eigenen Haushaltes.

Um die Wende zum 20. Jahrhundert zirkulierten polarisierende und diffamierende Texte, mit paradigmatischen Titeln wie *Über den physiologischen Schwachsinn des Weibes*<sup>63</sup> und *Geschlecht und Charakter*<sup>64</sup>, welche eine erfolgreiche Indoktrinierung der Gesellschaft bewirkten und durch scheinbar wissenschaftliche Diskursivierung der Sexualität zielbewusst Kontrollinstanzen schufen. Diese raffinierte (scheinbare) Auflockerung der repressiven Sexualmoral und Sittenlastigkeit des Kaiserreichs zeigte sich erfolgreicher als jedes Verbot oder Widerstand. Michel Foucault<sup>65</sup> führt aus, dass ideologisch gesteuerte 'sex sells'-Kampagnen ihre ökonomischen Anfänge in dieser Milderungsstrategie nahmen; die mediale Vereinnahmung des weiblichen Körpers für Reklamezwecke, Machtstrategien und medizinische Praktiken determinierte den kulturell-theoretischen Rahmen für die verschiedenen Weiblichkeitsmuster und Typisierungen zum Ende des 19. Jahrhunderts hin, die sich bis ins 21. Jahrhundert fortsetzen lassen. „Hatte die Frau bis Ende des letzten Jahrhunderts kaum ihren Fuß unbedeckt zeigen dürfen (um als Sexualwesen nicht erkenntlich zu sein), so beginnt um

---

<sup>63</sup> Paul J. Möbius (1900): *Über den physiologischen Schwachsinn des Weibes*.

<sup>64</sup> “[Die Frau ist] nichts als Sexualität, weil sie die Sexualität selbst ist”: Otto Weiniger. *Geschlecht und Charakter. Eine prinzipielle Untersuchung*. S. 110.

<sup>65</sup> Michel Foucault thematisiert die Explosion von Sexualitätsdiskursen und die Produktion von Wissensmustern zu dieser Zeit, indem er herausstellt, dass eben jene Diskursivierung eines Tabus vielfältige Machtbeziehungen in Bewegung setzt, wozu die neue Freimütigkeit und das Entspannen des die Sexualität unterdrückenden Sittenwächtertums der vorhergehenden dreihundert Jahre den Anstoß gab. Denn wenn sich Macht und Sexualität gegenseitig bedingen, ist die Widerstand leistende Kraft auf Seiten der gesellschaftlich Mächtigeren, setzt man die Sexualität selbst als Kontrollorgan ein. Foucault, Michel (1980): *Sexualität und Wahrheit*. S. 60 ff.

1900 ein Prozeß, in dessen Verlauf die entkleidete Frau [...] in die Sitten eingeht.“ (Braun 183)

Der weibliche Körper wurde zum Spielball verschiedenster Wissenschaften, so gelangte er auch ins Spannungsfeld von medizinischen und kulturellen Diskursen. Gesundheitsprobleme der damaligen Frauenwelt können zurückgeführt werden auf „somatische Ursachen“, außerdem konnten durch gesellschaftlichen Druck forcierte Geschlechterrollen „Auslöser psychosomatischer Erkrankungen“ sein. Rein extrinsische, körperliche Zwänge, wie das „Hilfsmittel Korsett“ (Ehrmann-Köpke 13) und die stundenlange Beschäftigung mit Handarbeiten hatten ein physiologisches Nachspiel in Form von Abnutzungserscheinungen und schmerzhaften Verformungen.

Körperkontrolle als Element der Erziehung zur Sittsamkeit spielte im Handarbeitsunterricht eine Rolle. Mechanische Tätigkeiten wie Stricken, Sticken und Nähen disziplinierten den Körper durch stundenlanges Stillsitzen und wehrten aufkeimende sinnliche Neigungen und Leidenschaften ab. Die aufrechte Sitzhaltung mit gesenktem Kopf und gefalteten Händen war zudem religiös konnotiert. (Ehrmann-Köpke 378)

Als methodisch erfolgversprechend galt die Taktmethode, bei der neue Handarbeitstechniken eingeführt wurden: In militärischer Manie mussten von allen Schülerinnen Handbewegungen in absoluter Synchronie ausgeführt werden, so etwa musste das Plenum beim Abstricken einer Maschenreihe dem Rhythmus militärisch-zackiger Märsche folgen. So hielt der wilhelminisch-militärische Drill auch in der Erziehung junger Damen Einzug, ohne den Zöglingen dadurch den kleinsten wirtschaftlich-finanziellen Vorteil zu verschaffen. Unter Einbeziehung der

materialistisch-ökonomischen Auswirkungen können Rückschlüsse gezogen werden auf die tatsächliche Lebenswirklichkeit der gesellschaftlich gut positionierten Frau des 19. Jahrhunderts, die jedoch in der dem Mann unterlegenen Stellung als ‘das Andere’ stilisiert und charakterisiert wird. Die der Frau zugeordnete private, sprich häusliche Domäne, wird in theoretischen Abhandlungen als wiederum implizit männlich definiert, da buchstäblich alles dem Mann als “Herrn des Hauses” zugehörig und unterstellt war: „while the ideal home was presided over by a woman and seen as her ‘natural’ sphere, she did not own it. Women, like the children they bore and the house in which they lived, all belonged to their husbands”. (Caine, Sluga 38) Als Haushaltsvorstand organisierte und leitete eine Ehefrau das ritualisierte Familienleben; modern ausgedrückt fungierte sie als Managerin des Unternehmens Familie, denn die Eigentumsrechte selbst für das Porzellanservice waren nicht die ihren. Vor allem Aristokratinnen, die ab dem Tage ihrer Vermählung nur noch als Teil einer *Ménage*<sup>66</sup> wahrgenommen wurden, gingen sozusagen ‘mit Haut und Haar’ in den Besitz der Schwiegerfamilien über, in die sie eingeheiratet wurden. Sie hatten die Aufsicht über Personal und Inventar, letzteres genau aufgelistet und eingetragen als Besitz des Hausherrn und Familienchefs:

Nicht nur das wertvolle Mobiliar, auch der gesamte Hausrat bis hin zum Küchengeschirr waren als Vermögenswerte in ein Fideikommiss eingebracht. Gut erhaltene Familienarchive verfügen über meterdicke Inventarlisten, in denen jede Zuckerdose, jedes Nippes und jede Kupferpfanne aufgelistet ist. (Winkelhofer 210)

---

<sup>66</sup> Französisch für Haushalt



In zeitgenössischer großbürgerlicher Literatur<sup>67</sup> wird die Vormachtstellung des Mannes (Vaters) im Haushalt als eher schlecht aufrecht erhaltene Fassade und Relikt aus vergangener Zeit beschrieben; bei Abwesenheit oder Krankheit der Hausfrau zeigt sich die Hilflosigkeit und Abhängigkeit des Hausherrn. Diese im Rahmen der Gesellschaftsstruktur zugelassene Machtbalance im häuslichen Bereich verhalf der verheirateten Frau als Vorsteherin des Haushaltes zu Ansehen und einem Gefühl von Wichtigkeit. Dieses Vorrecht des Matriarchats ließen Kaiserin Elisabeth und Freiin Frieda von Bülow ungenutzt; sie widersetzten sich der Herrschaftsstruktur in privater und öffentlicher Sphäre in der Forderung nach völliger Freiheit als Individuum und Frau. Sie erstrebten eine andere Art von Macht, die des geschriebenen Wortes. Texte gehören zum Repertoire einer Kultur, sie durchdringen sie in ihren verschiedensten Formen als Kulturobjekte in allen Ebenen und Teilen; Anne McClintock macht in Anlehnung an Edward Said auf die etymologische Verwandtschaft der Worte Autor und Autorität aufmerksam. Sie verweist auf die daraus resultierenden „potent notions of engendering, mastery and property. [...] The narrative of [a] [...] woman taking possession of her history in the privileged male sanctum of the [...] publishing world was a scandal itself”. (McClintock “the very house” 198)

---

<sup>67</sup> z. B. Gabriele Reuter (1895): *Aus guter Familie. Leidensgeschichte eines Mädchens.*

## Kapitel 2: Die schreibende Frau im 19. Jahrhundert: ein klassenhistorischer Überblick

### **2.1. Das soziale Gefüge und die sogenannte Frauenfrage**

Obwohl sich gerade das ausgehende 19. Jahrhundert und die Jahrhundertwende durch ein ungewöhnlich starkes Vertretensein der schreibenden Frau auszeichnet, möchte ich mich auf die – meiner Meinung nach in charakteristischen Aspekten einzigartigen – drei Frauen beschränken. Wie in der Themenstellung erwähnt, ist Kaiserin Elisabeth von Österreich, Bertha von Suttner und Frieda von Bülow gemeinsam, dass sie für ihre Person ganz selbstverständlich die freie Bewegung im Raum als Recht ansahen; vereinfacht wurden ihre Vorhaben natürlich durch ihre gesellschaftlich gehobene Stellung und Beziehungen zu Fadenziehern des gesellschaftlichen Lebens. Auch sah man ihnen wohl ein gewisses Maß an Exzentrik nach, eben da sie dem Adel angehörten. Der deutsche Standesdünkel, das Knicksen vor der Obrigkeit, schützte sie vor all zu groben öffentlichen Angriffen. Ebenso natürlich schien es ihnen sozusagen beruflich tätig zu werden (ausgenommen Kaiserin Elisabeth, deren Beratertätigkeit wohl nicht als Beruf angesehen werden kann), auch ansonsten kümmerten sie sich wenig um die allgemeine Meinung und die brodelnde Gerüchteküche und gestalteten ihr Leben nach eigenem Gutdünken. Als Adelige und im Rampenlicht des öffentlichen Lebens agierende Persönlichkeiten dienten sie unfreiwillig als Vorbilder und Präzedenzfälle. Trotz Schicksalsschlägen und Widrigkeiten schwammen sie weiter gegen den Strom und verarbeiteten ihre Lebensgeschichten in ihrer Literatur. Untypisch für die eher verkrusteten gesellschaftlichen Rahmenbedingungen im langen 19. Jahrhundert, dem Wilhelminischen Zeitalter, der Kaiserzeit, in welcher der Vater in der Rolle des

Patriarchen lebensbestimmend wirkte, wuchsen Kaiserin Elisabeth, Bertha von Suttner und Frieda von Bülow (quasi) vaterlos auf. Die andere Konstante des Familienlebens in der zu untersuchenden Zeitspanne ist die Mutterrolle, die den hier dargestellten Frauen entweder, wie im Falle Elisabeths, eine Qual, ein aufgezwungenes Martyrium, oder wie bei von Bülow und von Suttner nicht angestrebt oder auch nur als erstrebenswert erachtet wurde.

Die soziale Gesellschaftsstruktur im ausgehenden 19. Jahrhundert, geprägt von den Auswirkungen des Imperialismus, der Industrialisierung und den politischen Unruhen und Umwälzungen der Napoleonischen Kriege, der Märzrevolution und der deutschen Frage, zeichnete sich nach wie vor durch eine patriarchale Herrschaftsstruktur aus. Die Bedeutung von Gender als sozialgeschichtlicher Kategorie und Analysekriterium hat seit Mitte des 20. Jahrhunderts die Geschichtsschreibung und -neuschreibung Europas erheblich geprägt, indem sie durch die Geschichte der Frau ergänzt wurde und wird; Frauen halten eine spezifische Stellung innerhalb der Geschichte inne, eine Position die sie gleichzeitig ein- und ausschließt. Da die westliche Kultur eine männlich-patriarchalische ist, und Frauen trotzdem Teil der westlichen Historiographie sind, waren sie als Gruppe gezwungen, eine definitiv weibliche Erfahrungswelt zu nivellieren. Frauen denken und leben in der patriarchalisch strukturierten Begrifflichkeit, wodurch sie sich selbst als Objekt und Subjekt erfahren: ihr Selbstbildnis setzt sich zusammen aus einer tatsächlichen Selbstsicht und der männlich starren (-den) Fremdsicht. Dieses mosaikartige Konterfei ist die Reflektion im verzerrenden kulturpolitischen Spiegel. Sigrid Weigel erklärt dieses Phänomen durch den „schielenden Blick“: um sich selbst zu finden, muss die Frau sich zuerst aus der männlich konnotierten Weiblichkeits-Form

lösen. Den kulturellen Theorierahmen für diese konstruierte Weiblichkeit stiftete nicht zuletzt die Philosophie<sup>68</sup>, welche der ambivalent gespaltenen Objektifizierung der Frau als Rechtfertigungsgrundlage dient: als Sinnbild der unmittelbaren Naturhaftigkeit, als pure Körperlichkeit oder als Inbegriff der Sexualität stilisiert und stigmatisiert, übertragen sich Bilder und Klischees auf die literarischen Adaptionen des Topos 'Weiblichkeit'. An ein einheitliches Frauenbild ist bei dieser ganzen Bandbreite von Bildern nicht zu denken, und die tatsächlich existierenden Frauen an der Wende zum 20. Jahrhundert blieben hinter den immer wieder reproduzierten „Dokumentationen“ unsichtbar. Als sich die realen Frauen zu regen begannen und aus ihren erstarrten Masken zu befreien suchten, warnte Friedrich Nietzsche vor einer Korruption der Sinnlichkeit und spricht ihnen vorneweg die „Männer-Gabe“ (Nietzsche 161) – Intellekt und Selbstidentität – ab. Auch Arthur Schopenhauer fühlte sich bemüßigt, die Frau auf ihre „naturgemäße Stelle“ in der Häuslichkeit und dem verpflichtenden Gehorsam zu verweisen, aus der sich der „geistige Myops“ Frau aus Mangel an Verstand und „in Folge [ihrer] schwächeren Vernunft“ ungefragt zu entfernen erdreistete. Außerdem sei dieses Unterfangen des „unästhetischen Geschlechtes“, dem es an „aller Objektivität des Geistes“ mangle, von vorneherein zum Scheitern verurteilt, da das „in jeder Betracht zurückstehende zweite Geschlecht“ mit keinerlei Begabung oder Vermögen ausgestattet sei (Schopenhauer 668-670). Etwas weniger negativ und diffamierend äußerte sich Georg Simmel zu den sich wandelnden Geschlechterverhältnissen, in dem er den status quo vertritt: „Der Mann fordert von der Frau [...] was ihm [...] in seiner polaren Beziehung zu ihr wünschenswert ist, das im traditionellen Sinne Weibliche, das aber nicht eine

---

<sup>68</sup> Relevante zeitgeschichtliche deutsche Philosophen, die in dieser Arbeit zitiert werden: Friedrich Nietzsche (1844-1900), Arthur Schopenhauer (1788-1860), Georg Simmel (1858-1918).

selbstgenügsame, in sich zentrierende Eigenschaft bedeutet, sondern das auf den Mann Orientierte, das ihm gefallen, ihm dienen, ihn ergänzen soll.“ (Simmel 61) Der Geschlechtsunterschied wird hier als für die Frau eminent maßgebend dargestellt, während die männliche Normierung als allgemein anerkannte Machtstellung gilt. Die Geschlechtlichkeit der Frau füllt ihr Dasein als Absolutum aus, während die extensive Natur des Mannes die Differenzen als minimalistisch im Spektrum der Persönlichkeitsbildung berücksichtigt.

Die sich durch die historischen Epochen stetig verändernden kulturellen Konnotationen von Geschlecht und den zugehörigen Rollenzuweisungen in der Gesellschaft allgemein führten schließlich auch zu einer (Wieder-) Entdeckung der schreibenden Frau im Besonderen, und damit nicht zuletzt zu einer Erweiterung des Literaturkanons. Die durch die Instanz des traditionellen Kanons scheinbar gegebene Transparenz und Einordbarkeit von Autoren und der politischen Richtung ihrer Schriften muss als Illusion entlarvt und die starren Grenzen aufgebrochen werden. Der den marginalisierten Autorinnen zugestandene Raum soll jedoch nicht als stagnierte Positionierung verstanden werden, sondern vielmehr als frei beweglicher Interpretationsspielraum, als „space through which the notion of a ‚politics of

location’ is mapped. [It] is one that rejects [...] transparency. [...] an interpretation of the diverse axes of identity that constitute any and every subject position and that never neatly align into a stable and coherent sense of self. Instead of accepting a transparent space that marginalizes difference, feminists [...] imagine a plurilocalized, fluid space that tries to acknowledge difference. The fluidity [...] is

insisted upon [...] because the dynamics of power are always shifting [...]. (Blunt 7)

Dieses territorial konnotierte Bestreben der Frau, sich innerhalb der Befremdlichkeiten des Patriarchats einen eigenen Raum zu schaffen, muss als flexibel und spontan- interaktiv beschrieben werden. Zunächst handelt es sich um ein eher individuelles Aufzeigen von, und Protestieren gegen strukturelle Gewalt und kolonialistisch-patriarchalische Züge auf zunehmend breiteren gesellschaftlichen Ebenen; ein Aufbegehren gegen die Verwehrung von Autonomie, immer bedroht von einer regressiven (oder progressiven) Beschneidung der Menschenrechte und Angriffen auf die physische, psychische und seelische Integrität, die durch die Fluidität und Transparenz des (Schutz-) Raumes der Frau nicht abgehalten werden konnten und können. Nicht nur Gender-Grenzen stellten Identifikationshindernisse dar, auch gesellschaftshistorisch verankerte Klassenunterschiede erschwerten die Sammlung unter einem Banner, um an einer vereinten Front zu kämpfen. Dem Beginn des öffentlich anerkannten Schriftstellertums der Frau, „[dem Ende der] dauernde[n] Unterdrückung eigener Gefühle [und der] große[n] Kunst nach innen zu weinen“ (Goodman 132), wird eine Katalysatorwirkung beigemessen, da dies als die Initiation weiblicher Identitätsbildungen angesehen werden kann. Literatur hat ihren nicht unerheblichen Teil dazu beigetragen, da sie Identifikation und Verständnishilfen bietet, durch Dekonstruktion zunächst in theoretischer Form starre Denkweisen aufbricht und durch Rekonstruktion neue Wege aufzeigt. Es soll gezeigt werden, dass sich die genannten Autorinnen durch ihre literarischen Vermächnisse als Pionierinnen einer individuell motivierten Emanzipation

begreifen lassen und ihr Leben und Werk als repräsentativ für die persönliche und nicht organisierte (Frauen-) Bewegung der (adeligen) Frau gelten kann.

Soziale Veränderungen sind definitionsgemäß niemals linear und einheitlich, und die der aufkommenden literarischen Revolution zugrunde liegenden Prozesse, waren keine Ausnahme. Die literarisch passive Tätigkeit des Lesens wurde den Frauen zugeschrieben, wohingegen den Männern erneut der aktive Part zukam: sie wurden als die schaffenden Schöpfer stilisiert. Die Frauen konnten nur als Muse am ästhetischen Prozess der Autorschaft teilhaben. Erst im Laufe des 19. Jahrhunderts begannen sich diese Konnotationen zu verschieben. Eine Umstrukturierung der Gesellschaft wurde im Zuge der Industrialisierung ganz einfach nötig, da "neuere Untersuchungen beweisen, daß nach der Reichsgründung im Jahre 1871 eigentlich nur 10 Prozent aller Bürger sorgenlos leben konnten". (Frederiksen *Die Frauenfrage* 31) Ohne weitgreifende Sozialreform konnte es keinen Wirkungskreis für belesene Frauen geben - ein Umdenken auf breiter Front war unerlässlich. Genau an diesem Punkt soll meine Forschung einsetzen: Welche Auswirkungen hatte die Herausbildung und Verhärtung einer Klassengesellschaft auf weibliche Mitglieder des Adels und wie schlug sich diese doppelte Stigmatisierung auf deren literarische Werke nieder? "Given the interconnection of gender and other social hierarchies, the simple fact of being born female was not necessarily the most important one in a woman's life". (Freedman 24) Nicht nur Gender-Grenzen mussten also von diesen Ausnahme-Aristokratinnen überwunden werden, sondern auch jahrhundertealte Klassenunterschiede, die sie von ihren – unter dem Genderaspekt im Leiden gleichgesinnten – Geschlechtsgenossinnen trennten. Zielsetzung dieser Arbeit ist es also, diese Lücke (weiter) zu schließen. Was bedeutete es für diese

Frauen im reaktionären Deutschland des ausgehenden 19. Jahrhunderts der adeligen Gesellschaftsklasse anzugehören, wie hat sich dies auf ihr Schriftstellertum ausgewirkt, und hat dies ihre Rezeptionsgeschichte unter den Zeitgenossen und posthum geprägt? Adelige Autoren und Autorinnen sahen sich nicht nur offener Kritik von Seiten der gemeinen Gesellschaftsschichten ausgesetzt, da sie zu einer Zeit schrieben, „[...] when [their] own class was very much attacked in literature. Education for all, democracy, parliamentarism, were demands which the aristocracy disliked“ (Bramsted 291); auch die eigene Familie stellte ein Hindernis dar, da sie Spott und Schmach innerhalb der eigenen Klasse fürchtete. In den meisten Fällen zur Geheimhaltung gezwungen, zeigt sich auch hier, dass Literatur vom Zeitpunkt ihrer Entstehung an von der Gesellschaft geformt wird, als sie auch selbst eine soziale Machtkomponente darstellt.

Nur langsam füllen sich die Leerstellen, und der einschlägige Kanon, der sich bisher vor allem durch Autorinnen auszeichnete, die sich leicht in literarisch-politische Strömungen der Literatur- und Rezeptionsgeschichte einordnen lassen und denen eine klare gesellschaftspolitische Linie zugeschrieben werden kann, wird durch Minderheitenliteratur ergänzt. „[Es] finden, in wechselseitiger Abhängigkeit von varianten Wissenschaftsbegriffen, Methoden und Texttheorien auch innerhalb ‚weiblicher‘ Bibliotheken zunehmend Kanonisierungsprozesse statt, welche die Bewertung einzelner Werke und Œuvres steuern“. (Loster-Schneider, Pailer VI/VII) Innerhalb und außerhalb der „etablierten“ Riege der Dichterinnen und Denkerinnen äußerten sich zunehmend mehr Autorinnen zu der ihnen widerfahrenden Marginalisierung; autobiographisch thematisierte Tendenzen und inhaltliche Anknüpfungspunkte geschlechter- und gesellschaftsanalytischer Beiträge erreichten die



Öffentlichkeit, nicht nur in emanzipatorischen Frauenbiographien, auch in Romanen, Briefen und lyrischen Werken lassen sich ideen- und frauenbewegungsgeschichtliche Traditionsbeginne erkennen. Dennoch scheint die Aufarbeitung der weiblichen Genealogie seltsam einseitig und unvollständig; meist nur ausgehend von einer spezifischen Fragestellung wird ein Spotlight auf jeweils einen bestimmten Aspekt gerichtet und der Rest der Frau bleibt unberührt. Dies hat eine Kategorisierung zur Folge, die eben die reale, tatsächliche Person nebulös und unklar bleiben lässt – man assoziiert sie entweder ausschließlich mit ihrem sozialen Status (Kaiserin Elisabeth), ihrer politischen Positionierung (von Bülow) oder einem Teil ihres Werks (von Suttner). So werden Bilder geschaffen, die durch Mythifizierung und Legendenbildung die Identität und Mehrdimensionalität dieser Frauen immer weiter zurückdrängen: „Jeder Text färbt – als neuer Kontrast – einen Diskurs neu und anders ein. [...] Diskurse schaffen und bestimmen Texte, aber die Texte sind es, die die Diskurse führen“ (Nünning 136), eingebettet in die kulturwissenschaftlich aufgearbeitete historische Gesellschaftskritik soll jeder Text als Zeitzeugnis gelesen und die darin enthaltenen Topoi extrahiert und interpretiert werden.

Die Postmoderne ist – vereinfacht ausgedrückt – die Kultur der Verschiedenheit,<sup>69</sup> sie eröffnet diverse Perspektiven und hat unser Verständnis von „Zeit“ als Dimension und Kontinuum nachhaltig verändert. Zeit hat keinen Ziel- beziehungsweise Endpunkt mehr, keine Richtung. Die Abschaffung einer singulären, kohärenten Zeit weitet den Operationsradius für neue Diskurse und verleiht ihnen Bedeutungsschwere durch Befreiung aus erstarrten Epochengrenzen; gesellschaftliche Randgruppen werden neu „entdeckt“ und treten als quasi vergangenheitslos ins Rampenlicht der Diskussion.

---

<sup>69</sup> “Culture is difference” – Rita Felski (2000): *Doing Time. Feminist Theory and Postmodern Culture*. S. 2.

Genealogien von Frauen im Allgemeinen und Autorinnen im Besonderen zeigen nur einen kleinen Ausschnitt, der beleuchtet wird; außerhalb des „Spotlights“ scheinen sie keine Existenz zu haben. Diese neue verwirrende Vielfalt und Verstrickung der Diskurse und Theoreme der Postmoderne erschweren die Aufgabe einer bestimmten Gruppe gerecht zu werden; Felski schlägt daher vor, die Schnittlinie vertikal, anstatt horizontal zu ziehen, praktisch durch den Zeitstrahl, anstatt in einer bestimmten Epoche begrenzt zu bleiben. Auf diese Weise bekommt jede Gesellschaftsgruppe ihre eigene, charakteristische Geschichte, unabhängig vom strengen Mandat historischer Perioden. Ein eindrucksvolles Bild, das Felski bringt, ist das der (Zeit-) Geschichte als verschiedener kleiner Ströme mit unterschiedlichem Fließtempo und Gefälle, im Gegensatz zu dem angenommenen Bild eines weiten Flusses, der gleichmäßig dahin fließt. Die vertikalen Linien, die ich ziehe, trennen schreibende Aristokratinnen des 19. Jahrhunderts von der offensichtlich heterogenen Gruppe „Frau.“

Meine Ausführungen orientieren sich stark am jeweiligen Individuum, was mit der exponierten sozialen Stellung sowie der Lebenssituation und der „Mission“ der Schreibenden zusammenhängt. Ganz abgesehen davon, dass Feminismen an sich keiner präzise linearen Evolution folgten, zeigt sich vielmehr die fortschreitende Veränderung in den sich entwickelnden Vorstellungen von Männlichkeit und Weiblichkeit, die selbst wiederum Gegenstand von Widerspruch und Abweichungen sein konnten. Fest steht, dass das allegorische Seilziehen von weiblicher Rebellion und männlicher Autorität erst die Plattform für Politik und Gesellschaftswesen und deren Weiterentwicklung bildete. Wie im Folgenden gezeigt werden soll, wäre es falsch, von einer homogenen Frauenbewegung auszugehen; von tatsächlichen Aktivistinnen und frauenpolitischer

Arbeit kann bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts im Grossen und Ganzen noch nicht die Rede sein, und gebündelte politische Programme entwickelten sich erst langsam, doch stetig. Emanzipation bedeutete ursprünglich nichts anderes als das Erwachsenwerden und das dem Elternhaus Entwachsen einer Person, also das „flügge Werden“ und auf eigenen Beinen Stehen, kurz die Autonomisierung des Individuums. Um 1900 galt das Konzept der (teils alleinstehenden und alleinerziehenden) modernen Mutter, der das Beibehalten einer persönlichen Individualität und Autonomie neben ihrer Mutterrolle zugestanden wird, als neu und unerhört und als Zeichen der bevorstehenden Zeitenwende.<sup>70</sup> Weiblich konnotierte Genres wie etwa Gedichte, Autobiographien, Briefe und Memoiren erschienen für eine Diskussion 'frauenorientierter Interessen' besonders geeignet, da sie einen unmittelbaren Zugang zu den Gefühlen und Gedanken der Protagonisten zulassen und wurden als Literatur von Frauen für Frauen beworben:

The stories [...] catered for the average woman-reader whose mental capabilities had not been over-developed in the girls' high-schools and who, in accordance with prevailing custom, rarely took up a professional career. They were written for the most part by women for women. They were discussed in family circles and amongst the ladies, and formed just as much an intimate bond between the authoress and her feminine readers as did the political article between its author and the male readers. (Bramsted 203)

Vor allem die detaillierte Schilderung des Häuslichen, mit seinen sozialen Beziehungen, Restriktionen und Problemen machen als Klischee Schule und tragen von vorneherein dazu bei, dass „[...] sich kulturelle Geschlechterstereotype gerade in den Mechanismen der Kanonbildungen selbst [reproduzieren], mit denen ästhetisch und ideologisch

---

<sup>70</sup> z.B. Gabriele Reuter (1900): *Ellen von der Weiden*.

dissentes Material dem kommunikativen und schließlich dem kollektiven Gedächtnis entzogen wird“. (Loster-Schneider VI/VII) Das als literarisch-ästhetisch minderqualitativ beschriebene Arsenal von schriftstellerischen Werken betrifft vor allem die für die „main stream“ Produktion, die in Magazinen wie der *Gartenlaube*<sup>71</sup> veröffentlicht wurden, geschriebenen, eher seichten und wenig kontroversen Stücke. Innovativere Literatinnen griffen die von manipulierten Frauen verinnerlichte Widersprüchlichkeit an, die oft masochistische und selbstzerstörerische Züge trug, die sie sich selbst am vollwertigen Menschsein hindern ließen und schließlich zur Destruktion führten. Diese literarischen Zeitdokumente vereinigen also nicht zuletzt „[...] elements of imagination with observation, fiction with social truth. The social content of a work of art is therefore wrapped in a texture of aesthetic elements, which are subject, amongst others, to the laws of contrast or of continuity“. (Bramsted 4)

Die gegenseitige Einflussnahme von Literatur und Gesellschaft kann in jedem Text nachgewiesen werden, jeweils verschieden abgemischt und gewichtet. Ruth Inglis argumentiert, dass Literatur die Gesellschaft und ihre politischen Strömungen reflektieren (Reflektionstheorie) und sie durch Impulse und Denkanstöße formen kann (Kontrolltheorie). Durch ihre gesellschaftspolitische Mission und die erhofften Konsequenzen behielten die liberaleren und frauenbewegten Schriftstellerinnen die Kontrollfunktion der Literatur im Auge, da es restriktive und restaurative Tendenzliteraturen zu verhindern galt, denn „[das happy end fördert], was moralische und soziale Einstellungen angeht, unzweifelhaft die Erhaltung des status quo. [...] In diesem [...] Sinne hat die Kontrolltheorie [...] Bestätigung erfahren“. (Inglis 80-88)

---

<sup>71</sup> Wöchentliches, illustriertes Familienblatt, 1853-1916, (in verändertem Format und als *Die neue Gartenlaube* bis 1944).

Unter den oben gesetzten Parametern des soziopolitischen Hintergrunds, stets präserter Klassendiskriminierung und Gender-Restriktionen verfertigten die Kaiserin von Österreich, Baronin von Suttner und Freiin von Bülow bleibende Zeitdokumente, die ihren einsamen Weg zur Autonomie und persönlichen Freiheit nachzeichnen. Ganz nach dem Motto „Adel verpflichtet“ prägte dieses gesellschaftliche Prädikat, gewollt und ungewollt – bewusst und unbewusst, ihre gesamte Existenz: „Like most important categories, class is a contested term and its precise meaning depends on the discursive context in which it occurs. Moreover, it is a term which has multiple dimensions and levels”. (Weedon *Feminism, Theory and the Politics* 134) Diese vielfältigen und einander überkreuzenden Dimensionen und Positionen, vor allem der gehobenen gesellschaftlichen Schichten, vereinfachten die weibliche Lebensrealität, sie erschwerten sie aber auch; dieses „Sicherheitsnetz“ des sozialen Status als rein positiv einzuschätzen wäre fatal: mit der Zugehörigkeit zur sozialen Elite, dem Adel, waren auch Obligationen verbunden. Und so wurde großer Zwang von außen ausgeübt; kein Wort, kein Schritt blieb unbeobachtet oder unkommentiert – vor allem im Falle Elisabeths, der Herrscherin über das größte Reich Europas ihrer Zeit. Dass der soziale Status der Aristokratie dem Schreiben und der Emanzipation der selektierten Autorinnen allerdings ausschlaggebend war und als maßgeblicher Diskurs in die Literaturgeschichtsschreibung generell aufgenommen werden muß, wird in den folgenden Teilen der Dissertation dargelegt. Den respektiven wirkungsgeschichtlichen und historiographischen Analysen wird ein kurzes Panorama der deutschen (und österreichischen) Aristokratie des späten 19. Jahrhunderts vorangestellt.

## 2.2. Die Aristokratie am Ende des 19. Jahrhunderts: “Vergang’ner Pracht Skelett”?<sup>72</sup>

She is Monarch of all she surveys,  
Her right there is none to dispute,  
On her altar submissively lays  
Its choicest, each fowl and each brute.//  
Behold her surrounded by those  
Whose homage is lavishly done,  
The world at the tip of her toes,  
And its denizens crouching – save one.//  
Look proud, pretty Queen, from thy shrine  
And thy vassals so loftily scan –  
But tell them their labour, and thine,  
Is to make thee seem fair to – a Man. (Sambourne n.p.)

Das vorherrschende Verständnis der gesellschaftlichen Rolle der Aristokratin im deutschsprachigen Raum während des ‘langen 19. Jahrhunderts’ ist von Stereotypen beherrscht „[in denen davon ausgegangen wird], dass sich keine kulturelle Interaktion zwischen den Frauen des Adels und des Bürgertums vollzog“ (Winkelhofer 34-35) – eine Tatsache, die sich ab der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts langsam zu verändern begann. Als Repräsentantinnen von Haus und Familie im domestikalen Sektor verankert, bahnten sich die adeligen Frauen einen Weg in die politische Aktive und schufen durch ihre schriftstellerischen Zeitzeugnisse eine neue, gendersensitive Konzeption Deutschlands als literarischer Nation, als dem Volk der Dichterinnen und Denkerinnen.

---

<sup>72</sup> Kaiserin Elisabeth. “Neujahrsnacht 1887”. *Das poetische Tagebuch*. S. 139.

Gesellschaftliche Vorrangstellung, Zugriff auf gut ausgestattete Familienbibliotheken, ein ausgeprägter Schatz an Familienlegenden und Heldengeschichten, das Eingeweihtsein in Staatsaffären und -geheimnisse sowie finanziell-ökonomisch gesicherte Lebensbedingungen statteten die adeligen Autorinnen mit kulturellem Kapital aus, das ihre Schriften von allen anderen schreibenden Kreisen abhebt. Die Ähnlichkeit und Überschneidungspunkte von bürgerlicher und adeliger Frauenrolle erschöpft sich in der Funktion und dem Ideal der Hausmutter, bzw. der Haushaltsvorstehenden; nicht nur der Haushalt, der in „einer aristokratischen Familie [...] neben den Familienmitgliedern [...] das gesamte Personal [umfasste]“ (Winkelhofer 90), waren adelige Mütter in letzter Instanz auch für die standesgemäße Erziehung ihrer Sprösslinge verantwortlich: „In former days nurses and waiting-women in the princely families were themselves gentlewomen. It was rightly deemed all-essential for children, only to come in contact with people of good breeding, that they might never incur the danger of acquiring bad manners.“ (Carmen Sylva *Memory's Shrine* 203) Die Hausfrau und Mutter musste sicherstellen, dass – vor allem ihre Töchter – den rechten Umgang pflegten, so wurde auf natürlichen Umgang mit den Standesgenossen von frühester Kindheit an großer Wert gelegt. So gab man schon den jüngsten Töchtern kleine, altersgerechte gesellschaftliche Aufgaben und Verpflichtungen, wie etwa Einladungen und Vorbereitungen zu sonntagnachmittäglichen Teerunden, den sogenannten Jausen (Winkelhofer 21-22), deren Gäste natürlich ausnahmslos die Töchter anderer Aristokratinnen waren. Auch die Buben erhielten von klein auf Tanzstunden und hatten sich auf Kinderbällen einzufinden und zu amüsieren; nicht-adelige Kinder wurden nicht geladen, wie auch ganz allgemein der Verkehr mit der „zweiten Gesellschaft“ unter keinen Umständen zulässig war. So wenig

wie individuelle Neigungen oder Vorlieben in der Freizeitgestaltung der jungen Aristokraten geduldet wurden, übte man Nachsicht bei der Berücksichtigung eventueller Kleidungswünsche; die kleinen Komtessen sahen alle gleich aus: die – wochentags dunklen, sonntags hellen - Baumwollkleidchen knielang (ab dem Eintritt in die Pubertät bodenlang), darüber eine rüschenbesetzte Latzschürze kombiniert mit niederen Stiefelchen. Die Haare konnten im Kindesalter noch halb offen getragen werden, junge Damen mussten sie immer hochstecken. „In der Aristokratie galt Einfachheit in Bezug auf Kleidung und Auftreten der Kinder als Tugend, aufgetakelte, affektierte Kinder empfand man als Gräuel“. (Winkelhofer 23-24)

Die adelige Frau war nun entweder dem Landadel angehörig und konnte sich im besten Falle einer weitgehenden Freiheit innerhalb der Standesklauseln erfreuen, oder sie unterlag dem höfischen Frauenideal, das sich durch repräsentative und der Monarchin aufwartende Pflichten auszeichnete und eine genaue Kenntnis von Protokoll, Etikette und angenehmen Umgangsformen voraussetzte. Es galt als größte Ehre zum Kreis der Hofdamen einer Monarchin berufen zu werden und war meist von Intrigen, Schiebung, Affären und dem Einfordern persönlicher Gefälligkeiten und Schuldigkeiten begleitet, wie Carmen Sylvas Biographin festhält: „Court life and society have such an established reputation for scandal and intrigue that they seem beyond redemption, and this much I must admit, that in Carmen Sylva’s entourage falseness, backbiting and ill-will are ever at work and ever finding a new victim.“ (Vacaresco 35-36) Diese elitäre und exklusive Gesellschaftskonfiguration war ein abgeschlossener Mikrokosmos, in dem die kleinste Verfehlung weitreichende Sanktionen nach sich zog; Emotionen, affektiertes Verhalten und Gefühlsausbrüche galten als Schwäche und waren tunlichst zu vermeiden. In



Vorbereitung auf dieses Leben unter der Oppression von Hofzeremoniell, Protokoll und Etikettezwängen bereitete man die kleinen Prinzessinnen und Komtessen vor, indem man sie seit frühester Jugend dazu anhielt Tagebuch zu führen - keineswegs zur späteren Erinnerung an glückliche Stunden und außergewöhnliche Erlebnisse, sondern zum Zwecke des Selbstzeugnisses. „Mädchen sollten ihr Handeln auf seine Motive hin prüfen und sich – darüber schreibend – fragen, ob sie den hohen sittlichen Erwartungen ihrer Eltern auch gewissenhaft entsprochen hatten. [...] In jungen Jahren musste man oftmals Tagebücher der Mutter vorlegen, die so kontrollieren konnte, wie ernsthaft man das eigene Verhalten überdachte.“ (Winkelhofer 24-25) Die „höfische Rationalität“ legte großen Wert auf ästhetische Vorzüge, angenehm-geistreichen Konversationston und psychisch-mentale Stärke und Ausgeglichenheit (Elias 168). „Der aristokratische Verhaltenskodex war ein Gemisch aus ritualisierten Verhaltensweisen, anezogener hoher Selbstdisziplin mit sozialer Kontrolle durch die Umgebung, moralischen Ansprüchen und einer auf christlichen Werten basierenden Grundhaltung gegenüber seiner Umwelt“. (Winkelhofer 120) Das mit der Stellung am Hofe verbundene Prestige verschaffte manchen Adeligen auch tatsächliche Wirkungsmächte durch eine gezielte Einflussnahme auf politische Maßnahmen und Geschehnisse, was ihnen einen besseren Stand als irgendeiner anderen gesellschaftlichen Formation der ständischen Hierarchie zuwies.

Wilhelm Heinrich Riehl prangerte um 1850 die „Überweiblichkeit“ der Aristokratie (49) an, und verlieh gleichzeitig seiner Überzeugung Ausdruck, dass sich moralische Sittsamkeit und strikte Befolgung des separierenden Geschlechtermodells in einer zivilisiert-hochentwickelten Gesellschaft gegenseitig bedingen, denn „nur bei Straßenräubern von Fach und gemeinsamen Dieben hilft auch die Frau mit im Geschäft;

bei vornehmen Gaunern übt der Mann in der Regel seinen Beruf ganz allein [...] Des Ministers Frau kann nicht mehr im Kabinett aushelfen, wie des Krämers Frau im Laden.“ (Riehl 37) Der Adel habe seine Vorbildfunktion erfüllt, in dem er dem gemeinen Volke die Geschlechtertrennung vorexerziert habe; leider sei die Aristokratie dabei über das Ziel hinausgeschossen, und es sei zu kritisieren, dass der Müßiggang der gebildeten Dame jeder sinnvollen Anstrengung vorzuziehen, und sie ihre Tage zu verbringen gezwungen sei „wie das ungebildete Weib des orientalischen Harems, dessen Tagesarbeit erfüllt ist, wenn es sich geputzt, gebadet, mit Ölen und Pomaden gesalbt und zum Zeitvertreib ein wenig gestickt oder gewebt hat“. (Riehl 52) Was die Einhaltung der geschlechtsspezifischen Sphäre anbelangt, waren Frauen aus beiden Gesellschaftsschichten benachteiligt: zwar scheinen hier die Adelige insgesamt ökonomisch besser gestellt zu sein als ihre bürgerlichen Geschlechtsgenossinnen; doch war es nur in seltenen Präzedenzfällen Erbtöchtern erlaubt, die als “Weiberlehen” vermerkten Reichslehen zu ererben, was ihnen eine gewisse Herrschaftsgewalt und Entscheidungsmacht übertrug (Paletschek 169). In Vertretung konnte eine Adlige auch das Amt des Dynastieprinzipals ausüben, solange der Erbsohn noch nicht volljährig war; in diesem Falle konnte beziehungsweise musste seine Mutter das Erbe ihres verstorbenen Ehemannes und Familienvorstands antreten, wenn das Herrschergeschlecht<sup>73</sup> im Mannesstamme keinen volljährigen Stammhalter vorweisen konnte. Im Falle einer Rezession des Familienbesitzes wurde zunächst der Lebensstil der Damen eingeschränkt

---

<sup>73</sup> Der nichtregierende Hochadel Deutschlands, der sich aus den sogenannten Standesherrn rekrutiert, gestaltet sich relativ übersichtlich, da es sich um „etwa 100 Fürsten- und Grafengeschlechter des Alten Reichs [handelte], die bis 1806 über Landeshoheit, Reichsunmittelbarkeit und Reichsstandschaft verfügten und dann als Mediatisierte die Gruppe der Standesherrn bildeten, und [denen] per definitionem keine neuen Familien durch Nobilitierung hinzugefügt werden [konnten]. Bei den Standesherrn galten in der Regel eine strikte Primogeniturregelung für den Besitz und deutliche Rangabstufungen zwischen den gleichwohl sämtlich hochadeligen Familienmitgliedern, auch in der Titulatur.“ (Neumann 157)

– vor allem natürlich der unverheirateten und verwitweten Familienangehörigen, die meist ohnehin mit einer eher bescheidenen Rente zurecht kommen mussten; im Zuge der Säkularisierung fielen mehr und mehr Damenstifte der Verweltlichung alter Stiftgebäude zum Opfer und viele Aristokratinnen waren gezwungen sich als Gouvernante zu verdingen, was zwar dem Ansehen ab-, dafür aber der persönlichen und wirtschaftlichen Freiheit zuträglich war. Eine Integration lediger Schwestern und Tanten in die Haushalte der männlichen Stammhalter war nur in wenigen Fällen für alle Betroffenen zufriedenstellend und harmonisch, nicht selten waren die zusätzlichen Esser an der Familientafel eher geduldet als erwünscht, was man sie auch fühlen ließ. Brotberufe, zu denen eine Beschäftigung als Gouvernante ebenso zählte wie das Berufsschriftstellertum, eine Anstellung als Lehrerin oder Sekretärin, galten bis zum Ende des 19. Jahrhunderts für Töchter aus adeligem Hause als unstandesgemäß und so fristeten unzählige Adelige ein Dasein als ungewollte Dauergäste auf dem Familiengut unter der Vormundschaft eines männlichen Verwandten. Überhaupt war die Konkurrenz auf dem Heiratsmarkt brutal und grausam, was sich für diejenigen Komtessen mit jedem Jahr steigerte, in dem ihnen kein Verlöbnis angetragen wurde: Wer nicht mithalten konnte, hatte es sehr schwer – oder blieb übrig. Es war enorm wichtig, dass ein Mädchen “en beauté” war, um einen Heiratskandidaten zu bekommen. Erwartet wurde, dass eine Komtess mittelgroß war, eher noch zu klein als zu groß. Sie sollte gerade gewachsen sein, eine äußerst schmale Taille, jedoch auch weibliche Rundungen haben, ohne übergewichtig zu sein – mager durfte sie gerade noch sein, aber nur, wenn sie dafür sehr hübsch war. Ein Mädchen sollte schneeweiße Haut, einen ebenmäßigen Teint, hübsche Gesichtszüge und zarte Hände

haben. Wenn möglich, sollte ihr Haar dunkel sein, denn dunkles Haar war im 19. Jahrhundert [...] am begehrtesten. (Winkelhofer 55)

Der Erfüllung dieses Katalogs des Schönheitswahns zu genügen füllte das Leben der wohlhabenden Komtessen als alleiniger Daseinszweck aus. Bis auf einzelne Ausnahmen sahen adelige Töchter im 19. Jahrhundert und im Kaiserreich eine gute Partie als einzig ehrenhafte Zukunft an und akzeptierten im Wesentlichen die herkömmlichen Möglichkeiten weiblich-adeliger Lebensformen widerspruchslos; vor allem hat eine Berufswahl überhaupt noch nicht zur Debatte gestanden. (Wörner-Heil 13). Nicht nur die ledigen Frauen mussten sich unterordnen, auch die Ehefrauen und Witwen bezogen ihren sozialen Status und ihren Platz in der Eliteriege über ihre nächsten männlichen Familienangehörigen. Diese Gesetzmäßigkeiten des Sippschaftssystems verloren erst an Bedeutung, als sich Frauen – bürgerlichen und adeligen – die Möglichkeit bot, durch selbst erbrachte Leistung differentialisierte Selbst- und Fremderkennung als Individuum zu erfahren; proportional zur potentiellen Identitätsfindung der Frau sank die Gewichtung von Rangordnung und der Fremddefinierung durch Familienmitgliedschaft. „Standesgemäß erzogen im ursprünglichsten Sinn wurden die Kinder durch das lebende Beispiel ihrer Eltern – indem sie beobachteten und nachahmten, was diese ihnen vorlebten“. (Winkelhofer 21). Auch den aristokratischen Habitus in Anstand und Bildung eigneten sich die jungen Mädchen eher durch Imitation vorgelebter Ideale denn durch zielgerichtete Erziehung und Unterweisung an: „Dieses soziale Herkunftskapital war der eigentliche „Mitgliedsausweis“ in der Aristokratie. Es konnte weder im Nachhinein erworben werden, noch war es an Besitz und Reichtum gebunden.“ (Winkelhofer 21) In ihrem Bildungsniveau, Lernpensum und Auslastung waren sie den bürgerlichen bis um

die Jahrhundertwende voraus, welche wiederum dem Wissensstand und Maßregelung der männlichen Kinder des Adels hinten anstanden, deren Aussichten auf eine glückliche und erfüllte Kindheit proportional zur hierarchischen Positionierung sanken.<sup>74</sup> Das Bildungsideal bürgerlicher Schichten richtete sich nun, wie Martina Winkelhofer ausführt, nach der adeligen Maxime der ganzheitlichen Persönlichkeitsbildung, während die am Anfang des 19. Jahrhunderts angestrebte “verwertbare” und weltlich-zweckdienliche Bildung nach dem Vorbild des Bildungsbürgertums auch dem Adel wegweisend war. Diese klassenspezifischen Idealvorstellungen und Rollenmuster begannen sich am Ende des 19. Jahrhunderts nach und nach zu vermischen und ineinander überzugehen, wobei die bürgerliche Frau allen anderen – höheren und niedrigeren Schichten – zum Leitbild wurde und in deren gepriesenen Eigenschaften noch die ehemals angestrebten höfisch-adeligen Nuancen im Verhaltenskodex zu bemerken waren, wie etwa die Repräsentations- und Sittenwächterfunktion und der bewusst zur Schau gestellte Müßiggang.

Zu Beginn des 20. Jahrhundert hatten sich die Differenzen in Bildung, Sozialisierung, Erziehung und Lebenswirklichkeit der klassenspezifischen Frauenmuster einander angenähert in einem Maße, dass sich gemeinsame Lebensprobleme und Klassenschranken vernachlässigende Forderungen herauszukristallisieren begannen; der dominierende Einfluss der Aristokratie und die Vorbildfunktion der Höfe hatte eine

---

<sup>74</sup> The lives of little princes were indeed lonely enough at the best of times in those days, for once out of the nursery they saw but little of one another, not even having their meals in common, but each child brought up quite apart from the rest with a special tutor or governess, with whom the repasts were taken, [...] and to whose tender mercies the pupil was somewhat ruthlessly abandoned. In my own early childhood we still experienced the inconveniences of this system of education, but the transition to more rational and humane treatment of the young was already taking place, and children even of the highest rank now-a-days lead happy natural lives, associating with others of their age and constantly seeing their parents, of whom they no longer stand in dread. (Carmen Sylva *Memory's Shrine* 204)

„Adelung“ des gehobenen Bürgertums im 19. Jahrhundert zur Folge - ausgedrückt in „Lebensstil und gesellschaftliche[m] Verhalten, die sich an einem idealisierten, romantisch-verklärten adeligen Leitbild orientierten“. (Möckl 107) So zählte Ida von Kortzfleisch, die Initiatorin des Reifensteiner Schulprojekts im letzten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts, die „gebildeten, höheren Stände zu den führenden Gesellschaftsschichten. Daher konnte die von ihr ins Leben gerufene Einrichtung keine rein adelige sein. Vielmehr ging es ihr um die Bildung einer aristokratischen Gruppe – im Sinne einer Führung der Gesellschaft durch die Besten: einer gebildeten Elite, die dem Adel und dem gehobenen Bürgertum offen stand.“ (Wörner-Heil 17) Vor allem Frauen des niederen Adels und des gehobenen Bildungsbürgertums fanden sich zunehmend vis-à-vis in Geschäftsverbindungen ihrer Ehemänner und in Funktionen karitativer Einrichtungen. Für die Aristokraten galt es eine gewaltige gesellschaftliche Hürde zu nehmen in der Assoziation mit dem Bürgertum, der Gesellschaftsklasse, die weithin als Erschaffer der modernen Gesellschaft, Abschaffer des Feudalismus und Vorsteher des Kapitalismus ausgeschrieben war<sup>75</sup>: „The bourgeoisie is [...] a revolutionary class. This is the class that destroyed the feudal structures of power and life, that broke the feudal hierarchy, and that, through the domination of society and its politics that it was able to achieve, ushered in a completely new set of social relations and institutional structures.“ (Gill 3) So erklärt sich die Symbiose der benachbarten Gesellschaftsschichten des niederen Adels, des

---

<sup>75</sup> Im Vergleich zu den bürgerlichen Klassen anderer europäischer Nationen blieb die deutsche Bourgeoisie relativ labil - der sogenannte Sonderweg der deutschen Bourgeoisie hatte ihren Ursprung in der politischen Schwäche als Gruppierung. „Neben der verblassenden Sonderwegsdebatte ist die verstärkte Adelsforschung der letzten Jahre in Deutschland hauptsächlich an der Gemengelage von Anpassung und Selbstbehauptung des Adels sowie einer potentiellen Elitenverschmelzung mit Teilen des Bürgertums orientiert“. (Neumann 155) Das sozialpolitische Unvermögen des Bürgertums erklärt sich durch die vergleichsweise späte Industrialisierung Deutschlands, die erfolglose Revolution von 1848, die vom Bürgertum angeführt wurde, sowie die von Bismarck erzwungene Einigung Deutschlands.

Briefadels<sup>76</sup> und des gehobenen Bürgertums aus der fehlenden Stärke der aufsteigenden Klasse. Der Hochadel hingegen war in seinem Traditionsbewusstsein so essentiell, dass er bis zu seiner Auflösung durch den Weltkrieg weitgehend unter sich blieb. „Offen und durchlässig war die [Hocharistokratie] überhaupt nicht; die gläserne Decke war kaum zu durchbrechen. In diese Gesellschaft einzudringen war unmöglich für Menschen, die nicht jenen ersten Familien oder zumindest deren Verwandten angehörten“. (Winkelhofer 120)

Im Hochhalten der Tugenden des eisernen Durchhaltens und der Pflichterfüllung für Kaiser und Vaterland stellte sich der Dienstadel gegen jede Veränderung, besonders im Hinblick auf ihre Rolle als Beschützer von Frauen und Töchtern widersetzte man sich einer Verbürgerlichung.

[These] negotiations between country and court, lineage and marriage, and aristocratic privilege and courtly subservience were undertaken in a context driven by changing ideas of kinship and family, property rights, and political representation at all levels of society, not least by those members who had a great deal to gain from the decline of the aristocracy, whether they were women or not.

(Crawford 1687)

Im direkten Vergleich läßt sich festhalten, dass die adelige Frau zwar in der „Wahl“ ihres Ehegatten stark eingeschränkt war, im realen Ausleben ihrer Lebensgemeinschaft jedoch größeren Spielraum und persönliche Privatsphäre genoss. Die Ehe an sich war meist wenig intimisiert oder emotional-gefühlbetont, die Prämisse der Erhalt der Stammeslinie und die Geburt von wenigstens einem männlichen Erben. „Eheliche Untreue seitens der Männer fand nicht erst statt, wenn die Ehe schlecht war – sie gehörte in vielen Fällen von

---

<sup>76</sup> Dem Briefadel zugehörig waren Mitglieder des gehobenen Bürgertums, denen ein niedriges Adelsprädikat als Belohnung verliehen wurde.

Anfang an dazu“ (Winkelhofer 98), im besten Falle konnte man in einer arrangierten Ehe auf gegenseitige Zuneigung und Respekt hoffen. Auch in harmonischen Beziehungen beanspruchten die Eheleute jedoch zwei abgesonderte Wohntrakte, die Unabhängigkeit und physischen Abstand ermöglichten; in einigen Fällen führten Aristokraten außereheliche Langzeitbeziehungen und illegitime Zweitfamilien, die ihre tatsächliche Ehe zur erstarrten Konvention degradierte. Die Ehefrauen nahmen diese Affären und „Zweitehen“ meist widerspruchslos hin, da sie vermutlich keine andersgeartete Erwartungshaltung unterhielten und dank der Tatsache, dass „keine Nebenbuhlerin, keine noch so leidenschaftliche Affäre des Mannes [...] der Ehefrau in ihrer gesellschaftlichen Stellung gefährlich werden [konnte]. Die Angst, gegen eine andere ausgetauscht zu werden, gab es nicht“. (Winkelhofer 102). Und doch scheinen amtliche Scheidungen und das Getrenntleben auf verschiedenen Wohnsitzen in adeligen Kreisen akzeptiert und keine Seltenheit gewesen zu sein; „das erstmals in Preussen erlassene Gesetz über die Ehescheidung wurde [...] meist von Frauen aus höheren Ständen beansprucht“ (Kalthoff-Ptičar 25). Adeligen Familien stand auch ganz einfach der Grund- und Landbesitz mit verschiedenen Immobilien zur Verfügung, was eine örtliche Trennung der Ehegatten einfach und unauffällig von Statten gehen ließ. Dass nicht noch mehr adelige Scheidungen aktenkundig wurden, liegt wohl auch daran, dass Aristokratinnen, die sich durch eine Ehe gequält hatten, es vermeiden konnten, sich erneut binden zu müssen. Denn auch bei der Zweitehe waren Liebesheiraten ohne Rücksicht auf Rang und Stand nicht zugelassen, da Neuzugänge aus niederen Gesellschaftsschichten den Status quo dieser in sich geschlossenen Gemeinschaft gefährdeten. „Denn wer nicht selbstverständlich von klein auf in diese starren Formen geboren wurde, konnte



Verhaltensweisen hinterfragen oder gar ändern wollen – beides war weder erwünscht noch erstrebt“ (Winkelhofer 45), ganz davon abgesehen, dass eine solche Heirat „nach unten“ für diese prestigebewussten Frauen selbst vermutlich nicht vorstellbar beziehungsweise erstrebenswert war, schließlich hatten sie keinerlei Gelegenheit, Männer kennenzulernen, die nicht als standesgemäß erachtet wurden.

Sich neben oder nach der Verantwortung für die Kinder und den Haushalt eine befriedigende Frauenexistenz und sinnvoll-ausfüllende Beschäftigung zu entdecken war wegen der – auch von getrennt lebenden Frauen – geforderten Einhaltung des adeligen Tugendkodexes nicht leicht. Sinnstiftung und Lebensbewältigung durch künstlerische Betätigung oder gar durch Berufsschriftstellertum oder Lehrtätigkeit waren im Hochadel bis zu dessen Auflösung verpönt, wie ein Blick in die Anweisungen für die junge Frau eines Aristokraten um 1890 unterstreicht: „Anyone engaged in the arts, stage, trade or commerce, no matter how well connected, could not be asked to the house at all“. (Lieven 137) Dagegen war ein öffentliches Engagement für ein Gedeihen des Vaterlandes mit dem adeligen Frauenbild in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts durchaus vereinbar, verstand man das Königreich doch als Axiomverlängerung von Haus und Herd, und in den nach einem Umdenken verlangenden neuen Lebensumständen bot sich dem weiblichen Handlungswillen ein gesellschaftlich akzeptables Betätigungsfeld. Auf diesem Wege erfüllte sich der Wunsch vieler adeliger Damen, dem goldenen Käfig zu entkommen und ihrer Sehnsucht nach sinnvoller Tätigkeit zu frönen. Die Einführung innovativer Technologien als Konsequenz der fortschreitenden Industrialisierung beeinflusste den Welthandel zu Ungunsten des auf landwirtschaftliche Produktion gestützten Landadels und setzte ihn wirtschaftlich unter Druck. Durch die wirtschaftlich

profitablere Fabrikation in den Städten durch das Proletariat resultierte in einer hohen Verschuldung unzähliger ländlicher Güter.<sup>77</sup>

Die Spannung zwischen Tradition und Neuerung setzte die Aristokratie unter Zugzwang. Insofern wurde das Einflußnehmen hinter den Kulissen für Aristokratinnen nach der Revolution von 1848 vertretbar und wurde in Biographien von Regentinnen dementsprechend stilisiert, während zu Beginn des 19. Jahrhunderts weibliche Biographien noch ausnahmslos über weibliche Heilige oder Frauengestalten der Bibel geschrieben wurden, die als Erbauungsschriften und moralisch-sittliche Leittexte für Frauen galten. Um den Beginn der viktorianischen Periode, die mit der Thronbesteigung Victorias 1830 ansetzte, sah man eine Abwendung von den religiösen Heldinnen hin zu denjenigen blauen Blutes:

Female biography that focused on women who had public as well as private lives potentially allowed some discussion of women's role beyond the domestic sphere. Biographers of royal women [...] emphasized their contribution to European culture, their scholarship and learning and most importantly the political and moral influence they exerted over their male kin and subjects. (Spongberg 124)

Sensibilisiert in der "Vergeschlechtlichung" des gesellschaftlichen Lebens und in ständiger Veränderung begriffen durch die Nachwehen der Revolution und des politischen Umbruches, ergänzten diese Biographien den nationalen Kanon und richteten den Fokus auf mythologisierte Frauenpersonen und ihre besonderen Verdienste zu Gunsten des Vaterlandes.

---

<sup>77</sup> Carmen Sylva ließ dies in ihren Memoiren anklingen: „A great change came over our household after the year '48, whose events had swept away half our revenues, our style of living was much simplified, the little court disbanded, even some of the servants [...] dismissed, and everything reorganized on a much smaller, more modest scale“. (Carmen Sylva *Memory's Shrine* 211)

Auch die Frauenwelt [...] möge die Schaffung des deutschen Reiches als Segen für sich erkennen und sich zum Dienst am Vaterland bereit finden. Arbeit sollte nicht nur wesentlich für das weibliche Individuum werden, sondern zugleich das kollektive Selbstverständnis der Gruppe der Frauen bestimmen und deren Bindung an den Nationalstaat sicherstellen. (Wörner-Heil 43) Dieser Aufruf an die (aristokratischen) Frauen, sich gesellschaftspolitisch zu engagieren erscheint zunächst revolutionär, denkt man an die sonst so restaurativ-konservativ portraitierten Frauenbilder der Literatur des Kaiserreiches. Es scheint sich der Trend einer politisch durchaus aktiven Aristokratinnenriege abzuzeichnen, ganz besonders im Vergleich mit den eher biederbraven Damen des hohen Bürgertums.

Schuf er's nicht auch, ihr Fraun, für euch,/ Das mächt'ge, ein'ge deutsche Reich,  
Dess'Segnung wir begehren? [...]/ Wohlauf ihr Mädchen und Fraun,  
Der Weckruf tone durch die Gaun,/ Daß man ein Denkmal schaffe! [...]  
Daß sich zum Dienst am Wirthschaftsbau/ Des Vaterlandes, auch die Frau  
Fortan zusammenraffe. [...] So laßt uns unverzüglich baun/ Am nationalen Werk,  
ihr Fraun! (von Kortzfleisch „Der freiwillige Dienst“ 2)<sup>78</sup>

Von Frauenhand verfasste Texte über Frauen wie dieser spiegeln eine „verweiblichte“ Darstellung der Staatsaffären und damit auch eine zurechtgestutzte Semantisierung des Patriarchats: „Using the language of patriotism allowed women writers to disguise or romanticize the political actions of their subjects. Patriotism became a gendered diminutive of politics, reflecting a belief in women's emotional and moral superiority rather than a discourse of women's rights“. (Spongberg 125) Aufgrund dieser eher apolitischen Diskussion von Frauen im Sinne einer Idealisierung der patriotischen

---

<sup>78</sup> Wie zitiert in Wörner-Heil, 43.

Pflichterfüllung durch elitäre und aristokratische Vertreterinnen, anstelle der versuchten Durchsetzung von Rechten und Gesetzen, wurde diesen wenigen herausragenden Frauenpersönlichkeiten gestattet, eine positiv besetzte, einzigartige Rolle in der nationalen Mythologie und damit in der nationalen Identitätsfindung zu spielen.

In vormodernen<sup>79</sup> Zeiten war die Definition von Klasse relativ eindimensional auf gesellschaftliche Hierarchie gemünzt, und bezeichnete Rang und Titel in Relation zu (Land-) Besitz und Reichtum. Im Zuge des vorherrschenden Zeitgeistes in Wissenschaft und Gesellschaft instrumentalisierte man einen ganz „besonderen Saft – [das] Blut“ (Urbach 353). Führungsqualitäten und andere Rechtfertigungen für die gehobene soziale Stellung hatte man „im Blut“, als Transmitter des deutschen Adelprädikates wurde das geflügelte Wort vom „blauen Blut“ stilisiert. Heute gestaltet sich diese Definition weitaus komplizierter: die Suche nach Texten über die soziale Klasse der Aristokraten gestaltet sich schwierig, die Funde sind dünn, und über Aristokratinnen<sup>80</sup> ist fast kein Quellenmaterial vorhanden. Heute gilt Klasse im Sprachgebrauch eher als ökonomisch-wirtschaftlicher Marker, denn als sozialkategorischer.<sup>81</sup> Zusammenfassend muss also

---

<sup>79</sup> Ich setze hier den Beginn der Moderne an mit dem Ausgang des 19. Jahrhunderts, in der gesellschaftlichen Entwicklung folgend der 1848-er Revolution und den Auswirkungen der fortschreitenden industriellen Revolution. Von *der* Moderne zu sprechen wäre falsch: je nach Disziplin und Perspektive kann der Beginn der Moderne unterschiedlich angesetzt werden. Für die Geisteswissenschaften begann sie mit der Aufklärung (15. Jahrhundert), wirtschaftsökonomisch mit der Industrialisierung (1750), die politische Moderne mit der Französischen Revolution (1789) und die literarische Moderne mit dem Ausklingen des Naturalismus (1890). (Christof Dipper, *Moderne*, Version: 1.0, in: Docupedia-Zeitgeschichte. URL:<https://docupedia.de/zg/Moderne?oldid=84639>, 5. Januar 2013).

<sup>80</sup> (abgesehen von Klatschmagazinen und der Regenbogenpresse, die sich mit königlichen Hochzeiten etc. befassen). Anders als in England und Schweden, wo die konstitutionelle Monarchie und die Königsfamilie zum gemeinsamen Identitätsstifter geworden sind, und dem Zusammengehörigkeitsgefühl der Nation dienen, ist das Verständnis der Monarchie in Deutschland auch noch regional abhängig. Die Wittelsbacher im Süden, die Hohenzollern im Norden (um nur die beiden wichtigsten Dynastien zu nennen), und die vielen Legenden und Geschichten, die sich jeweils um die örtlich spezifische Herrscherdynastie ranken und zum Lokalkolorit gehören.

<sup>81</sup> “Crisscrossing the historical field of class discourse are two prominent streams of meaning that often flow together, making their different origins as they intertwine. The first, and most familiar, gives us class as place in a social ranking, a hierarchy of upper, middle, and lower classes with graduations in between. The second refers to an economic relation (of exploitation) between producers and nonproducers, working

wohl davon ausgegangen werden, dass die Annahme einer Verschmelzung des reichen Wirtschaftsbürgertums mit dem Adel abzulehnen ist; vielmehr verdichten sich die Hinweise auf eine amalgamierte Oberschicht aus Adel und Bildungsbürgertum, zusammengeführt in Militär und Verwaltung. Diese Prämisse scheint plausibel hinsichtlich der Beschäftigung großer Teile des Adels im militärischen Staats- und Verwaltungsdienst und der gemeinsamen Beschreitung der männlichen Sprösslinge aus Bildungsbürgertum und Aristokratie des höheren Bildungswegs an Gymnasien und Universitäten. (Neumann 182) Die weiblichen Nachkommen beider Schichten konnten dieses außerhäusliche Privileg nicht genießen: In Vormärztagen bis zur Revolution 1848 existierte eine Mitwirkung nicht-adeliger Frauen höchstens durch Manipulation und Beeinflussung des Ehemannes; nach der Revolution im Zuge der Erstarkung der Frau und der Herausbildung von Frauenvereinen geschah dies auch zunehmend in publizistischen Aktivitäten. Bürgerliche Frauen mussten – um eine Verletzung des Normensystems zu verhindern - spezifisch weibliche Varianten der Öffentlichkeitsarbeit schaffen; der Tabubereich „Öffentlichkeit“ existierte für Frauen des Adels „[...] nicht in diesem Maße, da es auch die Trennung öffentlich/privat nicht oder erst ansatzweise gab. Dies wird besonders am Hofleben deutlich. Mit der Übernahme bürgerlicher Verhaltensweisen im Adel und einer Intimisierung der Familienbeziehungen dürfte auch die Trennung öffentlich/ privat Einzug gehalten haben. Damit [...] entstand auch für adelige Frauen ein neuer Tabubereich.“ (Paletschek 180) Dergestalt regressiv stellt sich der „Fortschritt“ der

---

and nonworking classes. [...] Class as social hierarchy is arguably the more popular and persuasive meaning. Deriving from the medieval language of estates, orders, and degrees [...] it has evolved to complex and multifaceted taxonomies in which the various classes have no clearly specified boundaries or functional roles. Contemporary metrics of class are diverse and their calibrations highly unstable, yet no dimension of social existence escapes the anxious and invidious ordering that is the hallmark of the hierarchical conception of class.” (Gibson-Graham 3)

Aristokratin dar zur Zeitenwende zum 20. Jahrhundert, einer völlig neuartigen Lebensweise, dem Umbruch zur Moderne, dem Maschinenzeitalter, der Demokratie, einem neuen „klassenlosen“ Gesellschaftssystem, den Frauenbewegungen und der Weltkriege. Das Ende der Aristokratie wurde eingeläutet durch die Ausartungen und Ausschweifungen aus ihren eigenen Reihen; Dekadenz, Verschwendungssucht, Pflichtvergessenheit gereichten dem Adel zu seinem Untergang. Vor allem die weiblichen Vertreter der gesellschaftlichen Elite erkannten, dass sie im Kontinuum von „nicht mehr“ und „noch nicht“ lebten und versuchten auf ihre eigene Weise den erstarrten Restriktionen zu entkommen und neue flexible und freiheitliche Wege zu eröffnen.

Zum Maximum gebracht sieht man diese Losung bei Kaiserin Elisabeth und in gewissen Graden gelebt bei Bertha von Suttner und Freiin von Bülow, die sich zu ihrer Ablösung zwar der gesellschaftlichen und ökonomischen Privilegien ihres Standes bedienten, dessen Konnotationen und Restriktionen jedoch für ihre eigene Person ablehnten. Die drei betreffenden Literatinnen beschränkten mit ihren schriftstellerischen und emanzipatorischen Ambitionen keineswegs unbekanntes Neuland: Vielmehr hatten wenige bedeutende, schreibende Aristokratinnen gewissermaßen experimentell mögliche Wege geschlagen, welchen spätere Autorinnen, zumindest ein Stück weit, folgen konnten.

### **2.3. Die Sondergruppe einer Sondergruppe: adelige Autorinnen**

Literarisch traten Kaiserin Elisabeth, Baronin von Suttner und Freiin von Bülow quasi in die „frauenbewegten“ Fußstapfen vorhergehender Generationen schreibender Aristokratinnen wie Annette von Droste-Hülshoff oder Bettina von Arnim, die sich schon

in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhundert waghalsig zeigte – in ihren literarischen Schriften, ihren gesellschaftspolitischen Aufrufen, und ihren öffentlichen Auftritten, und der aktenkundig gewordenen Konsequenz ihrer Inhaftierung. Zeitgleich mit den Literatinnen dieser Forschungsarbeit wirkte etwa auch die gemäßigte, doch liberal-innovative Autorin Marie von Ebner-Eschenbach, die jedoch nur in ihren humanistisch-emanzipatorischen Schriften auffällig wurde und ihr eigenes Leben in ruhigen Bahnen verlaufen ließ.<sup>82</sup> Als Vorspann zu den eigentlichen drei Forschungsobjekten erfolgt eine kurze Auseinandersetzung mit den eben genannten Schriftstellerinnen des Adelsstandes; Annette von Droste-Hülshoff, Bettina von Arnim Brentano und Marie von Ebner-Eschenbach rangieren unter den großen deutschsprachigen Dichterinnen. Sie zählen zu den wenigen Autorinnen, die in den traditionellen Kanon der deutschsprachigen Literatur Einlass fanden, und die in Bezug auf Biographie, Werk und Rezeptionsgeschichte ausführlichst recherchiert wurden. Wie sich zeigen wird, wurde jedoch auch hier das Analysekriterium der gesellschaftlichen Klasse im großen und ganzen außen vor gelassen; man konzentrierte sich vielmehr auf die Rubriken Geschlechterforschung und Literatur- beziehungsweise Kulturgeschichte der betreffenden Zeitperiode. Ebenso im Falle der rumänischen Königin Elisabeth, deren Exotik und Exzentrik ihr zwar keinen Platz im Kanon, aber doch in einschlägigen Literaturgeschichten sicherte. Die vier kurzen Autorinnenportraits des folgenden Unterkapitels sollen quasi den Rahmen stecken für die Analyse der Kaiserin, Suttner und Bülow: Wie ausgeprägt ihre Rebellion gegen die

---

<sup>82</sup> Die emanzipatorische Konstante in ihren Schriften ist zu verstehen im Sinne der Definition gegeben im Conversationslexicon von 1871, herausgegeben unter der Mitwirkung „vieler hervorragender deutscher Schriftsteller Amerikas“<sup>82</sup>: Emancipation (vom lat. Emancipatio) ist nach dem römischen Rechte die Entlassung eines Kindes aus der väterlichen Gewalt, wodurch dasselbe sein eigener Herr (sui juris) wurde. Heutzutage ist darunter jede Befreiung aus irgendwelcher Abhängigkeit oder Beschränkung zu verstehen; daher E. der Juden, der Frauen, der Kirche vom Staate, der Schule von der Kirche. [...] E. Des Fleisches ist die Befreiung der sinnlichen Begierden von den Schranken der Moral. (Schem 65)

bestehenden Zustände gewesen waren und an welchem Ende des literarischen Spektrums die verschiedenen adeligen Dichterinnen auch gewirkt haben, so stehen sie doch dem emanzipatorischen und geographischen Freiheitsdrang – und somit der potentiell feministisch-frauenbewegten Bedeutung der Kaiserin Elisabeth, Baronin von Suttner und Freiin von Bülow hintenan. Diese hatten Vorbildcharakter für alle diejenigen Frauen, die sich gemäß ihrer sozialen Stellung kein Gehör verschaffen konnten: „Whether feminist or anti-feminist, women who published served as role models for women seeking a voice in the public sphere and were thus instrumental in encouraging the growing discourse of women’s rights“. (Spongberg 127)

### 2.3.1. Wegbereiterinnen: Annette von Droste-Hülshoff und Bettina von Arnim

Die Komplexität klassengesellschaftlicher Diskurse steht derjenigen der geschlechterdifferenzierenden an Fülle und Verworrenheit nur geringfügig nach; fest steht, dass ungleiche Verteilung von Macht und ökonomischer Substanz innerhalb gesellschaftlicher Parameter und deren Auswirkung auf die Gesellschaft als Gemeinschaft untrennbar mit dem Selbstverständnis und der Identitätsfindung der einzelnen Subjekte zu einer bestimmten Periode verbunden ist. Für jedes neue Zeitalter gab es ein ganz neues, innovatives und revolutionär neuartig definiertes Frauenbild mit zu erwartendem Verhaltenskodex; nicht all zu tief unter der Oberfläche kann man doch immer die althergebrachten, traditionellen Stereotype, Klischees und Diskriminierungen entdecken. Eine Evolution soziokulturell propagierter Werte kann in der Rückschau bis zum Beginn der Neuzeit zurückverfolgt werden:



Wie die befreite Frau aussehen wird, das ist [...] mit Sicherheit und Vollkommenheit nicht vorstellbar, lebbar schon gar nicht. Um in [dem jeweiligen] Zwischenraum im ‚nicht mehr‘ und im ‚noch nicht‘ zu überleben, ohne verrückt [...] zu werden, muß die Frau den schielenden Blick erlernen, d.h. die Widersprüche zum Sprechen bringen, sie sehen, begreifen und in ihnen, mit ihnen leben – und Kraft schöpfen aus der Rebellion gegen das Gestern und aus der Antizipation des Morgen. (Weigel „Der schielende Blick“ 105)

Die pionierhaften Errungenschaften der österreichischen Kaiserin, Bertha von Suttner und Frieda von Bülow sind in ihrer vollen Bedeutung nur ermessbar im abwägenden Nebeneinander mit Biographien und Lebenswerken von adeligen Dichterinnen der unmittelbaren Vergangenheit und der Gegenwart des ausgehenden 19. Jahrhunderts.

#### 2.3.1.1. Annette Freiin von Droste-Hülshoff (1797-1848)

Annette von Droste-Hülshoff entstammte einer streng katholischen Familie des altwestfälischen Adels. Sie wurde am 10. Januar 1797 auf der westfälischen Burg Hülshoff bei Münster geboren. Das schwächliche und extrem kurzsichtige Mädchen verlebte eine behütete Kindheit, zurückgezogen und abgeschnitten von der Welt. Sich ihrer Berufung als Schriftstellerin bewusst, unterhielt sie Korrespondenzen mit August Schlegel und den Grimm-Brüdern. Als Sprössling einer Familie des alten Adels, und wegen ihres kränklichen Gesundheitszustandes, kam es ihr wohl gar nicht erst in den Sinn ihre Dichtung zur Selbständigkeit und zum Broterwerb in Erwägung zu ziehen; nichts desto trotz arbeitete sie mit großem Ernst und Ehrgeiz an ihrer dichterischen

Karriere und nahm für sich und ihre Schöpfungen das Prädikat ästhetisch kunstvoll in Anspruch. Neben ihrer Novelle *Die Judenbuche* (1842) wurde ihr (Nach-) Ruhm vor allem für ihre Balladendichtungen, wie z. B. *Der Knabe im Moor* (1842) zuteil. Lyrische Werke von nachhaltiger Bedeutung schuf die Droste in reiferen Jahren in Gedichtbänden persönlich-subjektiver Tendenzschriften, in denen ihre konservative und restaurative Einstellung offenbar wird.<sup>83</sup> Von der romantisch verklärenden Naturlyrik setzt sich die Dichterin streng ab durch eine bewusst gewählte schroffe und spröde Sprache, Lautmalerei und rhythmische Elemente, die den detailliert geschilderten Naturerlebnissen und Phänomenen einen unheimlichen Charakter verleihen. Ganz diesem Genre verhaftet ist auch Drostes bekanntestes Werk, ihre Novelle *Die Judenbuche*<sup>84</sup>. Die von ihren Zeitgenossen wenig geschätzte und beachtete Erzählung 'vom erschlagenen Juden' gilt heute als die „literaturgeschichtliche Identität“ (Kraft 96) Annette von Droste-Hülshoffs. Während sich bei männlichen Autoren die Berühmtheit auf ihr Gesamtwerk stützt, frühe Werke und vergleichsweise weniger erfolgreiche Stücke miteinbezogen werden und ihnen somit ein kontinuierliches Wachsen und erkennbare Evolution im Gedankengut bescheinigt werden, repräsentiert „the work of great Women of Letters, on the other hand, [...] not a line but a point [...]. Women's work subsists in posterity, if at all, in severely truncated form“. (Kord 301) Nichts desto weniger zählt Annette von Droste zu den geläufigsten Namen der deutschsprachigen Literatinnen.

Ihre eigene Frömmigkeit und ihr Verwurzelte sein im Katholizismus, welche im ständigen Widerstreit mit den neuen und liberaleren Strömungen standen, finden ihre

---

<sup>83</sup> *Heidebilder-Zyklus* (1844), *Der Knabe im Moor* (1842).

<sup>84</sup> *Die Judenbuche – Ein Sittengemälde aus dem gebirgichten Westfalen* (1842). In ihrer offenen Konzeption fast modern, stellt die Novelle eine Milieustudie an, die ohne direkte Wertung der Erzählerin die Frage von Gut und Böse abwägt. Anhand der zum Dingsymbol gewordenen Judenbuche vollstreckt sich göttliche Gerechtigkeit, wenn sich der Mörder erhängt, wo er einst gemordet hatte.

Reflektion in religiösen Werken wie *Das geistliche Jahr* (1820), welches nicht nur wegen der langen Bearbeitungsdauer, die über weite Strecken von Droste-Hülshoffs Leben reichte, als autobiographisch gefärbtes Zeitdokument gehandelt wird. In ihren Briefen, die sie 1845 an einen Fürstbischof richtet und in denen sie sich beinahe als eine Art von Predigerin oder Prophetin stilisiert, die sich selbst und ihre Dichtung in den Dienst der Menschen und Gottes stellt, lassen auf ihre Selbstsicht schließen und können als Manifest ihrer Existenz gelesen werden. Christliche Traditionen und Werte müssten das alltägliche Leben der Menschen durchtränken, und das Böse und Dunkel-Dämonenhafte dürfe nicht verschwiegen werden, um den fortschreitenden Verfall der Menschen (im Zuge der Modernisierung) aufzuhalten. Menschliche Nöte und Krisen – religiöse wie weltliche – müssten zu dieser Zeit des Umbruchs aufgespürt und durch Antworten gelindert werden.<sup>85</sup> Es zeigt sich die Zerrissenheit und Orientierungslosigkeit der Epoche, der durch die Maxime der Aufklärung auch der Weg zur Religion als spirituellem Ausweg versperrt bleibt, oder zumindest durch Zweifel und Glaubenskrisen erschwert wird. Der Schriftsteller Levin Schücking<sup>86</sup>, der knapp zwanzig Jahre jüngere Bibliothekar auf einem der Familienbesitztümer Hülshoffs, prägte Werk und Leben der Dichterin.

---

<sup>85</sup> „Sie werden selbst fühlen, was mir diese Gewissheit in einer Zeit, wo die Aufgabe selbst des harmlosesten Schriftstellers so sehr an Verantwortlichkeit zugenommen hat und vollends ein Frauenzimmer, die sich weder grosser Kenntnisse noch reicher Erfahrungen rühmen darf, leicht unklar wird und dadurch dem Missverstehen Raum gibt, so dass sie jedes Wort zehnmal wägen sollte, ehe sie es niederschreibt. [...] Gottlob ist unser gutes Westfalen noch um 100 Jahre zurück – möge es nie nacheilen auf dem Wege des Verderbens, und mögen andere Länder auf ihrem Kreislauf bald wieder bei ihm eintreffen! [...] so müssen wir alle zusammenhalten, hoch und gering, und wer eines Scherfleins Herr ist, soll es hergeben zum Baue des Dammes gegen Sittenlosigkeit und Unnatur, der die Irreligiosität so sicher folgt, wie der Sünde der Tod.“(Droste-Hülshoff 399) Die Briefe der Annette von Droste-Hülshoff hier zitiert aus der Gesamtausgabe von Karl Schulte-Kemminghausen (vgl. Bibliographie).

<sup>86</sup> Als reife Frau stürzte sie sich in eine unglückliche Liebesaffäre mit dem beinahe zwanzig Jahre jüngeren Schriftsteller, der sie gekränkt und verzweifelt zurücklässt und ihr und ihresgleichen (d.h. dem westfälischen Adel) ein wenig schmeichelhaftes Portrait widmet in seinem Roman *Die Ritterbürtigen* (1846).

Inspiziert durch ihre Zuneigung zu ihm<sup>87</sup>, wandte sich Droste-Hülshoff weltlichen Themen zu, die sie in Gedichtbänden verarbeitete. In wie weit die Droste ihr Schicksal als Unverheiratete als tragisch beurteilte, läßt sich schwer – und in dem hier gesteckten Rahmen unmöglich darlegen. Sicher ist, dass sie ihren Lebenszweck auch ohne Ehe und Kinder fand. Vielmehr bestätigt die neuere Forschung, dass Annette von Droste-Hülshoff eine arrangierte Ehe abgelehnt hatte, und sich ausserdem „vielfältiger Mimikry-Strategien“ (Niethammer 8) bediente, die es ihr ermöglichten, die geforderte gesellschaftlich akzeptable Fassade zu bewahren.<sup>88</sup> „Was ist aus meinen Jugendfreundinnen geworden? Die eine Hälfte ist ganz in Hauswirtschaft und Kindern aufgegangen, die andern jetzt grämliche alte Jungfern, in denen nicht mehr Poesie ist wie in einer getrockneten Pflaume“. (Droste-Hülshoff 344) Sie hatte um den Sinn ihres Lebens gekämpft und für sich einen neuen Lebensweg entdeckt und in ihrem Dasein als Dichterin Existenzberechtigung und Berufung gefunden.

Politisch gemäßigte Stimmen wie Annette von Droste-Hülshoff konnten sich für die weitreichenden gesellschaftlichen und politischen Wandlungen nicht begeistern, was nicht zuletzt auch mit ihrem sozialen Status in Verbindung gebracht werden muss. Autorinnen wie sie

[...] came from aristocratic families and so enjoyed more formal education than most of their contemporaries. However, the advantages of education and leisure were offset by the disapproval of their families, who shunned publicity. This

---

<sup>87</sup> Sechs Jahre vor ihrem Tod schreibt Annette von Droste in einem Brief an ihre männliche Muse Levin Schücking: „Du bist ein hochmütiges Tier und hast einen doch nur lieb, wenn man was Tüchtiges ist und leistet. Schreib mir nur oft, mein Talent steigt und stirbt mit deiner Liebe, was ich werde, werde ich durch dich und um Deinetwillen, sonst wäre es mir viel lieber und bequemer, mir innerlich etwas vorzudichten.“ (Droste-Hülshoff 17)

<sup>88</sup> Für eine genauere Analyse und detaillierte Belege siehe Bodo Plachter (1987): „Wirkungsgedichte der Droste an schreibende Frauen“ und Gabriele Kreis (1990): *Es geht mir verfucht durch Kopf und Herz*.

became more marked after 1850, when the declining prestige of writers caused the aristocracy to shy away from paid writing and from expressing its emotions in public. (Howe 91)

Und doch erscheint die Frau hinter der Dichterin seltsam modern: In allen äußerlichen Gegebenheiten und Formalitäten ihres streng geregelten Lebens in der westfälischen Provinz als unverheiratete Angehörige eines alteingesessenen Adelsgeschlechtes gefangen, entwickelt Annette von Droste-Hülshoff nach und nach Mechanismen, diese Beschränkungen und Beschneidungen ihrer Freiheit und Selbstentfaltung zu unterlaufen. Auch in ihrem isolierten Winkel kam das adelige Fräulein mit den Strömungen der Zeit in Berührung; in ihrer Existenz als Unverheiratete, immer unter dem wachsamen Auge ihrer verwitweten Mutter, haderte sie mit dem ihr anezogenen strengen Katholizismus, ihrem Stand als Adelige und ihrer Berufung zur Dichterin. Als eine der wenigen war sie sich der Verantwortung, die ihr diese Pfeiler ihrer Existenz auferlegen, bewusst und der Konsequenzen, die aus der Verquickung derselben erwachsen, wie sie in dem Brief an den Geistlichen<sup>89</sup> anklingen lässt. Ihre Fähigkeit zur Selbstdistanz und zur Selbstschau geben ihr eine neuzeitlich-innovative Aura, die sie ihrer Zeit weit voraus sein lässt. Die Gestaltung psychischer und psychosomatischer Problemfälle und Verfremdungs- und Entfremdungsphänomene konzentrieren sich in subtiler Vernetzung in ihren Werken und weisen auf die Entdeckung der Psychoanalyse und des Unbewussten rund fünfzig Jahre später voraus. Sie erreichte eine gewisse Selbstbefreiung, die sich aber in ihrem Falle eher intellektuell-abstrakt darstellte; äußerlich blieb sie in den Grundfesten ihres aristokratischen Lebens an der Seite ihrer Mutter befangen. Zu einem Aufbruch, wie ihn Kaiserin Elisabeth oder Bertha von Suttner wagten, fehlte es Droste-Hülshoff an Motiv

---

<sup>89</sup> Siehe Fußnote 103.

und Dringlichkeitsgefühl, weder im politisch-lebensrealen Sinn emanzipierte sie sich wie die oben genannten, die im Alleingang nicht nur fremde Länder, sondern sogar Kontinente bereisten. Wie sie in den beiden Endstrophen ihres *Kleines Gedicht am Thurme*<sup>90</sup> beschreibt, ist Annette von Droste-Hülshoff eher die Rolle einer beobachtenden Berichterstatterin zu eigen, die sich theoretisch und träumerisch mit den neuen Thesen und Entwürfen von Freiheit und Selbstbestimmung auseinandersetzt, anstatt sich aktiv zu emanzipieren:

Ich steh` auf hohem Balkone am Thurm,/ Umstrichen von schreienden Stare,  
Und lass`gleich einer Mänade den Sturm/ Mir wühlen im flatternden Haare;  
O wilder Geselle, O toller Fant,/ Ich möchte dich kräftig umschlingen,  
Und, Sehen an Sehne, zwei Schritte vom Rand/ Auf Tod und Leben dann  
ringen!//

[...] Und drüben seh ich ein Wimpel wehn/ So keck wie eine Standarte,  
Seh auf und nieder den Kiel sich drehn/ Von meiner luftigen Warte;  
O, sitzen möcht` ich im kämpfenden Schiff/ Das Steuerruder ergreifen,  
Und zischend über das brandende Riff/ Wie eine Seemöve streifen.

Auch war für sie das emanzipatorisch-frauenbefreiende Gedankengut noch nicht greifbar genug. „Wär`ich ein Mann doch mindestens nur,/ So würde der Himmel mir raten;/ Nun muß ich sitzen so fein und klar,/ Gleich einem artigen Kinde,/ Und darf nur heimlich lösen mein Haar,/ Und lassen es flattern im Winde!“ (Droste-Hülshoff *Sämtliche Gedichte* 78) Das Gedicht ist getragen von der Sehnsucht nach Befreiung aus einengender Konvention und die Dichterin bringt diese Sehnsucht in ihrem Wunsch zum Ausdruck, ein Mann zu sein.

---

<sup>90</sup> Annette von Droste-Hülshoff. „Am Turm“. *Sämtliche Gedichte*. S. 78.

### 2.3.1.2. Bettina Brentano von Arnim (1785-1859)

Die bis heute bekannteste Vertreterin des literarischen Vormärzes<sup>91</sup> entstammte einer in Italien verwurzelten kaufmännisch tätigen und überaus begüterten Familie. Neben ihren mütterlicherseits adeligen (und schriftstellernden) Ursprüngen, kam Bettina von Arnim auch monetärer Wohlstand zu Gute, der aus der florierenden Ex- und Importfirma, dem Haus zum Goldenen Kopf, der Familie des Vaters resultierte<sup>92</sup>. Sie lebte, mit zwölf Jahren verwaist, bei ihrer Großmutter Sophie la Roche bis zu ihrer Eheschließung mit Achim von Arnim, den sie durch ihren Bruder kennenlernte und mit dem sie zwanzig Jahre verheiratet war und sieben Kinder hatte. Allerdings lebten die Eheleute über lange Perioden getrennt: Bettina von Arnim, die das emsige Gesellschaftsleben und den intellektuellen Austausch des Stadtlebens bevorzugte, in Berlin, ihr Ehemann Achim auf dem Lande, wo er als Gutsherr ein Anwesen bewirtschaftete.

Erst in den knapp dreißig Jahren ihres Witwenstandes wurde sie autonom literarisch und sozial engagiert tätig, trat aus dem Schatten, in dem sie nur als Herausgeber der Werke ihres Mannes wirkte und schritt mit ihren eigenen Werken und gesellschaftlichem Wirken in das Rampenlicht der Öffentlichkeit. Nicht nur auf dem Papier lebte und forderte sie gesellschaftliche Gerechtigkeit jenseits der Klassengrenzen: „Ich selber habe mich unseres ausgezeichneten Familienwappens [...] nie bedient. Bei

---

<sup>91</sup> Für eine eingehendere Lektüre: Elke Frederiksen, und Katherine Goodman (1995): “‘Locating’ Bettina Brentano-von Arnim”. *Bettina Brentano-von Arnim. Gender and Politics*.

<sup>92</sup> Vgl. Hildegard Baumgart (1999): “Ursprünge”. S. 21-58.

gewöhnlichen Gelegenheiten hielt ich es zu heilig um damit zu prahlen, und wenn ich dann und wann wagte an einen hohen Monarchen zu schreiben, so betrog ich die gewaltige Kluft zwischen Ihm und mir doch wenigstens mit einem kleinen Siegel [...] (Plüschel 107)<sup>93</sup> Auch unmittelbar physisch engagierte sie sich, wenn sie etwa während der Choleraepedemie in Berlin eigenhändig die Leidenden pflegte – nachdem sie in sozialkritischen Pamphleten zu einer Verbesserung der Zustände in den Armenvierteln aufgerufen hatte. Das ihr eigene Übermaß an Energie, Bewegungsdrang und Durchhaltevermögen, das sich in der Goethe-Episode<sup>94</sup> ihrer Jugendzeit gezeigt hatte, setzte sie nunmehr zur Befolgung ihrer sozialpolitischen und literarischen Initiativen ein. Sie machte sich stark gegen die Todesstrafe, für die politische und gesellschaftliche Anerkennung und Gleichstellung von Frauen und Juden, für soziale Gerechtigkeit und Hilfsmaßnahmen und die Abschaffung der Elendsviertel der Stadt. Ihre gesellschafts- und obrigkeitkritischen Werke standen nicht nur einmal auf der roten Liste.<sup>95</sup> *Dies Buch gehört dem König* (1843) wurde in Bayern verboten und ihre *Gespräche mit Dämonen* (1852) wurde bereits vor dem tatsächlichen Erscheinen von der preußischen Zensur gestoppt; und dass sie als Frau und Angehörige der gesellschaftlichen Oberschicht in engem (Brief-) Kontakt mit dem preußischen König stand, half ihr als 'Unruhestifterin' schließlich auch nur bedingt. Nicht nur mit Friedrich Wilhelm IV. von Preußen verband sie eine lebenslange Freundschaft, auch mit anderen außergewöhnlichen ZeitgenossInnen war sie gut bekannt; wie der tragischen Literatin Karoline von Günderrode, der sie ein

---

<sup>93</sup> Bettina von Arnim an Friedrich Wilhelm IV. am 29.4.1845, in: Plüschel (2001).

<sup>94</sup> Siehe Fußnote 90.

<sup>95</sup> "The relationship between art and reality, particularly political reality, has always been regarded as difficult in Germany. [...] Intellect and power have been seen as separate spheres, and the idealism or moral intransigence of the artists has often appeared so extreme that any intervention by intellectuals in politics has been rejected by those in power, if not actually made subject to censorship." (Hierholzer 9)



posthumes Denkmal schuf in ihrem Werk (wiederum ein Briefroman) *Die Günderrode* (1804), mit dem Romantiker Ludwig Tieck, den Germanisten Wilhelm und Jakob Grimm und dem Komponisten Ludwig van Beethoven; der häufige Briefwechsel, der zum Zwecke des Erhalts dieser engen Kontakte damals üblich war, diente Bettina von Arnim später als Inspiration und Quellenmaterial für ihre Briefbücher, in denen sie ihre soziopolitische Motivierung darlegte und an der Stilisierung ihres Nachlebens in der literarischen Erinnerung der Rezeptionsgeschichte arbeitete.

Was nun den bezweifelten Charakter der Weiblichkeit verlangt, so weiß ich nichts davon zu sagen! Ich weiß nichts über sie! [...] Ich weiß nichts von mir! Bin ich weiblich oder nicht? Stolz bin ich, aber in mich gekehrt, nicht der Welt zugewendet! – Mein Stolz hat noch Niemand beleidigt [...] Streuen Eure Majestät milde ein wenig Staub auf diesen verwehenden Stolz, damit der König nichts mehr zu verzeihen habe einer tiefbeschämten Frau, die in schüchterner Flucht sich unterzeichnet. (von Arnim 106)

Diese „Privatbriefe“ erfüllen in keinsten Weise das Postulat der Authentizität und führten nicht selten zu Missverständnissen in der Rezeption, was Bettina von Arnim fälschlicherweise oft als Fabulierungen und Manipulation der Wahrheit vorgehalten wurde.

Berühmt wurde die Vormärzlerin vor allem für ihren Briefroman *Goethes Briefwechsel mit einem Kinde* (1835), den sie erst nach dem Tode des von ihr sehr verehrten Dichters veröffentlichte. Der schwärmerischen Verliebtheit der jungen Frau in den sich bereits auf dem Zenit seines Erfolges befindlichen Dichter entsprang ein Briefwechsel dessen Textkorpus die Autorin rund zwanzig Jahre später in nur

rudimentärer Anlehnung an die Originale neu schrieb. Die zur Publikation bestimmte Neufassung dieser Briefe verhalf Bettina von Arnim zu literarischem Ansehen und wurde zu ihrem lebenszeitlich bekanntesten Buch; auch hat sie damit das Goethebild der Nachzeit “zurechtgerückt”, was durch die viel spätere Herausgabe der Originalbriefe noch verstärkt wurde.

Vor allem durch die frauenorientierte Literatur- und Kulturwissenschaft wurde Bettina von Arnim und ihr Opus im späten zwanzigsten Jahrhundert wiederentdeckt, was an Hand ihrer überaus modernen und freigeistigen Lebensphilosophie nicht überrascht, liefert sie doch mannigfaltige Ansatzpunkte – in Leben und Werk – für Gender Studies-Theorien:

The kernel of Bettine’s thoughts on character (and what is gender theory if not part of a theory of character?) [is this]: to strive to become great in the exercise of one’s specific character and circumstance, and not to reach for anything foreign (non-indigenous means or non-innate qualities) that may seem attractive in someone else. This is advice for nations and personalities. [...] for Bettina Brentano-von Arnim, one’s individual character can never be elaborated in isolation. It requires open and supportive exchange with other individuals to become all that it already is. Only with the help of others can we become ourselves, but they must not restrict, they must nourish. (Goodman “Views on Gender” 133)

Diese Stelle zeigt wie modern und aufgeklärt Bettina Brentano von Arnims Lebensauffassung tatsächlich war; es erinnert an pädagogisch-didaktische Ansätze, wie etwa die individuelle Persönlichkeitsrechte hervorhebende Reformpädagogik der Maria

Montessori im zwanzigsten Jahrhundert, die dann noch als revolutionär gefeiert wurde. Bettina Brentano von Arnims Leben war so reich und einzigartig, dass es sich für die frauenbewegte Literaturwissenschaft überaus ergiebig erweist und so erscheinen jährlich neue Bearbeitungen ihrer Werke oder Aspekte ihrer Biographie, und sie kann heute mit Recht als eine der, wenn nicht die bekannteste und am besten recherchierte deutsche Schriftstellerin der Vormoderne gelten. Ähnlich wie Kaiserin Elisabeth feilte Bettina Brentano von Arnim ihr Leben lang an dem Bild, das ihr posthumen Ruhm erlangen sollte; dieser Wunsch nach Unsterblichkeit und Präservierung ihrer Lebensessenz, einem Gemisch aus Lebenswerk und Biographie erfüllte sich für beide Dichterinnen – jedoch in verschiedenen Ausdrucksformen: während Bettina von Arnim vor allem für ihr (zugegebenermaßen viel umfangreicheres) schriftstellerisches Vermächtnis ein Nachleben in den memorialen Räumen der Rezeptionsgeschichte zu Teil wurde, wogegen “Sisi” hauptsächlich der Kitsch- und Klischeesucht der breiten Massen zum Opfer fiel. Beide jedoch haben sie versucht, ein bestimmtes Bild von sich zu konservieren, das sie der Nachwelt, oder um mit Kaiserin Elisabeths Worten zu sprechen, den “Zukunftsseelen” hinterlassen wollten.

We have no way of determining with absolute precision who the historical Bettina von Arnim was, because in tracing her genealogy, we encounter numerous mirrors reflecting off of one another. As in a hall of mirrors, some produce less distorted images than others, but none brings us to an origin, to an absolute truth.

(Hock xx)

Obwohl sie, die Kaiserin wie die Schriftstellerin, gegen ein Vergessenwerden ankämpften, und sich in der Erinnerung nachfolgender Generationen behalten wissen

wollten, so trafen sie doch Vorkehrungen, ihr wahres privates Ich hinter einem gekünstelten und manipulativ zurechtgemachten, für die Öffentlichkeit freigegebenen Bild zu verbergen. Interessanterweise folgen diese verzerrten Spiegelbilder dem Usus der über Weiblichkeitsmuster kolportierten Stereotype, die sie in ihrem wirklichen Leben und um ihrer eigenen Persönlichkeitsentfaltung Willen so vehement zu entkräften versuchten.

### 2.3.2. Wegbegleiterinnen Marie von Ebner-Eschenbach und Königin Elisabeth von Rumänien

Frauen schrieben für Frauen, boten sich untereinander Trost, Rat und Identifikationsmuster an, die ihre Werke, welchem Genre auch immer zuzuordnen, durchlief; man beschäftigte sich mit den Sorgen und Nöten, aber auch den positiven Seiten des Alltagslebens, das durch Ähnlichkeiten im Biorhythmus und in Generalisationen und Wiederholungen das Gefühl von Gemeinschaft und Zusammengehörigkeit schuf. Marie von Ebner-Eschenbach und die rumänische Königin lebten und wirkten zu etwa der gleichen Zeit wie Kaiserin Elisabeth, Baronin von Suttner und Freiin von Bülow. Interessant ist hier, wie Ebner-Eschenbach und Carmen Sylva trotz allen Aufgebarens einen Weg fanden, sich in ihre soziokulturell vorbestimmten Positionen einzufügen – im Gegensatz zu den oben genannten. Sie brachen eben nicht aus, sondern kanalisiert ihre Revolte durch das Ventil der schriftstellerischen Tätigkeit. Gerade deshalb eignen sich die beiden Wegbegleiterinnen bestens als Folie für die exaltierten Lebens- und Wirkungsgeschichten der drei thematisierten Ausnahmemaristokratinnen.

Für die Diskussion klassentheoretischer Nuancen ist es wichtig, sensibel zwischen Differenzen innerhalb von und zwischen Gesellschaftsschichten zu unterscheiden. Gab es eventuelle unüberbrückbare Brüche und Unterschiede im Alltagskonzept von Arbeiterklasse und Bürgertum, so galt die Lebensweise des Bürgertums den Unterklassen zumindest als erstrebenswertes Ideal und Endziel, denn „some [social] groups, such as woman and the working class, are more closely identified with the everyday than others“ (Felski *Doing time* 78) – wohingegen der (Hoch-) Adel kein scharfes Bild des Alltags der Bürgerlichen hatte und umgekehrt. Das Fehlen einer Identifikationsgrundlage führt man gerne als Begründung für den Mangel an Empathie, Verständnis und Wertschätzung bei der Beurteilung eines literarischen “Gender-Clash” ins Feld. Ich denke, er passt genauso gut um Differenzen, Missverständnisse, beziehungsweise das Unverständnis beim “Clash” der sozialen Klassen zu erklären. So ist es unbedingt erforderlich, die Gesellschaftsschicht, der eine Autorin entstammt, in die Analyse ihres Werkes – vor allem wenn im Vergleich zu anderen zeitgleichen Texten – mit einzubeziehen. In der Gesellschaft, hier als ganz allgemeine Gruppe von Individuen gemeint, die weder der akademischen Disziplin der Gender Studies nahestehen, noch in der Frauenbewegung aktiv oder in ihren Thesen geschult sind, ist es noch immer das triviale Über-einen-Kamm-scheren der Frauenautoren, das die in der Realität höchst heterogene und aufgefächerte Gruppe in falscher Harmonie und Homogenie zusammenfasst. Was gemeinhin gemeinsame Wurzeln und Antriebsmotive zu haben scheint, trennt in den Forschungsdisziplinen Welten. Die Unterschiede in der Weltsicht und Lebensrealität einer Frau aus dem Hochadel sind nur äußerst peripher zu vergleichen mit den synchron stattfindenden Lebenserfahrungen einer Bildungsbürgerin oder gar einer Arbeiterin. Dies

muss in der literarischen Kulturwissenschaft unter allen Umständen berücksichtigt werden, und nicht nur in einer Fußnote oder einem schnellen Kommentar am Rande!

Die Fokussierung auch auf Alltagsgeschichte, die in den vergangenen Jahrzehnten insbesondere auf Menschen niederer sozialer Schichten angewandt wurde, verspricht auch für die Betrachtung von Eliten neue Zugänge, die ihre Charakterisierung, die Untersuchung ihrer Mentalität, ihrer Entscheidungsfindungsprozesse facettenreicher und differenzierter macht. (Roofls 211)

Wo Sympathiebestreben zwischen den Klassenschranken des Kaiserreiches wirkliches Verstehen im Erfahrungsaustausch ersetzt, muss man die Adelligen als wirkliche Sondergruppe behandeln, und die schreibenden Frauen unter ihnen als Sondergruppe der Sondergruppe; so war also die Existenz einer adeligen Autorin ein doppelter Widerspruch, da schon der männliche Schriftsteller aus der Aristokratie sich mit Diskriminierung und Ausgrenzung auseinandersetzen musste. Die weiblich-aristokratische Sicht der Dinge, die sich in ihrer Literatur unmittelbar, zwischen den Zeilen, oder in Chiffren niederschlägt, trägt ihr Puzzleteil ins Mosaik des 19. Jahrhunderts bei und verschärft den Blick, den wir aus der Rückschau auf die gesellschaftlichen Vernetzungen des Lebens damals werfen. Die vergleichsweise geringe Materialfülle ist eine direkte Folge der demographischen Statistik, so nehmen die schon alleine durch ihre Rarität wertvollen Zeitzeugnisse einen an Wichtigkeit nicht zu überbietenden Stellenwert innerhalb des kulturellen (Kon-) Texts ein; zeitgleich mit Kaiserin Elisabeth, Bertha von Suttner und deshalb auch bekannt mit ihrer Person und ihren Werken wirkten die Autorinnen der Hocharistokratie, die im Folgenden vorgestellt

und zum besseren Verständnis der Lebensumstände der im Fokus der Dissertation stehenden Dichterinnen als Einführung dienen sollen:

### 2.3.2.1. Marie Freifrau von Ebner-Eschenbach (1830-1916)

Die psychologisch-experimentellen und im Grundton oftmals ironisch-humorvollen Schriften der österreichischen Aristokratin gelten als einer der wertvollsten Schätze an deutschsprachigen Erzählungen des 19. Jahrhunderts. Als geborene Freiin Dubský (seit 1843 Gräfin) lagen Marie von Ebner-Eschenbachs Wurzeln väterlicherseits im altböhmischen katholischen Adel der Dubský von Třebomyslice begründet; ihr Vater, Baron Franz von Dubský, dem 1843 der Grafentitel verliehen wurde, wird von seiner Tochter Marie in *Meine Kinderjahre* als furchteinflößendes Familienoberhaupt, ganz nach den alten patriarchischen Vorstellungen gezeigt, dem seine Kinder bei jedwedem Fehlverhalten mit weichen Knien und feuchten Händen entgegensahen; dieses Bild vom übermächtigen und Ehrfurcht gebietenden Tyrannen wird von Ebner-Eschenbach jedoch als Fassade enthüllt, ein von der Gesellschaft gefordertes Familienmodell, in dem sich – wie in den bürgerlichen Familien die Rolle der unnahbaren und gefühlkalten Vaterfigur zu verändern begann: so schildert sie eine Begebenheit, bei der ihre Schwester beim Ballspielen ein Fenster einschoss. Woraufhin der Gefürchtete, mit seiner in Angst vor ihm erstarrten, weinenden Tochter auf dem Arm, mit demselben Ball, absichtlich und treffsicher, ein Doppelfenster durchschoss – “schau, was der Papa macht!” (Ebner-Eschenbach *Meine Kinderjahre* 20). Dieses rührende Familienidyll muss selbstredend als seltene Ausnahme gewertet werden, denn viel Zeit verbrachte der Vater mit seinen Kindern nicht, die von Gouvernanten in einem abgesonderten Flügel des Herrenhauses derer von Dubský beaufsichtigt und versorgt wurden. „Wir betraten immer nur in corpore

die Zimmer Papas zum Guten-Morgen- und zum Gute-Nacht-Sagen. (Ebner-Eschenbach *Meine Kinderjahre* 23), Einzelaudienzen gab es nur in Sonderfällen. Der Vater, „der nicht geliebt, sondern gefürchtet [sein wollte]“ (Ebner-Eschenbach *Meine Kinderjahre* 18), war eine der wenigen konstanten Bezugspersonen durch die Kinder- und Jugendjahre der Dichterin hindurch. Ihre eigene Mutter starb als Marie gerade zwei Wochen alt war; ihre Kindheit verbrachte das Mädchen unter der, meist liebevollen, Aufsicht von drei Stiefmüttern: ihre erste Stiefmutter, Eugénie Bartenstein, zu der sie ein inniges Mutter-Kind-Verhältnis hatte, verlor sie als siebenjähriges Kind. Wenige Jahre später heiratete ihr Vater erneut; Gräfin Xaverine Kolowrat-Krakowsky, eine hochgebildete Frau, die die literarische und dichterische Neigung ihrer Stieftochter erkannte und ermunterte. Auch mit ihrer zweiten Stiefmutter pflegte Marie eine herzliche, tiefe Beziehung. Als Xaverine schwer erkrankte und nach langem Siechtum verstarb, nahm es der Vater persönlich auf sich, seine Kinder vom Tod der geliebten Stiefmutter zu unterrichten: „Unser Vater, hemmte nicht den Ausbruch seines Schmerzes. Der starke Mann war völlig gebrochen, seine Stimme versagte, als er mit uns sprechen wollte, und er weinte mit seinen Kindern wie ein Kind“. (Ebner-Eschenbach *Meine Kinderjahre* 49)

Ganz nach dem Usus des Adels verbrachte die Familie die Sommerfrische auf dem Familienschloss in Zdislawitz, während sie die Wintermonate in Wien verlebte. Schon in jungen Jahren hatte Marie ungehinderten Zugang zu verschiedenster Lektüre, auch fiel es der elfjährigen Marie zu, nach dem Tod ihrer Großmutter die Bibliothek in Zdislawitz zu ordnen; dabei regte sich ihr bereits vorher geweckter Bildungstrieb, dem sich nun die Gelegenheit bot ganz nach ihrer Wahl, ohne Leitung oder Störung zu lesen. Diese Akzeptanz und Toleranz von Seiten der Familie war für aristokratische Mädchen



keinesfalls die Norm;<sup>96</sup> vielmehr war es eine glückliche Fügung, die es Marie ermöglichte unbehelligt und autodidaktisch ihren Wissensdurst zu stillen und somit frei von jeder Autoritätshörigkeit ihren Freigeist und ihr literarisches Talent zu entfalten. Diese Freigiebigkeit änderte sich jedoch, als sich die Stillbeschäftigung in Schriftstellerei fortentwickelte. So berichtet sie von der Betrübnis, die es ihr bescherte, hinter dem Rücken der verehrten Großmutter, zu der sie in einem innigen Verhältnis stand, dichten zu müssen, dass sie zu ihr weder von ihren Gedichten, noch von ihren Theaterstücken sprechen durfte.

Als Adelige profitierte Ebner-Eschenbach davon, dass sie über den bürgerlichen Verhältnissen lebte, die Gesellschaft als solche überschauen konnte und somit früh ein umfassende Verständnis von staatlichen Zuständen besaß, ebenso wie „innere Härte und Zähigkeit, die sich in der Behauptung ihres künstlerischen Talents gegen den Widerstand ihrer angesehenen aristokratischen Familie und gegen die oft niederschmetternde Kritik der Presse [zeigte]“. (Toegel 1) Mit der Schilderung der ihr vertrauten aristokratischen Kreise erschloß sie als Dichterin neues unbetretenes Land, ein poetisches Nirvana, worin sie in Kaiserin Elisabeth eine eifrige Nachahmerin fand. Die Innovation, die eine nicht schwarz-weiße, klischeehafte Darstellung des Adels als eindimensionale Herrscherkaste bedeutete, wird ins rechte Licht gerückt durch den experimentelle[n] Charakter der Werke

---

<sup>96</sup> “Girls growing up in families where reading was a part of life, as in the older extended household, were allowed to choose their own reading matter and a lucky few, mainly in aristocratic houses, were educated alongside their younger brothers. Clearly access to education, to opportunities for reading and writing depended in these years on individual circumstances rather than on any general improvement in women’s situation.” (Howe 89)

Ebners, bei dem es nicht so sehr um Sprach- und Formexperimente geht, sondern um die Erstellung eines experimentellen Raumes in der Literatur, einer Art Labor, in welchem eine Reihe von großen Themen perspektiviert durch die Geschlechterthematik durchgespielt und damit einem Verstehen und Bewerten geöffnet werden. Geschichte, Geschlecht und Kreativität waren drei Themen, die [...] immer wieder ins Auge gefasst [werden müssen]. (Pfeiffer 176)

Mit achtzehn Jahren heiratete Marie ihren Cousin Moritz von Ebner-Eschenbach, den Sohn ihrer Tante Helene. Tante Helene, deren heiteres und fröhliches Wesen im Laufe der *Kinderjahre* in eine schwermütig-ernste Erscheinung umschlug, erbrachte, wie Marie konstatierte, kein geringes Opfer, als sie sich ihrem Bruder bereit erklärte, seinem Haushalt vorzustehen und die Erziehung seiner Kinder zu beaufsichtigen. „Sie gab damit ihre Unabhängigkeit auf und den Frieden ihres kleinen [...] Haushalts, um an die Spitze eines großen zu treten, in dem die verschiedensten Elemente sich geltenmachen wollten, und dessen Herr ein unglücklicher, schwerlebiger Herr war“. (Ebner-Eschenbach *Meine Kinderjahre* 49) Dieser ´schwerlebige´ Herr, der in seinem Leben fünf Ehefrauen begraben musste, deren Ableben er jedes Mal sehr schwer nahm und in dessen Folge er nicht nur einmal mit dem Freitod liebäugelte, konnte sich einfach nicht von den althergebrachten Regeln und Ansichten frei machen.

Anders als ihr regressiver Vater unterstützte ihr Ehemann, der selbst ein intellektuell gebildeter Mann war und als Professor an einer der höheren Akademien Wiens lehrte, ihren schriftstellerischen Tatendrang. Sie lebte nun dauerhaft Wien, wo sie 1879 eine Uhrmacher-Ausbildung absolvierte, was für eine Frau damals ungewöhnlich und für eine Aristokratin undenkbar war. Da die Ehe kinderlos blieb, konnte sie sich ganz

ihrem literarischen Schaffensprozess widmen. Während sie als Dramatikerin erfolglos blieb, erregte sie 1876 zum ersten Mal Aufmerksamkeit mit ihrem Kurzroman „*Božena*“, welcher in der *Deutschen Rundschau* erschien. Die Prosawerke *Aphorismen* (1880) und „*Dorf- und Schlossgeschichten*“ (1883-86) brachten ihr schließlich den endgültigen Durchbruch. Nachdem sie ihre schriftstellerische Nische im Perimeter der erzählerischen Dichtungen gefunden hatte, kanalisierte sie ihre politischen und persönlichen Ambitionen durch das Sprachrohr der Literatur, in der wichtige Elemente ihres sozialen Denkens und ihres politisch-anti-elitären Bewusstseins konstatiert sind. „Her socially critical work addresses the relationship between classes, including the need to rethink the role of the nobility with a clearer awareness of power dynamics on social, psychological, and economic levels.“ (Chambers 91) Sie selbst bemühte sich durchaus von Kindesbeinen an die von ihr erwartete Rolle der Tochter und Ehefrau innerhalb des Kontexts einer aristokratischen Familie zu erfüllen - zu einer Zeit, in der sich die gesellschaftlichen Strukturen in Europa zu bewegen und auseinander zu driften begannen, indem sich gesellschaftliche Klassen und Gruppierungen erhoben und sich Gehör zu verschaffen begannen, was sich auch in dem blühenden und expandierenden Literaturmarkt ausdrückte. Auf diesem Markt der Ideen bezog Marie von Ebner-Eschenbach ihren eigenen Stand, in dem sie gegen die „normalen“ und normalisierten Gedanken ihrer Zeit, Klasse und ihres Geschlechtes anschrieb; nicht etwa, um den Familienunterhalt mitzufinanzieren, sondern in der Hoffnung, dass Inspiration und Überzeugung ihrer Schriften zu einem Umdenken im großen Stil bewegen und damit eine eventuelle Veränderung zu Gunsten von moralischer Sittlichkeit und echter Humanität herbeiführen könnten. Ihre Erzählungen erkunden den Spannungsbogen und die Abstraktionen

zwischen „Rollendenken und Individualität“ (Gabriel 719), den Grundfesten, auf denen sie ihr literarisch vermitteltes Politikum begründete, und welches ihr an ihrem Lebensabend als Podest diente, auf das sie 1900 als erste Frau mit Ehrendoktorwürde gestellt und bewundert wurde (Chambers 92).

Die Akzeptanz alter, überholter Strukturen ohne kritisches Hinterfragen stellt sie als eines der Hauptprobleme der Restaurationszeit nach der gescheiterten Revolution von 1848 dar, besonders deutlich aufgezeigt an der dreisten Ignoranz der „Blutaristokraten“ und der Parvenues. Denn, „was brauchen sie zu sein, die scheinen und heißen?“ (Ebner-Eschenbach *Franzensbad* 104), fragt Ebner-Eschenbach sarkastisch und rhetorisch. In ihrer gesellschaftskritischen Satire über das böhmische Frauenbad *Franzensberg* mokiert sie Neureiche, wie Blutaristokraten für ihr blasiertes und unreflektiertes Benehmen untereinander und gegenüber „Außenseitern“. Trotz teils harscher öffentlicher Kritik und schlechter Presserezeptionen galt Marie von Ebner-Eschenbach schon zu Lebzeiten als Ausnahmefrau und –literatin: 1898 wurde ihr eine der höchsten sozio-kulturellen Ehrungen Österreichs zu Teil, mit der Überreichung eines zivilen Ordens, dem Ehrenkreuz für Kunst und Literatur. 1899 wurde ihr, als der ersten und einzigen Frau Österreichs, von Kaiser Franz Joseph das Ehrenzeichen für Kunst und Wissenschaft verliehen. Der Kaiser, der das Dichterdasein seiner eigenen Frau stets als „Wolkenkraxeleyen“ (Hamann *Kaiserin wider Willen* 434) abtat und in keinsten Weise an einem Gedankenaustausch mit der literarisch-musischen Kaiserin interessiert gewesen war, betonte „in der am 25. Mai 1899 stattgefundenen kaiserlichen Audienz in Wien [...]“

diese besondere Auszeichnung, indem er darauf hinwies: “Außer Ihnen besitzt es nur noch die Königin von Rumänien“.<sup>97</sup> (Toegel 93)

Die Dichterin und die Kaiserin lebten zur selben Zeit im selben Land, sie beide gehörten dem Hochadel an: Marie fand sich in den sie begrenzenden Regeln zurecht und arrangierte sich mit den gängigen Normen des für sie bestimmten Leben als Tochter und Ehefrau. Ihre Dichtung diente ihr als Ventil, Sprachrohr und Selbstidentifikation. Elisabeth konnte sich nicht mit dem restriktiven und einengenden Protokoll ihrer Lebensumgebung abfinden und revoltierte nach Phasen der Selbstzerstörung ganz öffentlich: Sie floh in die Ferne, immer auf Reisen, ohne Ziel. Ihre Dichtung gereichte ihr zur psychischen Hygiene, als Selbstmedikation und Rechtfertigung. In ihrer Ausrichtung auf die Zukunftsseelen<sup>98</sup> und nicht zur unmittelbaren Veröffentlichung, konnte die Kaiserin nicht auf Dichterruhm hoffen. So kümmerte sie sich fortan nur noch um sich selbst und gab alle Bemühungen für das diesseitige Leben auf. Nur wenige Menschen kamen in den Genuss ihrer Anwesenheit und freundschaftlicher Gefühle, unter ihnen Carmen Sylva, Elisabeths Dichterfreundin Königin Elisabeth von Rumänien:

---

<sup>97</sup> Unveröffentlichter Tagebuchauszug aus unbekannter Hand vom 25. Mai 1899. Wiener Stadt- und Landesbibliothek (I.N. 56590), zitiert in Toegel.

<sup>98</sup> Zitiert in Brigitte Hamann, S. 432 aus: Schweizer Bundesarchiv Bern, 7 I 64 Beilagen, Beilage zu den Gedichten: “Liebe Zukunfts-Seele! Dir übergebe ich diese Schriften. Der Meister hat sie mir dictirt, und auch er hat ihren Zweck bestimmt, nämlich vom Jahre 1890 an in 60 Jahren sollen sie veröffentlicht werden zum besten politisch Verurteilter u. deren hilfebedürftigen Angehörigen. Denn in 60 Jahren so wenig wie heute werden Glück u. Friede, das heisst Freiheit auf unserem kleinen Sterne heimisch sein. Vielleicht auf einem Andern? Heute vemag ich Dir diess nicht zu sagen, vielleicht wenn Du diese Zeilen liest – Mit herzlichem Gruss, denn ich fühle Du bist mir gut, Titania. Geschrieben im Hochsommer der Jahres 1890 u. zwar im eilig dahinsausenden Extrazug.”

### 2.3.2.2. Carmen Sylva alias Königin Elisabeth von Rumänien (1843-1916)

Hinter dem Pseudonym Carmen Sylva verbarg sich die deutsche Prinzessin Elisabeth Pauline Ottilie Luise zu Wied, väterlicherseits Urenkelin der Dichterin Marie zu Wied. „Der Geist und auch der Geist der Dichtung einer Zeit oder eines Landes wird in der Regel kaum jemals von der Gesamtbevölkerung, sondern immer von seiner sozialen und geschichtlichen Spitzenschicht getragen und geprägt“ (Strelka 376) und ganz gemäß diesem Sendungsbewusstsein einer literarischen Elite begann Carmen Sylva schon als kleines Mädchen Gedichte zu verfassen. Sie kam von einer langen Linie von Künstlern und sie selbst galt als Klaviervirtuosin, die unter der Anleitung und Freundschaft von Clara Schumann<sup>99</sup> prosperierte.

Im Alter von 26 Jahren heiratete sie den Offizier Prinz Karl Eitel Friedrich von Hohenzollern-Sigmaringen, den sie ein Jahr zuvor am Hof in Berlin kennenlernte. Das einzige gemeinsame Kind, eine Tochter, starb 1874 mit nur vier Jahren; der Schmerz über ihren Tod rief schmerzhaft Erinnerungen an die traumatischen Erlebnisse ihrer Kindheit<sup>100</sup> — in Carmen Sylva wach. Den Verlust der kleinen Tochter verkraftete Carmen Sylva ein Leben lang nicht, was in vielen ihrer Lieder und lyrischen Werke anklingt. So widmete sie ihre Zeit und Kraft gemeinnützigen Zwecken, revidierte das verkommene Schulsystem, organisierte Waisenhäuser, Krankenhäuser und im russisch-türkischen Krieg von 1877–1878 Lazarette, wo sie persönlich bei der Versorgung der Verwundeten half. Zu ihrer Ehre stiftete ihr Mann daraufhin das Elisabeth-Kreuz (ein goldenes Kreuz an einem blauen Band) zur Auszeichnung wohlthätiger Hilfeleistungen.

---

<sup>99</sup> Musikalisches „Wunderkind“ und Konzertpianistin (1819-1896).

<sup>100</sup> das langsame und qualvolle Siechtum ihres jüngeren Bruders, der Tod des Vaters und der Ausbruch einer Typhusepidemie in ihrer Heimatstadt.

Außerdem perfektionierte sie ihre Rumänischkenntnisse, leitete Kunstgalerien und – ausstellungen, protegierte rumänische Volkskunst und –künstler und übersetzte rumänische Volkssagen aus dem Rumänischen.

1881 ging sie mit ihrem Ehemann nach Rumänien, wo dieser nach dem Unabhängigkeitskrieg als Karl I. zum König gekrönt wurde. “In secret I was a poet already, and I had acquired, by frequent communion with clever people in my own home and the home circle of the Grand Duchess Helena, the liberal ideas of equality and democracy which nowadays bear the name Socialism.” (Vacaresco 21)<sup>101</sup> Diesen Zweifeln an der Harmonie ihrer Ehe gab sich Elisabeth hin, noch während ihrer Verlobungszeit. Carmen Sylvas Ehe entsprang keiner romantischen Verliebtheit, wie sie selbst offen zugab: „Ours was no love marriage, but it was a union based on selfdevotion, duty, and a fervent desire to do our best towards each other and towards the nation that I already loved”. (Vacaresco 20)

Sie wurde bald als „dichtende Königin“ *Carmen Sylva* bekannt, die nicht nur rumänische Legenden und Sagen ins Deutsche und Französische übertrug und damit zur besseren Völkerverständigung beitrug, sondern auch selbst rumänisch-patriotische Gedichte und Geschichten, Erzählungen und Märchen verfasste<sup>102</sup>. Die größte öffentliche literarische Wertschätzung, die ihr zu Teil wurde, war eine Auszeichnung einer ihrer Gedichtbände<sup>103</sup> durch die Académie Française. Ihre Memoiren, welche die Autoin nicht

---

<sup>101</sup> Vacarescos Buch existiert nur in der englischen Originalfassung.

<sup>102</sup> One day the national superintendent of schools came to her and said he wanted a book to offer as a prize at the end of the year to certain Rumanian school children, and suggested that Her Majesty write one. The Queen entered into the plan with enthusiasm, and in three weeks had written a book of fairy tales, taking old Rumanian legends as the foundation of her stories. (Davis viii)

<sup>103</sup> In dem Märchen “Fornica“ aus den Pelesch-Märchen zum Beispiel handelt es sich um eine surreale Geschichte eines Mädchens, das so tugendhaft und gut ist, dass es jeden menschlichen Kontakt zurückweist und die Königin der Ameisen wird. Nach anfänglicher Harmonie wird es schließlich klar, dass sie eigentlich viel eher gefangen gehalten wird in dem Ameisenbau unter der Erde. “The story can be read as

als Memoiren im gewöhnlichen Sinne verstanden haben möchte erzählen Anekdoten ihres Lebens: von ihrer Familie, von Clara Schumann und anderen bedeutenden Persönlichkeiten.

Nicht Wahrheit und Dichtung will ich hier schreiben, sondern kindlich lautere Wahrheit, nur was ich selbst gesehen und gehört. Ich will nicht Memoiren schreiben, denn Memoiren sind im besten Falle nur höherer Klatsch, wenn sie nicht ganz niederträchtiger Klatsch sind. Es werden hier keine Geheimnisse enthüllt, kein Skandal ans Licht gezogen, sondern in sanfter Andacht gehe ich mit geweihter Kerze in meinem Allerheiligsten umher und lasse das stille Licht auf teure Züge fallen, damit sie allen lebendig werden. (Carmen Sylva *Mein Penatenwinkel* 3)

Auch von Lehrern, Erziehern und dem Handwerksvolk handeln ihre Erinnerungen.<sup>104</sup> Sie zeigt sich als volksnahe Aristokratin, die in der idyllischen rheinischen Heimat die Bevölkerung des Städtchens Neuwied persönlich kennt und in freundschaftlichem Kontakt mit ihren Untertanen steht. Diese Wertschätzung der geleisteten Dienste und der Aufopferung von Seiten des Hofpersonals und der einfachen Landbevölkerung sind

---

the legend of an actual mountain in Rumania that bears the name Furnica, but it might also be read as an autobiographical statement of a too-virtuous queen held in her conventional place by a domineering and regal Prussian husband, as well as a demanding population.” (Jarvis 325) Diese alpträumhafte Alice-im-Wunderland-Geschichte weist voraus auf spätere Meister des Sur- und Irrealen, wie etwa Franz Kafka, wurde jedoch im Rahmen der Pelesch-Märchen als Sammlung geheimnisvoller rumänischer Mythen von der Literaturkritik wenig beachtet.

<sup>104</sup> Eine der Anekdoten handelt von dem Buchbinder des Dorfes, der den jungen Majestäten sein Handwerk näherbrachte und in dessen Werkstatt die Kinder sich selbst in der Kunst versuchen durften. “I have still books in my possession, which I bound myself, fifty years ago, and which are in perfectly good condition now. [...] One should allow children to familiarize themselves [...] with the beauty and dignity of human toil in its every aspect, that they may learn to have the right feeling of respect both for the work itself, and for the workers. Nor can one too early impress on the minds of children the debt of gratitude they owe to all those whose lives are passed in their service.” (Carmen Sylva *Memory's Shrine* 93-95)



Grund für die Beliebtheit der Prinzessin von Wied, wie auch später der Königin von Rumänien.

Carmen Sylvias Hofdame und Freundin Hèléne Vacaresco schildert das erste Zusammentreffen der österreichischen Kaiserin mit der rumänischen Königin aus der erinnerten Erzählung der Königin: die scheue Königin, die dem Treffen mit nervöser Schüchternheit entgegensieht, wagte bei der Audienz kaum den Blick zu heben. „When at last I did look, I discovered that the beautiful lustrous eyes were gazing into mine with an expression of timidity and distress equal to my own, and we smiled on guessing our common plight, and at once fell into easy talk. I liked her strange words and her strange ways.” (Vacaresco 34) Bei dem ersten Besuch der Kaiserin in Rumänien weigerte diese sich angesichts der begeisterten Menschenmassen, die ihrer auf dem Bahnhof harrten aus dem Zug zu treten; erst als der König, ein eher pragmatischer Charakter darauf bestand, verließ die Kaiserin den Zug und konnte nun nicht dazu bewegt werden, in die Pferdekutsche zu steigen; Die bewunderte Jagdreiterin misstraute den kleinen Ponies und entschied zu Fuß zu gehen. „[Queen Elisabeth:] I smiled to see this brave horse-woman terrified of my sturdy ponies, but on foot we had to go, followed by all the people, and feeling quite dismayed at giving our Imperial visitor such a welcome. Yet she liked it better than she would have done a gorgeous train.” (Vacaresco 34) Ab 1884 verband die beiden Monarchinnen eine enge Freundschaft, in der die Königin der einsamen Kaiserin als hochgeschätzte Vertraute galt, eine der wenigen, mit der die Kaiserin ihre lyrische Geheimwelt teilte, bei der “Dichterefreundin” trat die sonst so menschenscheue Kaiserin aus ihrem Schneckenhaus und nahm sich die pathetisch-gefühlsvolle Dichterkönigin zum Vorbild. Dass die rumänische Monarchin in der bei der Kaiserin verhassten Wiener

Hofgesellschaft Spott und Ablehnung hervorrief – „Ihre Toilette war ein wenig merkwürdig. Unter dem grossen Pelzmantel hatte die Königin ein weites, fast schlafrockartiges Gewand aus sehr dunkelrotem Samt mit bunten Stickereien geziert und mit einer strickähnlichen Seidenschnur um die Taille befestigt. Sie trug einen geschlossenen Hut [...] und hatte einen Schleier, über dem sie ihren Nasenzwicker aufgesetzt“ (Marie Valerie 55) - nahm die Kaiserin nur mehr zum Anlass, die Königin ganz offensichtlich allen anderen Fürstlichkeiten vorzuziehen. Neben unliebsamen Protokoll- und Repräsentationspflichten verband die Frauen auch der Verlust eines Kindes, das Gefangensein in unerfüllten Ehen und die Selbstidentifikation als Dichterinnen. Beide litten, durch Heirat gebunden an Regierungssitze in der Fremde, an starkem Heimweh, das sie in Gedichten verarbeiteten. Sie äussersten sich distanziert zur Monarchie als Staatsform und zogen die Republik vor, wie Carmen Sylva in ihrem Tagebuch bemerkte: “Die republikanische Staatsform ist die einzig rationelle; ich begreife immer die törichten Völker nicht, daß sie uns noch dulden.” (Wolbe 137). Wie Kaiserin Elisabeth muss Carmen Sylva Charisma und Charme besessen haben, die ihr Gegenüber augenblicklich für sie einnahm, wie die Kaisertochter Valerie schwärmerisch vermerkte:

*Die* nennt man einen Blaustrumpf, denke ich mir, als ich die lachenden grossen grünen Augen, die noch mit jugendlicher Frische gefärbten Wangen, die schneeweissen auffallend schönen Zähne betrachte. O Carmen Sylva, wenn Du in den Herzen lesen kannst, dann musst Du wissen, dass die unsrigen von jener Stunde an Dein waren – Dein ohne Rückhalt. (Marie Valerie 55)

Dieser überschwänglichen Verehrung seitens der sechzehnjährigen Erzherzogin und ihrer Mutter konnte der Kaiser nun gar nicht zustimmen, so gestand er einer Vertrauten, dass die pathetische rumänische Königin ihm „die Nerven angegriffen [hätte]. “Ich wurde natürlich immer kälter, fast unhöflich.”“<sup>105</sup> Kaiserin Elisabeth jedoch konnte es ihrer verehrten Dichterefreundin nicht verzeihen, dass sie das dichterische Phantasie Reich nur als solches, als Traumrefugium behandelte und sich durchaus der Verantwortung bewusst war, die auf ihren Schultern lastete und bemüht war, ihr gerecht zu werden. Nach anfänglicher Bewunderung kritisierte sie Carmen Sylva unmißverständlich für ihre Pragmatik, die den Hauptunterschied im Charakter und der Lebensethik der beiden Frauen ausmachte: Anders als die meist vom Regierungssitz abwesende Kaiserin kam die rumänische Königin ihren Pflichten als Landesmutter nämlich durchaus nach: sie war sozial sowie auf kulturellem Gebiet aktiv und trug auch durch ihr literarisches Alter Ego und den Übersetzungen aus dem Rumänischen, sozusagen als literarische Botschafterin, zu einem besseren Verständnis dieses Landes bei. Sie gründete und übersah Schulen und Krankenhäuser und stiftete eine Handarbeitsschule zur Konservierung und Weitergabe der weltberühmten kunstvollen rumänischen Stickerei. Anders als die exzentrische Kaiserin war sie in ihrem Selbstverständnis in erster Linie Regentin und Landesmutter und erst in zweiter Instanz Dichterin; das Ausleben beider Seelen in ihrer Brust ließ die Königin selten zur Ruhe kommen, ihre Geschäftigkeit diente ihr aber auch als Schild gegen Schwermut und Tiefsinn, wie ihre Aufwartdame vermerkte: „How often have I seen that splendid crown and the humble pen lie side by side in companionship so close that I could scarce remember they were bitter antagonists, whose imperious demands filled a Queen´s soul in turn with anguish and with awe.“ (Vacaresco 5-6)

---

<sup>105</sup> Kaiser Franz Joseph, 1897, zitiert in Hamann 448.

Laut der rumänischen Königin „[herrschte] in Deutschland [...] die Unsitte, die Frauen unterdrücken zu wollen.“ (Carmen Sylva *Penatenwinkel* 24) Sie selbst fügte sich in ihre vorgegebene Rollen innerhalb der rumänischen Hegemonie; anders ihre Dichterfreundin Kaiserin Elisabeth. Gemeinsam sind den beiden ( und ebenso Baronin von Suttner und Freiin von Bülow), Problemkomplexe, die im Spannungsraum soziokultureller Kontexte der Epoche entstehen und bei den drei im Folgenden vorgestellten Ausnahmearistokratinnen in der Tendenz zur Normüberschreitung resümieren. Diese müssen in einem quasi komparativen Ansatz angegangen werden, der durch sozialhistorische Vergleiche Parallelen in der Biographie und Schreibpraxis der Frauen des gehobenen Adels auf kolportierte Diskurse, emanzipatorisches Gedankengut und Topoi der Mythenbildung, die in der (auto-) biographisch motivierten Literatur transportiert und mitunter gesellschaftswirksam vermittelt wurden, untersucht.

## **Aristokratische Pionierinnen der Selbstbestimmung: Kaiserin**

### **Elisabeth, Baronin von Suttner und Freiin von Bülow**

#### Heroines

Exceptional/ Even deviant/ You draw your long skirts

Across the nineteenth century/ [...]/ You are spared

Illiteracy/ death by pneumonia/ [. . .]/ by a collection

of circumstances/ soon to be known as/ class privilege//

The law says you can possess nothing/ in a world

where property is everything/ You belong first to your father

then to him who/ chooses you/ if you fail to marry  
you are without recourse/ unable to earn/ a workingman's salary//  
[...]/ if married you are legally dead/ the law says  
you may not bequeath property/ save to your children  
or male kin/ that your husband / has the right  
of the slaveholder/ to hunt down and re-possess you/ should you escape//  
You may inherit slaves/ But have no power to free them/ [...]  
Your mother wore corsets/ to choke her spirit / which if you refuse  
you are jeered for refusing/ you have heard many sermons/ and have carried  
your own interpretations/ locked in your heart//  
You are a woman/ strong in health/ through a collection  
of circumstances/ soon to be known/ as class privilege  
which if you break/ the social compact/ you lose outright//  
[...] You are exceptional/ in personal circumstance/ in indignation  
you give up believe / in protection  
in Scripture/ in man-made laws  
respectable as you look/ you are an outlaw//  
you begin speaking out/ and a great gust of freedom/ rushes in with your word  
yet still you speak/ in the shattered language/ of a partial vision  
You draw your long skirts/ deviant/ across the nineteenth century  
registering injustice/ failing to make it whole//  
How can I fail to love/ Your clarity and fury  
how can I give you/ all your due/ take courage from your courage

honor your exact/ legacy as it is

recognizing as well/ that it is not enough? (Rich 33-36) <sup>106</sup>

Obiges Gedicht stelle ich meinen Ausführungen zu drei Ausnahmeanistokratinnen – Kaiserin Elisabeth, Baronin von Suttner und Freifrau von Bülow - als Motto und Widmung voran, deren literarisches Vermächtnis nur in der simultanen Berücksichtigung ihrer einzigartigen, zeitgeschichtlich bedingten, Lebenssituationen und –philosophien transparent und verständlich wird, und nur solchermaßen rechte Wertschätzung erfahren können. Ziel der Dissertation ist es, einen aristokratischen „Sonderweg“ der Frauenemanzipation in den Biographien der ausgewählten Aristokratinnen zu sondieren, eine Manifestation individualistisch-persönlicher Emanzipation, die sich aus der einzigartigen Lebenssituation der jeweiligen Adelligen erklärt, und die sich in ihren literarischen Schriften niederschlägt – die sich zwar aus Gründen der Individualität nicht verallgemeinern läßt, doch in der abstrahierenden Interpretation zu einer Evolution der einschlägigen weiblichen Literaturhistorie führt<sup>107</sup>: nämlich in der ergänzenden Addition der Autorinnen des elitären ersten Standes, den Schriftstellerinnen der deutschen und österreichischen Aristokratie des neunzehnten Jahrhunderts.

Eine simple, unreflektierte Rückschau aus der heutigen Zeit auf die Lebenswerke und –geschichten dieser emanzipatorischen Frauen kann nur zu verzerrten, gebrochenen

---

<sup>106</sup> „Heroines“, in Adrienne Rich. *A Wild Patience Has Taken Me This Far*. Die amerikanische Dichterin, Essayistin und Feministin Adrienne Cecile Rich (1929 – 2012) gilt als eine der meistgelesenen Gegenwartsdichterinnen und wurde mit verschiedenen Preisen geehrt (National Book Award 1974, Bollingen Prize 2003, Griffin Poetry Prize 2010).

<sup>107</sup> „„Adeligkeit“, verstanden als geschlossenes kulturelles System, verbunden etwa mit der frühneuzeitlichen Kultur des Hofes [ließ sich] über die Schwelle von 1800 nicht unbeschadet retten [...], vielmehr [mußten] Lebensentwürfe Adelliger, wie sie durch Texte und andere kulturelle Zeichenensembles überliefert wurden, Relikte von „Adeligkeit“ eine Kontamination mit Versatzstücken von Erfahrungen der sich rasch verändernden Welt der „Moderne“ erfahren [...]. Die Texte, die daraufhin zustande kamen, können nur individuell und exemplarisch betrachtet werden.“ (Strobel 98)

und verfälschten Befunden führen; eine genauere Bestimmung und Ausleuchtung der historischen, wie auch der soziokulturellen Lebensumwelt in der Mitte, beziehungsweise zum Ausgang des 19. Jahrhunderts, und die Lokalisierung der zu diskutierenden Autorinnen in den gegebenen Rahmenbedingungen, ist somit unbedingt erforderlich. Wie Gillian Rose in *Feminism and Geography* überzeugend argumentiert, ist die Wahrnehmung von Dimensionen genderabhängig – und, wie ich im Folgenden aufzeigen werde, klassenspezifisch. Ganz automatisch kommt es in der Identitätsfindung und –konstruktion im literarischen Prozess zu einer Kartographierung des soziopolitischen Raumes der entsprechenden Gesellschaft und der topographischen Standortbestimmung der Autorin innerhalb deren Grenzlinien. Kulturhistorisch neue Perspektiven von Zeit, Raum, Ideen und Bildern entwickelten sich aus der Sozialgeschichte der Ständegesellschaft und der darin genormten Geschlechterrollen und –muster. Um eine neue und gerechtere Einordnung der (Auto-) Biographien von Kaiserin Elisabeth, Baronin von Suttner und der Freifrau von Bülow in die Genealogie einer (in der Fachliteratur bis dato nicht etablierten) aristokratisch-weiblichen Literaturgeschichte zu gewährleisten, wurde im 2. Kapitel ein Abriß dieser Sondergruppe und deren wichtigsten Vertreterinnen vom achtzehnten bis zum Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts vorgestellt. Durch die gesamte Dissertation hindurch dienen die literarischen Werke der Autorinnen als Texte im Sinne der Cultural Studies<sup>108</sup>, also als materielle Textur, als kulturelles „Gewebe“ und werden primär als Kulturdokumente, und erst sekundär auf ihre Qualität als literarisch-ästhetische Produkte hin untersucht; ein Vorgehen, das der transférgeschichtlichen und literaturhistorischen Konzepten und Repräsentationsstrategien Rechenschaft trägt.

---

<sup>108</sup> Siehe dazu Punkt A, Kapitel 1 (S. 19f) der Dissertation.

### **Kapitel 3: Elisabeth, Kaiserin von Österreich und Königin von Ungarn (1837-1898)**

Das oszillierende Bild von Sisi<sup>109</sup>, der Kaiserin Elisabeth von Österreich und Königin von Ungarn läßt sich schwer fassen oder umreißen. Ihre heterogene, von Gegensätzen bestimmte Persönlichkeit wurde versucht in unzähligen Schriften – belletristischer<sup>110</sup>, biographischer<sup>111</sup> und historiographischer<sup>112</sup> Manier – zu skizzieren. Dabei wird die Ausnahmearistokratin stets das Opfer von vorgefassten Konnotationen und Wertungen, die zu diskriminierend-objektivierenden Etikettierungen und einem extrem beengten Blickwinkel führten. Weder war sie wohl die kindlich-brave, romantische „Rose aus Baiernland“<sup>113</sup>, die durch die Sabotage und Ränkespiele am verhassten Wiener Hof zur „seltsame[n] Frau“<sup>114</sup> wurde. Ganz sicher glich sie in nichts dem verkitschten, weichgezeichneten Kindfrauschema, das die „Sissi“-Trilogie aus den 1950er Jahren, welche das volkstümliche Portrait der Kaiserin, das bis heute in weiten Kreisen der Bevölkerung haften geblieben ist<sup>115</sup>, stiftete. Seit der Forschung zu meiner Zulassungsarbeit 2005 habe ich versucht, das „tatsächlich objektive“ Konterfei der Kaiserin (in wie weit auch immer es ein solches gibt) freizulegen, aus den Schichten und Krusten der kommerziell-sentimentalen Überzeichnung der in der Realität eher diffizilen,

---

<sup>109</sup> Elisabeth unterzeichnete Privatbriefe meist mit ihrem Kürzel „Sisi“, wie in dem Brief an König Ludwig II im Anhang der Dissertation zu ersehen ist. Die Abkürzung „Sissi“, wie sie in der gleichnamigen Filmtrilogie steht, ist falsch.

<sup>110</sup> Marie Blank-Eismann (1989): *Sissi*.

<sup>111</sup> Brigitte Hamann. (1998): *Elisabeth. Kaiserin wider Willen*.

<sup>112</sup> Hans Flesch-Brunningen (1982): *Die letzten Habsburger in Augenzeugenberichten*.

<sup>113</sup> Titel der Kaiserbraut im Volksmund, zitiert in Hamann (1998): *Kaiserin wider Willen*. S. 59.

<sup>114</sup> Titel der Elisabeth-Biographie von Egon Caesar Conte Corti (1934): *Die seltsame Frau*. (Ursprünglicher Titel der Monographie: *Elisabeth von Österreich. Tragik einer Unpolitischen*.)

<sup>115</sup> Im Rahmen meiner Zulassungsarbeit (Staatsexamina) an der LMU München befragte ich 200 Personen anhand eines von mir erstellten Fragebogens zu Person und Geschichte der österreichischen Kaiserin; es bestätigte sich die Annahme: das retouchierte und verfälschte Elisabeth-Bild der „Historien“-Filme (Trilogie 1955) führten viele als tatsächliche biographische Information der Kaiserin-Königin an. (Fragebogen im Anhang der Dissertation)



labilen Konstitution einer Frau, die den Weltenriß und Weltschmerz einer Jahrhundertwende als ganzheitliche physisch-mentale Erfahrung erlebte, an der sich die modernen Symptome des Wahnsinns, des Spiritismus und der Seelensuche manifestierten. Einer sensiblen, hochintelligenten Frau, die an den neoabsolutistischen, restaurativen Zwängen der Zeitenwende zu ersticken drohte und sich – parallel, nicht analog – zu der erwachenden bürgerlichen Frauenemanzipation selbst befreite. Die „erste Frau“ eines Vielvölkerstaates, die sich bis an ihr Lebensende als bayrisches Musenkind betrachtete, die das wittelsbachische Erbe des bohemisch-angehauchten, literarisch-künstlerischen, am-Rande-des-Wahnsinns-balancierenden gleichzeitig fürchtete und doch zur Lebensphilosophie aufstilisierte. Eine Frau, die sich zwar geistig-intellektuell neue Territorien schuf, aber körperlich in der traditionellen Ehefrau- und Mutterrolle gefangen war, deren Fesseln sie zu selbstzerstörerischen und suizidalen Kontroll- und Strafmassnahmen an der eigenen Physiognomie greifen ließen, und die sich, als sie sich auch aus diesen letzten konservativ-normierenden Stricken befreite, als heimatlose Vagabundin, meist auf hoher See, ziellos herumreisen ließ. Eine hochgebildete und verbildete Literatin, die zur selbst in universitären Kreisen renommierten Heine-Kennerin avancierte und ihr absonderliches, autodestruktives Seelenleben, ihre „Haft“ in der „Kerkerburg“<sup>116</sup> und ihre sadomasochistischen Hunger- und Schönheitskuren in Gedichten versprachlichte, die in meiner Untersuchung als lyrische Autobiographie gelesen werden.<sup>117</sup> Aus Gründen der Rechtfertigung ihrer Pflichtvergessenheit, ihrer frei ausgelebten Ego manie hoffte die in frühen Jahren resignierende Elisabeth auf das

---

<sup>116</sup> Übernommen aus einem Jugendgedicht Elisabeths in Conte Cortis Elisabeth-Biographie, zitiert in Hamann (1998) „Einleitung“, S. 13.

<sup>117</sup> Ich lese diese Gedichte tatsächlich als primär autobiographisch, da ich überzeugt bin, dass sie so gemeint sind. (Siehe S. 68f der Dissertation) Zum literarisch-künstlerischen Wert werde ich mich deshalb nur sehr beschränkt äußern.

posthume Verständnis der Zukunftsseelen, deren imaginiertes liberaler und freiheitlicher Konstitution sie sich verbundener fühlt als ihrer eigenen Familie. In dem Zelebrieren einer Seelenehe mit dem verstorbenen liberalen, exilierten und marginalisierten deutschen Dichter Heinrich Heine, mit dessen eben genannten Attributen sie sich identifizieren konnte, flüchtet sich die Romantikerin<sup>118</sup> aus der nüchternen Wirklichkeit in eine Parallelexistenz, in der sich Phantasie, Literatur, das Diesseits und das Jenseits, mit der biographischen Realität vermischen. Sie verspann sich zunehmend in „Wolkenkraxeleyen“<sup>119</sup>, die Elisabeth ihren nächsten Mitmenschen enthoben. Ich lese das *Poetische Tagebuch* als unschätzbar wertvolles Kulturdokument, als Rarität, das sich aus der folgenden Faktorenkomposition erklärt: der einzigartigen gesellschaftlichen Position der Autorin, ihrem pionierhaften feministischen Potential und ihrer exemplarischen Prädisposition als „Kind ihrer Zeit“, namentlich in den Diskursen des Wahnsinns, der Nervosität, und der Vormoderne, mit ihren gesellschaftlichen und sozio-philosophischen Umwälzungen. Dass sie außerdem durch ihren immensen, (und in der Fülle der einschlägigen Sisi-Literatur) stets negierten, oder zumindestens limitiert dargestellten, Einfluß auf ihren Ehemann, den habsburgischen Kaiser Franz Joseph, dem Herrscher über ein Reich „in dem die Sonne niemals unterging“, die Geschicke Europas mitprägte, wird oft ignoriert oder bestritten.<sup>120</sup> Durch ihre liberal-humanistische Freiheitsliebe<sup>121</sup>, die

---

<sup>118</sup> Im Zusammenhang mit Kaiserin Elisabeth bezeichnen die Begriffe „Romantik“ und „Romantikerin“ nicht die gleichnamige Literaturepoche (ca. 1800-1840), sondern stets die allgemein geläufige Bedeutung einer gefühlsbetonten, unrealistischen und sensiblen Person, die melancholisch, wenig pragmatisch und zu Träumereien neigend gezeichnet wird.

<sup>119</sup> Zitiert in Hamann (1998): *Kaiserin wider Willen*. S. 434.

<sup>120</sup> Besonders deutlich im Titel von Conte Corti (1934): *Elisabeth von Österreich. Tragik einer Unpolitischen* die vor dem Erscheinen von Brigitte Hamanns Elisabeth-Biographie als die anerkannte wissenschaftliche Biographie der Kaiserin galt.

<sup>121</sup> In privatem Umfeld äußerte sie sich unverblümt liberal: „Die schöne Phrase vom [...] Kaiser und seinem Volk! Ich habe ein merkwürdiges Gefühl. Warum soll das Volk, ich meine das arme, niedrige Volk uns lieben, uns, die wir im Überfluß, im Glanze leben, während die anderen bei schwerer Arbeit kaum das

sich in einer Bevorzugung des magyarischen Volkes manifestierte, initiierte sie die Reform des Vielvölkerstaates, welche schließlich das letzte Kapitel des „Europas der alten Ordnung“ einläutete und in der Konsequenz des Zusammenbruches desselben Weltgeschichte schrieb.

Frauen wie Elisabeth [...] betätigten sich als [...] Schriftstellerinnen, kletterten auf Berge und radelten in die Freiheit. Die geistige und körperliche Mobilität der selbstbewußten Frauen verwirklichte vieles von dem, was das adelige Vorbild bereits für sich als bürgerliche Tugend festgeschrieben hatte. Männer schienen als Antwort darauf einen Weiblichkeitsmythos neu zu imaginieren, um die Gefahr zu bannen. Die weibliche Avantgarde jedoch unternahm den Versuch, die Selbstdefinition à la Elisabeth aufzugreifen. Die daraus entstehende Auseinandersetzung zwischen den Geschlechtern erfaßte alle gesellschaftlichen Schichten. (Fischer 190)

„Die Selbstdefinition á la Elisabeth“ war jedoch das Resultat eines jahrzehntelangen, bitteren Emanzipationskampfes: Elisabeth Amalia Eugenia, Herzogin in Bayern, ehelichte 1854 ihren Vetter, Kaiser Franz Joseph von Österreich. Der Sechzehnjährigen, die unbeschwert aufwuchs, da ihre Familie einer Nebenlinie des Königshauses angehörte und somit keinerlei zeremoniellen Zwängen verpflichtet war, schien es unmöglich, sich dem strengen spanischen Protokoll am Wiener Hof anzupassen, was zahlreiche Anekdoten belegen: „At her first state dinner, contrary to custom, she removed her

---

tägliche Brot haben und darben? [...] Sicherlich kann man nicht allen helfen, mag noch so viel geschehen, um die Not zu lindern. Dennoch bleibt die Kluft! Unser gnädiges Lächeln kann sie nicht überbrücken. Mich erfüllt ein Gruseln beim Anblick des Volkes. Jedem einzelnen möchte ich helfen, ja, oft möchte ich tauschen mit der ärmsten Frau. Aber das `Volk´ als Masse fürchte ich. Warum? Ich weiß es nicht. Und unsere `Sippe´! Die verachte ich mit all dem Firlefanz um uns herum. (Wallersee *Kaiserin Elisabeth und ich* 253)

gloves. An elderly court lady quietly reproved her, and when she asked why she should not do so, she was told it was a deviation from the rules. "Then let the deviation henceforth be the rule", she retorted" (Kiste 41). Sämtliche anerkannte Elisabeth-Biografien<sup>122</sup> führen diese Unart auf Erbe und Einfluss des Herzogs Max in Bayern<sup>123</sup> auf seine Tochter zurück: da er weder mit den Pflichten und Sorgen eines Souveräns belastet war, noch über Verantwortungsbewusstsein gegenüber seiner Frau oder seinen Kindern verfügte und doch materiell und finanziell gut versorgt war, konnte Herzog Max seiner „unruhigen Flugvogelnatur" (Corti 11) mit all den dazugehörigen Leidenschaften und Launen nachgeben und lange Reisen bis in den Orient unternehmen. Im Hinblick auf die Entwicklung seiner Lieblingstochter Elisabeth, die ihrem Vater in vielerlei Hinsicht nachgeriet, ist es wichtig zu erwähnen, dass er sich für einen Künstler hielt, wobei er jedoch nur mittelmäßige Gedichte und Dramen zuwege brachte; begabt war er allerdings als Zitherspieler und als Kunstreiter. Unter dem Pseudonym „Phantassus"<sup>124</sup> verfasste er - ganz nach dem Vorbild des von ihm verehrten Heinrich Heine – Erzählungen, politische Satiren, Verse und Märchen; außerdem Novellen und Bühnenstücke, die tatsächlich auf der Münchner Hofbühne und in Wien gespielt und bekannt wurden. In seinen „Wanderungen nach dem Orient im Jahre 1838“ veröffentlichte er Reiseverlauf und Eindrücke (Fischer 24). Nicht nur diesen lebensbestimmenden Zug der Heineverehrung hatte er seiner Nemesis vorgelebt, auch das Talent des Dressur- und Jagdreiters vererbte er ihr. Seiner Reitkunst frönte er ganz offen als Herzog Max und gab Vorstellungen der Hohen Schule in der Reithalle, die er in seinem Palast in der Ludwigsstraße in München

---

<sup>122</sup> Gemeint sind die wissenschaftlich anerkannten Monographien von Hamann (1983), Conte Corti (1934), Haslip (1965)

<sup>123</sup> Die Herzöge in Bayern sind eine Nebenlinie der Wittelsbacher Linie (Herzöge von Bayern).

<sup>124</sup> Hans-Michael Körner: *Maximilian, Herzog in Bayern (Ps. Phantassus)*. In: *Neue Deutsche Biographie* (NDB). Band 16, Duncker & Humblot, Berlin 1990, S. 495 f.

hatte anbauen lassen. „Hatte er einmal an einer Sache gefallen gefunden, betrieb er diese bis zum Exzess, eine Charaktereigenschaft, die er an seine Sisi vererben sollte. Als Sisi nämlich Elisabeth, die Kaiserin, war, trieb sie ihre Hofdamen mit dem Wunsch, täglich acht Stunden spazieren zu gehen, fast zur Verzweiflung.“ (Hammond 77)

Zahlreiche Biographien versuchten eine Antwort auf die Frage, wer diese „Kaiserin wider Willen“<sup>125</sup> wirklich war: Eine „Emanze“? Oder war sie „eine überspannte Neurotikerin, die mit ihren Allüren die Herrscherfamilie und vor allem Kaiser Franz Joseph bis aufs Blut sekkierte?“ (Praschl-Bichler *Mythos und Wahrheit* 245/46) „Wie sie wirklich war und was an ihr so anziehend und bezaubernd wirkte, das kann kein Meißel und kein Pinsel wiedergeben, das war nur ihr eigen. Sie wird in der Legende fortleben, nicht in der Geschichte [...]“<sup>126</sup>, war die sehr treffende Bemerkung einer Zeitgenossin. Elisabeth-Biografin Brigitte Hamanns Antwort auf obige Frage skizziert ein eher negatives Bild der Ausnahmearistokratin als egozentrische Individualistin:

[Kaiserin Elisabeth] weigerte sich, die ihr von der Tradition zugewiesenen Rollen einer Ehefrau, einer Mutter, einer Kaiserin und einer Repräsentationsfigur eines Riesenreiches zu erfüllen und kämpfte stattdessen für das, was die Frauenbewegung des 20. Jahrhunderts unter dem Schlagwort der Selbstverwirklichung proklamierte. In ihrer Sensitivität, ihrer Nervosität, ihrer Rast- und Heimatlosigkeit und ihrer Egozentrik trieb sie den um 1900 so zeitgeistigen Kult des Individuums ins Extrem - und scheiterte (Hamann *Stationen* 26).

---

<sup>125</sup> Titel der einschlägigen Elisabethbiographie von Brigitte Hamann.

<sup>126</sup> Landgräfin von Fürstenberg an ihre Schwester Gabriele, 7. Juni 1907, anlässlich der Enthüllung des Denkmals der Kaiserin Elisabeth in Wien, Rechberg-Archiv.

Anhand ihrer Lebensstationen lässt sich mit Sicherheit sagen, dass sie egozentrisch und exzentrisch veranlagt war und gegen die an sie gerichteten Ansprüche rebellierte: Sie zeigte sich labil und depressiv und bewies doch eine zähe Beharrlichkeit. Nach und nach zog sie sich ganz ins Privatleben zurück und war sehr selten in Wien an der Seite ihres Ehemannes; statt ihrer Repräsentationspflicht genüge zu tun, durchkreuzte sie Europa, Asien und Afrika in steter zielloser Reisemanie.

Sie ist eine Frau unseres Jahrhunderts [...] ist in das vergangene, ins 19. Jahrhundert eingetreten, als sei sie an die falsche Tür geraten. Eine Königin für Demokraten, die Thronbaldachin gegen Feldzelt austauscht, Ehrungen für nichtig hält, ohne indessen Luxus, Komfort und Aufwand zu verachten, ganz im Gegenteil [...] Ein Frauentypus, der sich seitdem bis zum Überdruß verbreitet hat, damals aber eine erlesene Seltenheit bildete. (Amtmann 8)<sup>127</sup>

Abgesehen vom Ausgleich mit Ungarn 1867<sup>128</sup> bleibt sie politisch weitgehend untätig und widmet sich ausschließlich den Belangen ihrer eigenen Person. Ihr tragischer Tod durch die Hand eines Anarchisten bescherte ihr den ersehnten Platz in der Erinnerung der

---

<sup>127</sup> Morand, Paul, zitiert in "Vorbemerkung", in: Amtmann, Karin. *Die politischen Geschäfte der Kaiserin Elisabeth von Österreich*. Regensburg: Pustet Verlag, 1998.

<sup>128</sup> Der ungarische Adel galt als Schürer 1848-er Revolution, nach deren Niederschlag ihre Güter konfisziert wurden. Viele adelige Magyaren kehrten erst Ende der 1850-er Jahre aus dem Exil zurück, als ihre Gefängnisstrafen und Exekutionsverdikte aufgehoben wurden und der Kaiser ihnen ihr Vermögen zurückerstattete. Für den Wiener Hof blieben sie Revolutionäre und man entzog ihnen ihre Sonderrechte der alten Verfassung. Ungarn wurde gleichgeschaltet, d.h. zentral von Wien aus regiert und verwaltet. Bis 1867 mußte die unruhige, aufrührerische Provinz mit ständiger Militärgewalt niedergehalten werden. Unter anderem durch die bedrohliche, diffizile Italienpolitik (Österreich verlor 1859 die Lombardei, und Venetien wurde zunehmend unhaltbar), gab der Kaiser dem Druck (auch von Seiten seiner Frau) nach, und im Februar 1867 wurde der Ausgleich mit Ungarn durchgesetzt: Die alte ungarische Verfassung wurde rehabilitiert, man rief den Doppelstaat „Österreich-Ungarn“ aus. Es gab fortan zwei Hauptstädte (Wien, Budapest), zwei Parlamente, zwei Kabinette. Am 8. Juni 1867 wurde das Kaiserpaar zum ungarischen Königspaar gekrönt. (Hamann *Kaiserin wider Willen* 207-270)

Nachwelt, der „Zukunftsseelen“, um deren Verständnis sie in ihrem *poetischen Tagebuch*<sup>129</sup> warb.

Die Kühnheit und die bittere Ironie, die unbesiegbare Abscheu vor allen Dingen, die ständige Todesahnung und sogar die ästhetischen Kindereien einer Melancholikerin, die sich selber zu betäuben suchte, veranlassen mich, diese „Tagebuchblätter“ von Elisabeth von Österreich als das erstaunlichste nihilistische Poem anzusehen, das jemals in unseren Breitengraden gelebt worden ist. Es scheint, als ob bei dieser Herzogin orientalische Strahlenbündel die Macht des Traumes noch angereizt, geschürt hätten. Die skeptischen, fatalistischen Akzente, die absolute Verachtung der irdischen Dinge, die ständige Kontemplation oder eher ständige Präsenz des Ideals weisen auf eine glühende und blasierte Seele hin, der aber hier eine ästhetische Dimension zu eigen ist, die ich nur bei den einzigartigen persischen Sufis wiederfinde, die in inniger Vertrautheit mit dem Tod die Welt durchstreifen. Die Wollust des Überdrußes, in die sich mit so schmerzlicher Gefälligkeit die Kaiserin versenkte, erinnert an gewisse geheimnisvolle Träumer der asiatischen Throne. (Barres 188)

Diese sehr äsotherische Charakterisierung der österreichischen Kaiserin entspricht der älteren, autarken Elisabeth, die sich in Verdruß vom Wiener Hof und ihrer Familie abwendet; ursprünglich war die junge Frau durchaus bemüht, für sich eine passende Rolle am Kaiserhof zu kreieren.

---

<sup>129</sup> Kaiserin Elisabeth führte in den Jahren 1885-1888 ein *poetisches Tagebuch*, indem sie Erlebnisse, Personen und Gefühle in Gedichtform niederschrieb.

### 3.1. Die geistige (R-)Evolution einer Kindfrau - „O überschwenglich süße Lust, die geist'gen Schwingen zu entfalten!“<sup>130</sup>

Im April 1854 wurde Herzogin Elisabeth in Bayern in einer Prunkhochzeit zu Kaiserin Elisabeth von Österreich. Ursprünglich war Elisabeths ältere Schwester Helene von der Kaiserinmutter als Kaiserbraut auserkoren worden – der junge Kaiser bestand jedoch auf die Hand der fünfzehnjährigen Elisabeth.<sup>131</sup> Erzherzogin Sophie bemühte sich vergebens ihren Sohn von Elisabeth abzulenken und ihn für deren Schwester Helene zu interessieren, doch zu seinem 23. Geburtstag im August 1853 erhielt Franz Joseph die Hand seiner Cousine als Geburtstagspräsent.

Sisi wurde noch schnell vorher gefragt und stimmte der Heirat zu. Angeblich tat sie es aus Liebe, denn wie sollte man den Kaiser nicht lieben können, antwortete sie auf die Frage ihrer Mutter [...]. Eine Ablehnung des Angebots war theoretisch möglich, praktisch allerdings so gut wie ausgeschlossen. (Hammond 83)

---

<sup>130</sup> Zitat Kaiserin Elisabeth vom April 1854: „Der gefangene Vogel“/Umsonst muß ich zum Himmelsblau/Gefangen, eingekerkert, schmachten./ Die Eisenstäbe kalt und rauh,/Mein bitt' res Heimweh schnöd verachtend.// Im Seufzen springt bald meine Brust:/ Ihr könnt mich lange nicht mehr halten./ O überschwenglich süße Lust,/ Die geist'gen Schwingen zu entfalten!“(Corti 55)

<sup>131</sup> Der 1830 geborene Franz Joseph war der Augapfel seiner Mutter und die Zukunftshoffnung Österreichs. Unter seinem kinderlosen und geistig vollkommen unzulänglichen Onkel Ferdinand und dem für ihn herrschenden Kanzler Metternich bricht in Österreich, nach dem Vorbild der Februarrevolution in Frankreich, der Aufstand aus. Metternich muss fliehen und sein Regime zerbricht. Die Unzufriedenheit, die in Ungarn, in Italien, aber auch im Zentrum des Kaiserstaates selbst in den letzten Jahren gewachsen war entfesselt sich in der Erhebung der lombardisch-venezianischen Königreiche ebenso wie in der gewaltsamen Absplitterung des radikalen Ungarn vom Kaiserreich. Erzherzogin Sophie, der „einzige Mann in der Hofburg“ (Müller 148), hält die Zügel in der Hand. (Nach Metternichs Flucht blieben ja nur der geistesschwache Kaiser Ferdinand und sein ähnlich konstituierter Bruder Erzherzog Franz Karl, Gatte von Erzherzogin Sophie in Wien zurück) Mit Hilfe der Armee schlägt sie den Aufstand in der Hauptstadt Wien, wie auch im Rest des Reiches nieder. Im August 1848 wird Franz Joseph großjährig, im Dezember dankt Kaiser Ferdinand ab und Franz Joseph besteigt den Thron, auf den sein Vater zu seinen Gunsten verzichtete und wenn auch seine Mutter „[...] ihm [...] die äußere Würde einer Kaiserin zum Opfer bringt, so will sie in Wirklichkeit doch Herrin bleiben und die ersten Schritte des jungen Kaisers beaufsichtigen und lenken.“ (Corti 20) Das erste Ziel ist die Widerverschmelzung aller Kronländer zu einem Staatskörper, was nur mit Waffengewalt durchzusetzen ist; im März 1849 wird in der österreichischen Verfassung ein einheitlicher Kaiserstaat ausgerufen, einschließlich des Kronlandes Ungarn und den italienischen Provinzen.



Im darauffolgenden März wurde der Hochzeitspakt unterzeichnet und feierlich der Verzicht geleistet auf die Erbfolge in Bayern<sup>132</sup>. Im Ehevertrag wurde festgelegt, wieviel monetärer und sachgütlicher Wert mit der Braut, deren Hand als „Geburtstagsgeschenk“ eingestuft wurde, die Besitzer wechselte: das Heiratsgut aus dem Elternhaus (50.000 Gulden) und eine „standesgemäße“ Ausstattung<sup>133</sup>, worauf der Kaiser sich verpflichtete, ihr Heiratsgut mit 100.000 Gulden aufzustocken. Als „Morgengabe“<sup>134</sup> werden 12.000 Dukaten veranschlagt, außerdem soll Elisabeth von ihrem Gatten jährlich „Spennadelgeld“<sup>135</sup> im Wert von 1000.000 Gulden in bar erhalten zur eigenen Verfügung; auch der eventuelle Witwenunterhalt wird mit 1000.000 Gulden festgesetzt.

Die sechzehnjährige Braut musste nun ein umfassendes Lernprogramm über sich ergehen lassen, alles Versäumte sollte nachgeholt werden, vor allem Sprachen und Geschichte; es mussten Kleider angefertigt werden, was stundenlanges Anprobieren erforderte, sie wurde gemalt und portraitiert. Elisabeths Freiheit wurde aufs Empfindlichste beschnitten und beängstigende Vorahnungen bedrückten ihr kindliches Gemüt:

Lebet wohl, ihr stillen Räume,/ Lebe wohl, du altes Schloß.

Und ihr ersten Liebesträume,/ Ruhet sanft in Seesschoß.

Lebet wohl, ihr kahlen Bäume,/ Und ihr Sträucher, klein und groß.

Treibt ihr wieder frische Keime,/ Bin ich weit von diesem Schloß (Corti 45)<sup>136</sup>

---

<sup>132</sup> Heiratsvertrag und Verzichtserklärung im Anhang der Dissertation; Geheimes Hausarchiv, München.

<sup>133</sup> Die genaue Auflistung der Ausstattung in Hamann, *Kaiserin wider Willen*, S. 52-54.

<sup>134</sup> Morgengabe: schon im Sachsenspiegel festgeschriebenes Recht, das den Ehemann am Morgen nach der Hochzeitsnacht zu einem Entgelt für die verlorene Jungfernschaft verpflichtet.

<sup>135</sup> Spennadelgeld: kleinere persönliche Anschaffungen, Putz, Schmuck und vor allem Almosengaben der Kaiserin.

<sup>136</sup> Die Jugendgedichte der Kaiserin befinden sich in Privatbesitz und wurden seit Conte Corti nicht mehr zur Sichtung freigegeben.

Der Hochzeitstag und vor allem die Hochzeitsnacht traumatisieren die in Tränen aufgelöste Prinzessin, die auch nach den tagelangen Formalitäten und Festlichkeiten nicht aufatmen kann. Ganz allgemein lässt sich sagen, dass die Hochzeitsnacht für die sehr jungen, unerfahrenen und unwissenden Bräute der Hocharistokratie traumatisierende, einschneidende Ereignisse waren. In der teils gewaltsamen Übernahme und Inbesitznahme des weiblichen Territoriums wird der Frauenkörper im wahrsten Sinne des Wortes „übermannt“ und auf eigener Ebene geschlagen. Diese Vereinnahmung ist legal abgesichert und vertraglich gemahnt, auf staatlicher Ebene wird der enteignete Körper sogar noch zu einem `Thronfolger-Gebäurautomaten` degradiert. Etwaige Illusionen über Liebe und Zuneigung überlebten diese Nacht meist nicht. Elisabeth hatte in diesem Punkte den Vorteil, dass ihr Bräutigam bemüht war, sie nicht ganz abzuschrecken und ihr wohl auch etwas Zeit ließ, da die Kaiserin erst am dritten Tage nach der Hochzeit (Hamann *Kaiserin wider Willen* 78) das schwiegermütterliche Verhör zum Frühstück unerträglich und „gräßlich“ fand (Festetics 15.10.1872) – außerdem scheint sie durchaus gute Erinnerungen an die frühen Ehejahre zu hegen. Ihre spätere Schwiegertochter Prinzessin Stephanie dagegen, die gemäß der aristokratischen Sitte, als naive Kindfrau in die Ehe ging, sah sich in der Hochzeitsnacht elf Tage vor ihrem siebzehnten Geburtstag (1881) einem erfahrenen, wenig sensiblen Lebemann hilflos ausgesetzt, und so begann diese Ehe wenig Erfolg versprechend: „Welche Nacht, welche Qual, welche Abscheu! Ich hatte nichts gewußt, man hatte mich als ahnungsloses Kind zum Altar geführt. Meine Illusionen, meine jugendlichen Träumereien waren vernichtet. Ich glaubte an meiner Enttäuschung sterben zu müssen.“ (Weissensteiner 31) Sie meinte Rudolf hätte in der betreffenden Stunde den „Unterschied zwischen einem unberührten jungen Mädchen [...]

und einer schamlosen Dirne“ (Kronprinzessin Stephanie 202) vergessen. Wie allgegenwärtig die Thematik dieser vergewaltigten Kindfrauen im ausgehenden neunzehnten Jahrhundert war, davon legt George Sand in ihrer gewohnten unverblünten Art in einem Brief an ihren Bruder anlässlich der Hochzeit seiner Tochter Zeugnis ab: „Versuch zu verhindern, daß Dein Schwiegersohn Deine Tochter in der Hochzeitsnacht brutal überfällt, denn viele der organischen Leiden und der schweren Geburten haben bei zarten Frauen keine andere Ursache. Männer wissen offenbar nicht, daß dieses Vergnügen für uns zum Martyrium wird. Nichts ist schlimmer als das Entsetzen, die Schmerzen und der Abscheu eines armen Kindes, das von nichts eine Ahnung hat und sich von einem Tier vergewaltigt sieht.“ (Sand *Correspondance* 43)

Die politische Lage des Vielvölkerstaates macht ungestörte Flitterwochen unmöglich, das Kaiserpaar verbringt ihre im düsteren Schloss Laxenburg nahe Wien<sup>137</sup>: der absolutistische Monarch Franz Joseph verbrachte die Tage mit Regierungsgeschäften in Wien und Elisabeth die ihren allein, isoliert und bereits überfordert von dem Lernpensum, das ihr die Schwiegermutter auflastete. Der einzige Trost des jungen Mädchens war die unübersehbare Verliebtheit ihres Mannes, die ihr schmeichelte. Zumindest in den ersten Jahren ihrer Ehe scheint es, dass die junge Kaiserin die Liebe ihres Mannes erwiderte und in seiner Gegenwart sogar den verhassten intriganten Wiener Hof ertragbar fand. Später beklagte sie den Verlust dieser kurzen, harmonischen Periode ihrer Ehe:

O sprich mir nicht von jenen Stunden,/ wo wir einander angehört;

Mit ihrem Glück sind sie entschwunden,/ und unser Eden ist zerstört.

Doch wird ihr Angedenken leben, bis Ruhe uns der Tod gegeben./ [...]

---

<sup>137</sup> Die Eheschließung fand am 24. April 1854 statt.

Ich brauch` die Zeit dir nicht zu nennen,/ die uns so innig einst vereint,  
und die wir nie vergessen können,/ so endlos fern sie jetzt auch scheint./ [...]  
Wohl hatt` ich Kämpfe zu bestehen,/ und manches bittre Leid seither;  
doch unsre Liebe sterben sehen,

Nichts andres traf mein Herz so schwer“ (Kaiserin Elisabeth 210ff).

In ihren ersten Jahren in der „Kerkerburg“ zeigte sich dieses unmündige Halbkind eingeschüchtert und begierig es allen Recht zu machen; sie fügte sich in ihr Schicksal und machte sich nur in melancholischen Dichtereien Luft, und auch der „junge, ehrlich verliebte Kaiser tat alles, um seine kindliche Braut zu erheitern. Er kutschte mit ihr in der Gegend [...] herum, weil ihr die vornehme Kutsche und die wunderbaren Pferde so gefielen. Er ließ im Garten eine Schaukel aufstellen und freute sich, ihr beim Spielen zuzuschauen.“ (Hamann „Einführung“ 13) Als manipulierbare Kindfrau kam Elisabeth an den Wiener Hof und wurde in das beengende Korsett der Etikette und des spanischen Hofzeremoniells gesteckt; dass sie sich wie gefangen und geknebelt fühlte in dieser befremdlichen, unterkühlten und gekünstelten Atmosphäre zeigt folgendes Gedicht vom April 1854:

„Sehnsucht“

Es kehrt der junge Frühling wieder/ Und schmückt den Baum mit frischem Grün

Und lehrt den Vögeln neue Lieder/ Und macht die Blumen schöner blüh´n.//

Doch was ist mir die Frühlingswonne/ Hier in dem fernen, fremden Land?

Ich sehñ´ mich nach der Heimat Sonne,/ Ich sehñ´ mich nach der Isar Strand.//

Ich sehñ´ mich nach den dunklen Bäumen,/ Ich sehñ´ mich nach dem grünen  
Fluß,

Der leis in meinen Abendträumen/ Gemurmelt seinen Abendgruß. (Corti 54)

Elisabeth, die nicht wirklich aristokratisch erzogen wurde, hätte aber an und für sich die Eigenschaften einer Landesmutter mitgebracht: leutselig, ohne Standesdünkel war sie stets angehalten worden, den Armen zu helfen und ihre privilegierte Stellung für Benevolenz einzusetzen. Die von ihr verlangten Repräsentationspflichten widersprachen nicht nur den im 19. Jahrhundert hochgehaltenen weiblichen Tugenden der Zurückhaltung und des lieblichen Schweigens, sie untergruben auch die natürliche Mildtätigkeit der Bayernprinzessin. „Ihr wirkliches privates Glück war nur kurz gewesen, hatte in [Franz Josephs] Erinnerung nur aus ein paar [...] harmonischen Jahren am Beginn ihrer Ehe bestanden, so lange, bis einer den anderen nicht mehr verstehen konnte oder wollte.“ (Grössing 37) Da sie am fremden Hof isoliert war, schrieb die junge Kaiserin sich ihren Kummer von der Seele:

Oh, dass ich nie den Pfad verlassen,/ der mich zur Freiheit hätt` geführt.

Oh, dass ich auf der breiten Straßen/ Der Eitelkeit mich nie verirrt!//

Ich bin erwacht in einem Kerker,/ Und Fesseln sind an meiner Hand.

Und meine Sehnsucht immer stärker -/ Und Freiheit! Du, mir abgewandt!//

Ich bin erwacht aus einem Rausche,/ Der meinen Geist gefangenhielt,

Und fluche fruchtlos diesem Tausche,/ Bei dem ich Freiheit! Dich - verspielt.“

(Corti 56)

Dermaßen desillusioniert ist sie bereits zwei Wochen nach ihrer Hochzeit, am 8. Mai 1854 als dieses Gedicht entsteht. Die Ambivalenz zwischen majestätischem Sendungsbewusstsein und patronisierender Oppression mündeten bei Elisabeth schließlich in einer Persönlichkeitsvielfalt changierend zwischen Selbstverleugnung und

Selbstverwirklichung. „Der Habsburger Hof des späten 18. Jahrhunderts [...] hätte eine Persönlichkeit wie die junge Elisabeth viel problemloser aufgenommen, da er viel „fortschrittlicher“, „aufgeklärter“ und volksnäher war als der Hof in der Mitte des 19. Jahrhunderts nach der Niederschlagung der Revolution von 1848.“ (Hamann „Einführung“ 17) So kann ihr Leben als Phänomen der Dekadenz gelten, eine letzte Klimax vor der sich bereits abzeichnenden Peripetie des Absolutismus. Ihre oppositionelle Persönlichkeit schuf Feinde, stand aber auch als Symbol der Hoffnung. Im Zuge ihrer Ich-Suche und dem aufgefächerten Kaleidoskop von Persönlichkeiten und Stimmungen hielt sie Distanz zu sich selbst, zu ihrem emotional-identitätsstiftenden Nukleus. „Je ferner wir uns selbst werden, desto tiefer sehen wir uns. Wie in einem Spiegel erblicken wir unser Schicksal.“ (Christomanos 71) Niemand hatte Elisabeth auf ihr Leben als Kaiserin vorbereitet, niemand hatte sie gewarnt. So heiratete sie einen „Beruf“, noch immer in dem fälschlichen Glauben, dass es sich bei ihrer Ehe um eine Privatangelegenheit handelt. „Die Ehe ist eine widersinnige Einrichtung. Als fünfzehnjähriges Kind wird man verkauft und tut einen Schwur, den man nicht versteht und dann dreißig Jahre oder länger bereut und nicht mehr lösen kann“ (Marie Valerie 204), so urteilte die alternde Elisabeth im Rückblick auf ihr Eheleben. In den Gedichten der reifen Kaiserin drückt sich vielmehr eine Wehmut aus als die bittere Verzweiflung junger Jahre; auch nimmt sie ihren Mann von der harschen Kritik aus, die sie an den höchsten Kreisen übt, an keiner Stelle wird sie scharf und greift ihn persönlich an – höchstens spöttelt sie über seine Schwächen, meist aber lamentiert sie einfach über die verlorene Liebe: „[...] / Doch Liebe, die muss frei sein, / Darf kommen und darf geh'n;

Ein Schloss wär' wie ein Eh'ring,/ Die Lieb' hätt' kein Besteh'n./ [...].“ (Kaiserin Elisabeth 43) Expeditionen im äußeren Bereich entsprechen Expeditionen im Inneren, von denen sie sich Impulse erhoffte zur Identitätsfindung, als eine Art von Kompromiß zwischen entfremdender Distanz und emotionaler Selbsterkenntnis. Am Rollenverständnis und Körpergefühl des Weiblichen scheiternd experimentierte sie mit Androgynität, und so transzendierte sie in der Aufnahme männlich konnotierter Werte und Normen über die Enge des Genderkörpers hinaus und wurde Trendsetter des selbstmotivierten emanzipatorischen Aufbruchs. „Ihre strahlende Schönheit hat manche so hingerissen und berauscht, dass sie vergaßen, nach der noch viel schöneren Seele zu suchen und sich an diese zu wenden“ (Carmen Sylva 25.12.1906).<sup>138</sup> Franz Joseph sieht nur die Schönheit seiner Frau, in kontinuierlicher Ignoranz und Intoleranz indigniert er ihre „Wolkenkraxlerei“. Er war viel zu nüchtern und pragmatisch, um sie nur verstehen zu wollen und fand sich bald isoliert in ehelicher Einsamkeit, was sich auch in Gesellschaft nicht überspielen ließ: „Weder gegenseitiges Interesse, noch liebevolle Besorgnis untereinander, noch auch die geringsten Zeichen von Zärtlichkeit gab es.“ (Kronprinzessin Stephanie 252) Vor allem Marie Valerie schien unter der fehlenden Harmonie zu leiden und vermerkte dies in ihrem Tagebuch: „Steif und kühl geht man von Tisch zu Tisch, speist in peinlicher Ungemütlichkeit.“ (Marie Valerie 136)

In den 1870er Jahren beginnt die Kaiserin, die sich jetzt nur wenige Wochen im Jahr in der Gesellschaft ihres Mannes befindet, die Situation der Frauen zu theoretisieren und teilt ihre Erkenntnisse den an jedem ihrer Worte hängenden Untergebenen mit:

„Die Frauen leben ganz besonders unter dem Stern ihres Schicksals“. Wir sprachen dann über die Emanzipation der Frauen und ihre Gelehrsamkeit. Sie

---

<sup>138</sup> Carmen Sylva. „Die Kaiserin Elisabeth in Sinai“. *Neue Freie Presse*. 25.12.1906.

sagte: „Frei sollen die Frauen sein [...] Was sie lernen, lenkt sie eigentlich nur ab auf einen Abweg ihres Inneren, sie verlernen dadurch ein Stück ihrer selbst [...]. In jenen Ländern, wo die Frauen wenig lernen, sind sie viel tiefere Wesen, als unsere Blaustrümpfe. Es ist eine Täuschung, wenn die Freunde der Emanzipation zu Gunsten der Bewegung vorbringen, dass gebildete Mütter geistig begabtere Söhne der Menschheit schenken würden. [...] Im Gegenteil, sie würden wohlthätiger wirken als Mütter, wenn sie wie die Bäume wären, frei von jeder Fessel und Verkrümmung unter dem offenen Himmel. Die Frauen sollen nicht da sein, um den Männern in ihren Geschäften zu helfen, indem sie ihnen Gedanken und Ratschläge soufflieren, sondern sie sollen durch ihre bloße Nähe Gedanken und Entschlüsse in den Männern wachrufen und reifen lassen, die diese dann selbst aus sich selbst zu schöpfen haben.“ (Christomanos 50-51)

Ihr Nonkonformismus ließ sie alle Grenzen sprengen, auch die der Bildung fordernden Emanzipationsbestrebung. Individualismus in allem, auch in der Bildung – Bildung macht frei ließe sich ihr autodidaktischer Katalog überschreiben. Sie wählte die Lektüren willkürlich aus dem männlich bestimmten Kanon, Stücke von Shakespeare und Goethe, die damals für Frauen als unpassend galten – ganz getreu des Mottos „als eine Frau lesen lernte, trat die Frauenfrage in die Welt“ (Ebner-Eschenbach *Aphorismen* 50). Auch Bertha von Suttners pazifistischer Roman *Die Waffen nieder!* zählte zu den „wenigen Büchern, die die Kaiserin in ihren letzten Lebensjahren immer wieder gelesen hatte.“ (Schad *Elisabeth* 136)



### **3.2. „Frei sollen die Frauen sein; sie sind oft würdiger, es zu sein, als die Männer.“<sup>139</sup> - Emanzipierung von der „Kerkerburg“**

Von den so genannten „Blaustrümpfen“, den belesenen und intellektuellen Mitgliedern der politischen Frauenbewegung, die durch ein festformuliertes Programm in die Öffentlichkeit traten, hielt die auf Individualismus und Freiheit bedachte Elisabeth wenig: „Frei sollen die Frauen sein; sie sind oft würdiger, es zu sein, als die Männer. [...] Aber was die sogenannte Bildung anbetrifft, so bin ich dagegen.“ (Christomanos 50) Diese Einschätzung scheint gewissermaßen die Moral von Elisabeths Lebensgeschichte zu sein: ihre Unzufriedenheit und Unruhe wuchs prozentual mit dem Gewinn an Bildung und Wissen.

Während sie einerseits die Freiheit als Voraussetzung für ein würdiges Frauendasein forderte, lehnte sie andererseits eine allzu forcierte Frauenbildung ab. Bildung verbildet die Frauen. [...] Tatsächlich ist die von Elisabeth gesetzte Wertung Freiheit vor Bildung weit bedeutender für die Emanzipation der Frau gewesen, als [...] bisher angenommen [...]. Neueste Forschungen zur Geschichte der Frauenemanzipation betonen, dass es nicht die verbesserte Ausbildung war, die den Frauen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zu einer zunehmenden Emanzipation verhalf, sondern die verbesserte Bewegungsmöglichkeit, also die Freiheit im Raum. (Amtmann 65)

Die körperliche Ertüchtigung wurde – in geziemlichem Maße – salonfähig; Frauen der höheren Gesellschaftsschichten lernten Radfahren, Tennisspielen und Reiten. Die noch in Vormärztagen vehemente Forderung nach der weiblichen Betätigung im Stillsitzen und

---

<sup>139</sup> Kaiserin Elisabeth in einem Gespräch zu ihrem Vorleser und Vertrauten Constantin Christomanos. (Christomanos 50)

Handarbeiten wurde gelockert. Die physische Unfreiheit, aus der sich Kaiserin Elisabeth in ihrem lebenslangen Selbstbestimmungskampf löste, wurde im Bezug auf bürgerliche Frauen und Proletarierinnen hinlänglich beschrieben und aufgearbeitet.<sup>140</sup> Die Restriktionen von Aristokratinnen jedoch, die um ein vielfaches gesteigert Privatsphäre und autarke Lebensführung unmöglich machten, bleiben weitaus unerwähnt. „Es ist ein eigentümliches Gefangenleben, so auf dem Thron; man ist immer eingeschlossen und zu Hause“ (Carmen Sylva *Briefe* 53). Die französische Kaiserin Eugénie formulierte es noch drastischer: „[...] Ich habe eine Krone gewonnen, [...] aber was bedeutet das, wenn ich die erste Sklavin meines Reiches bin [...]?“ (Alba 82)<sup>141</sup> Elisabeths Leben im Korsett der Etikette verbat ihr jede Individualität und Selbstverwirklichung; ihr Intellekt lag brach und ohne Stimulation fristete die junge Kaiserin ein Leben von Unausgefülltheit und Langweile; selbst in ihren Privatgemächern war sie nie vor dem unangemeldeten Eindringen der Erzherzogin sicher und zu jeder Zeit den Kontrollinstanzen ausgeliefert, welche die Schwiegermutter und deren „Kamarilla“ für sie darstellten. Ständige Repression und Kontrolle, sowie Kritik und Überformung von außen ließen sie Zuflucht nehmen in vorgeschützten Krankheiten und Unpässlichkeiten, sowie exzessiver sportlicher Betätigung bis zur körperlichen Erschöpfung. Als die Übermacht und Allgegenwärtigkeit ihrer Schwiegermutter und der Hofkammerilla ihr bereits das Leben in Wien unerträglich machten, fand sie außerdem heraus, dass Franz Joseph ein Verhältnis mit einer polnischen Gräfin hatte und verlor so ihren einzigen „Verbündeten“; Zusätzlich

---

<sup>140</sup> Siehe dazu z. B. Evans, Richard. *Sozialdemokratie und Frauenemanzipation im deutschen Kaiserreich*. Berlin-Bonn: Dietz, 1997. - Hervé, Florence (Hsg). *Geschichte der deutschen Frauenbewegung*, Köln: PapyRossa Verlag, 1995. - Nave-Herz, Rosemarie. *Die Geschichte der Frauenbewegung in Deutschland*. Hameln: Niemeyer Druck, 1997.

<sup>141</sup> Kaiserin Eugénie an ihre Schwester, 9.5.1853; diese und alle folgenden Zitate aus Alba entstammen der Übersetzung von Lisa Fischer, zitiert in deren Buch *Schattenwürfe in die Zukunft* (1998).

zu Sorgen und Restriktionen, die sie mit Frauen aus niedrigeren sozialen Schichten teilte, war sie einem ganzen Hofstaat von Spitzeln und Saboteuren ausgesetzt, die ihr jeglichen Spielraum nahmen. „The greatest fear of most women in the nineteenth century was to get syphilis from their husbands. And when Elisabeth, already so passionate about her physical condition, suffered from hideous swellings at the wrists and knees and other internal ailments [...] she blamed Franz Joseph.” (Sinclair 27)

Trotz – oder gerade wegen ihres kindlichen Temperamentes – fiel es ihr schwer, sich den Bevormundungen und Erziehungsmaßnahmen ihrer Schwiegermutter und Tante unterzuordnen. Sie sah die Hofgesellschaft als ihr feindlich gegenüberstehend, als Anhängerschaft der Kaiserinmutter und vermied jeglichen Kontakt. Diese Hilflosigkeit wurde ihr aber als Arroganz ausgelegt und verschlechterte wiederum ihre Stellung am Hofe; auch ihre „niedere“ Herkunft aus einer Nebenlinie der Wittelsbacher und ihre angeblich „verbäuerlichte“ Familie und deren „Bettelwirtschaft“ (Festetics 19.9.1972), ihre geringe Bildung und Weltgewandtheit boten dem Hofklatsch Nahrung und zwangen das eingeschüchterte „Dummerl“ (Hamann *Stationen* 15) noch weiter zum Rückzug. Wenn der Kaiser dem Intellekt und der Gedankenwelt seiner jungen Frau nur ein wenig Wertschätzung entgegengebracht und sie mehr ins Vertrauen gezogen hätte, dann hätte er nicht nur ihrem von Natur aus regen Geist Nahrung gegeben, sondern auch ihrem Stolz geschmeichelt. Trotz ihres kindlichen Wesens und ihrer Undiszipliniertheit war sich Elisabeth ihrer hohen Stellung durchaus bewusst, besonders dann, wenn sie den Eindruck hatte, man brächte ihr nicht die gebührende Aufmerksamkeit entgegen. Alle, die sich daran gewöhnt hatten, in der Erzherzogin Sophie die allmächtige Herrin des Hofes zu

sehen, wurden von der neuen Kaiserin mit eisiger Arroganz behandelt (Haslip 88-89).<sup>142</sup> Alles was Elisabeth gebraucht hätte, war eine Aufgabe – eine sinnvolle Aufgabe, für die sie sich hätte engagieren können. So war sie frustriert und gelangweilt. Stattdessen wurde sie schwanger und „instrumentalisiert“: ihre Schwiegermutter hatte den Park von Laxenburg<sup>143</sup> für die Öffentlichkeit zugänglich gemacht, wo sie Sisi nun zwang sich jeden Tag flanierend zur Schau zustellen, für die ihr durch die Schwangerschaft „entstellter“ Körper eher ein Grund zur Scham und daher zu verstecken war. Im März 1855 wurde Elisabeth von einem Mädchen entbunden, dem man, ohne die Mutter zu fragen, den Namen Sophie gab. Dass darauf keine Mutter-Kind-Idylle folgte, war verhängnisvoll für die weitere Entwicklung der jungen Kaiserin, sie hatte sich auch in dieser so wichtigen Lebensphase dem Hofprotokoll zu beugen; ihre kleine Tochter wurde ihrer Obhut entzogen und kam in die „Kindschammer“, die neben den Gemächern der Großmutter lag. Ohne das Glück der Mutterschaft auskosten zu können, war Elisabeth allein gelassen mit den für sie traumatisierenden Nachwehen der schwangerschaftsbedingten Gewichtszunahme und der physiologischen Veränderung durch die Mutterschaft. Die Entdeckung, dass die Schwangerschaft sie hatte reifen lassen und ihrer Schönheit keineswegs abträglich gewesen war, ließ sie einen wahren Schönheitskult beginnen, der weibliche Eitelkeit bei weitem überstieg. Doch schon im Juli des darauf folgenden Jahres gebar die Kaiserin ihr zweites Kind, wieder ein Mädchen, Gisela, was den Druck, der auf der Kaiserin lastete, nur noch verstärkte, da sie ihrer ersten Pflicht – einen Thronfolger zu

---

<sup>142</sup> Interessant ist in diesem Zusammenhang, wie ähnlich sich Kaiserin Elisabeth und ihre ungeliebte Schwiegermutter an und für sich waren. Beide waren sie charakterstark, intelligent und belesen; in Krisensituationen zeigten sie sich unbeharrlich und tonangebend. Hätte Elisabeth gelernt, diese vortrefflichen Persönlichkeitsmerkmale gewinnbringend zu kanalisieren, hätte sie als Landesmutter und Herrscherin Geschichte geschrieben – stattdessen lebte sie in Legenden und Mythen.

<sup>143</sup> Habsburger Jagdschloß und Sommerresidenz mit großem Park an der Stadtgrenze von Wien; zwei der vier Kaiserkinder (Gisela 1856, Rudolf 1858) wurde dort geboren.

gebären, wieder nicht nachgekommen war. Erwachsen geworden, begann die Kaiserin mit ihrer Schwiegermutter zu rivalisieren und setzte immer öfter ihren Willen durch; so begleitete die kleine Sophie ihre Eltern auf Staatsreise nach Italien. Auch bestand die Kaiserin im Frühjahr 1857 darauf, beide Kinder mit nach Ungarn zu nehmen, wogegen die Schwiegermutter aufs Äußerte protestierte - und wieder triumphierte Elisabeth. Als die kleine Sophie im darauf folgenden Mai in Ofen an der Ruhr starb – ein Schicksalsschlag, von dem Elisabeth sich nie ganz erholte – trug dies zur Verschlechterung der Beziehung zwischen Kaiserin und Erzherzogin bei.

Man neigt mitunter dazu, anzunehmen, dass in Zeiten, in denen der Tod von Kindern alltäglich war, ein derartiger Schicksalsschlag – eben weil man damit rechnen musste – nüchterner hingenommen wurde. Doch die Quellen sprechen eine deutlich andere Sprache. Der Tod von Kindern stürzte die Mütter oftmals in große Depressionen; auch wenn die psychischen Spätfolgen durch den Verlust des Kindes nach außen hin nicht thematisiert wurden. [...] Gerade diese schlimmsten Schicksalsschläge zeigten auch, wie wenig Möglichkeiten Frauen der besseren Gesellschaft hatten, Gefühle und Ängste auszuleben, wie sehr das Korsett an Konventionen und gesellschaftlichen Erwartungen zu Sprachlosigkeit führte. Tagebücher waren in diesen Zeiten für die Frauen ein geradezu psychohygienisches Ventil. (Winkelhofer 223-224)

Die hier angesprochenen Spätfolgen zeigen sich erst deutlich nach dem Tod des Kronprinzen Rudolf, der ein völliges Entgleisen der Kaiserin zur Folge hatte; Die Traumatisierung erreichte ein Maß, das sich von der Kaiserin nicht mehr in Worte fassen

ließ und so endete auch ihr Tagebuch abrupt mit dieser späteren Tragödie<sup>144</sup>. Ironisch, dass gerade die Geburt des Kronprinzen die allgemeine Trauer um den Tod der kleinen Sophie verdrängte. Mit der Geburt des ersehnten Thronfolgers Rudolf 1858 kam ihr endlich Anerkennung und etwas Akzeptanz am Hofe zu. Ihre Stellung als vollwertiges Mitglied des Herrscherhauses wurde respektiert, was die familiäre Krise jedoch nicht verhindern konnte: 1860 nach dem verlorenen Krieg in Oberitalien, nach dessen Ende der Kaiser die wohlhabensten Gebiete an Italien abgeben musste, konnte sich Sisi, die hysterisch in Wien um ihren Mann gebangt hatte (was sie in zahlreichen Briefen an ihn zum Ausdruck brachte), nicht damit abfinden, nach seiner Rückkehr wieder hintangestellt zu werden; der Kaiser musste erst mit dieser kolossalen politisch-militärischen Niederlage zu Rande kommen und führte außerdem stundenlange Gespräche mit seiner Mutter. Sisi fühlte sich alleine und zurückgesetzt. Dies führte zu ernsthaften Auseinandersetzungen zwischen Kaiserin und Erzherzogin, und anstatt wie sonst zu schlichten, zog sich der Kaiser aus der Affäre und tröstete sich anderwärts. Die Anstrengungen der letzten Jahre, der Zwang, die Etiquette hatten sie aufgerieben und nun sah sie ihre Isolation vollendet: die Untreue ihres Mannes brach sie mental, emotional und physisch.<sup>145</sup> Anders als die anderen Aristokratinnen, die in ihren ohnehin meist unglücklichen Ehen mit der Untreue ihrer Männer ohne Schwierigkeiten lebten<sup>146</sup>, zerbrach Elisabeths Zuneigung zu ihrem Mann daran. Sie hatte ihn ja nicht wegen, sondern trotz seiner Stellung gehehlicht und sollte ihn von diesem Moment an als

---

<sup>144</sup> Suizid-Mord des Kronprinzen am 31.1.1889: Rudolf, drogen- und alkoholabhängig, von Spielschulden und Geschlechtskrankheiten (da er seine Frau Stephanie mit Gonorrhöe angesteckt hatte und sie nach der 1883 geborenen Erzherzogin Elisabeth - „Erzsi“ - somit keine weiteren Kinder mehr gebären konnte, war die von jeher unglückliche Ehe des Kronprinzipaares gescheitert und die kaiserliche Linie im Mannesstamme ausgestorben) in die Knie gezwungen, erschießt seine 17-jährige Geliebte Baroness Mary Vetsera und dann sich selbst.

<sup>145</sup> Siehe dazu das Stichwort der „Ätiologie der betrogenen Liebe“, Teil 3.5 dieses Kapitels

<sup>146</sup> Wie beschrieben und ausgeführt in Kapitel 2. D der Dissertation.

emotionalen Partner ablehnen: „Lass´ mich allein, lass` mich allein,/ Für mich ist´s jetzt das Beste;/ Das ganze kann´s doch nie mehr sein;/ Zu wenig sind mir die Reste.“ (Elisabeth 135) Drei Geburten in vier Jahren, der Verlust ihrer erstgeborenen Tochter und das ständige Kräfteressen mit der dominanten Schwiegermutter um die Aufmerksamkeit des Kaisers gaben Elisabeths Enttäuschung hinsichtlich Franz Josephs Untreue zusätzlich Nahrung. Ihr Krankheitsbild lässt auf eine Art von Neurose, heute bekannt als „Anorexia nervosa“ (Hamann *Kaiserin wider Willen* 143), schließen, die meist mit einer Ablehnung von körperlichem (sexuellem) Kontakt einhergeht – was erklärt, warum Elisabeth zu gesunden schien, sobald sie Wien und dem Kaiser den Rücken kehrte. Im Herbst selbigen Jahres verließ Elisabeth österreichischen Boden, unter dem öffentlichen Vorwand einer ernsthaften Krankheit<sup>147</sup>, da nur diese die monatelange Abwesenheit der Kaiserin entschuldigen konnte. Queen Victoria schickte sogar ihre Privatjacht, um Elisabeth über den Atlantik nach Madeira zu befördern. Und hier auf der Insel, fernab von den verhassten Zwängen Wiens, fand die Kaiserin die Kraft und den Mut sich zu wehren. Dieses Freibrechen aus der „Zwangshaft“ in der Kerkerburg ist gleichbedeutend mit einem Sichfreisagen von ihrem Ehemann, dem Kaiser, der untrennbar mit der Wiener Hofburg und dem zermürbenden spanischen Hofzeremoniell verbunden war. „Ich liebe die Freiheit und hasse die Männer“ (Montez Bd 4 141) konstatierte rund zwanzig Jahre zuvor Lola Montez<sup>148</sup>, die in ihrem Freiheitskampf gegen die patriarchale Oppression an

---

<sup>147</sup> Die Diagnose lautete „lebensgefährliche Lungenaffektation“ (Hamann *Kaiserin wider Willen* 139).

<sup>148</sup> Lola Montez, eigentlich Eliza Gilbert, spanische Tänzerin, die ihrem ersten Ehemann davonlief und sich in München 1846 kurzerhand eine neue Identität zulegte, belegte den 30 Jahre älteren Ludwig I. mit Beschlag und kostete ihm schließlich den Thron. „Ich habe dem starken Geschlecht überall den Fehdehandschuh hingeworfen und ihm gezeigt, wie wenig Recht es hat, sich in moralischer Hinsicht über uns Frauen zu erheben. Ich habe den Frauen gezeigt, daß – wenn sie verständen, die Schwäche der Männer zu nützen, sie überall aufhören würden, das schwache Geschlecht zu sein“ ( Montez Bd. 9 214)<sup>148</sup> – und Elisabeth verstand es. Lolas Geschichte war definitiv ein langanhaltendes Gesprächsthema in Elisabeths Kindheit, schon allein wegen der lokalen und verwandtschaftlichen Nähe zum bayrischen Königshaus; sie

die jüngere Elisabeth erinnert, die „die Menschen [haßte] und die Männer im Besonderen.“(Marie Valerie 148)<sup>149</sup>. Zurück in Wien wurden ihr nach nur vierwöchigem Aufenthalt aufgrund ihres sich rapide verschlechternden Gesundheitszustandes vom Leibarzt nur noch sechs Wochen zu leben gegeben. Elisabeth nahm diese Erklärung als Freischein dafür, sich nicht mehr in der beklemmenden Umgebung einfinden zu müssen; mit Kalkül und erstarkender Selbstbehauptung erkannte sie die Schwäche der patriarchalen Männergesellschaft als Inszenierung und nutzte diese aus zur Destabilisierung des sie niederdrückenden Regimes. Die Machtbalance in der kaiserlichen Ehe begann sich zu verschieben.<sup>150</sup> Das stets die Abwesenheit der Kaiserin entschuldigende Vorschützen von Krankheit und Unpässlichkeit erregte zunächst wirkliche Sorge in der Bevölkerung, die sich schließlich in unwirschem Ärger Luft machte, wie Franz Grillparzer eindringlich darstellt: „Die Krankheit, die sich halb als Schein ergeben,/ in unsrer Völker Sorge war sie wahr;/ Drum bringen sie, als wärs ein neues Leben,/ dir kindisch ihre Angebinde dar.“<sup>151</sup> Ihre Reisemanie, die eigentlich eine Flucht ohne Ziel und Ende war, begann mit einer Reise nach Korfu, wo sie nach einigen Wochen Sehnsucht nach ihren Kindern beklagte, sich aber weigerte nach Wien zu kommen. Sie forderte, dass die Kinder nach Venedig gebracht wurden, wo sie sieben Monate an der Seite ihrer Mutter verbrachten. In der *Illustrierten Welt* aus dem Jahre

---

wuchs mit dieser pikanten Geschichte auf, und erinnerte sich ihrer vielleicht in der eigenen Zwangssituation.

<sup>149</sup> Marie Valerie 6.8.1888: Sie [die Kaiserin] hasse die Menschen überhaupt und die Männer besonders mehr denn je, wenn ich heirate, wolle sie in die Wildnis.

<sup>150</sup> Sie erkor Ungarn, genauer Gödöllö, zu ihrem bevorzugten Aufenthaltsort und ertrotzte sich hier mit ihrer Lieblingstochter Marie Valerie die Mutter-Kind-Beziehung, die ihr bei ihren älteren Kindern versagt geblieben war. Die jüngste Kaisertochter, bald bekannt als „das ungarische Kind“ oder „die Einzige“ (Hamann *Kaiserin wider Willen* 266), die der kurzen Zeit der Versöhnung zwischen dem Kaiserpaar entstammte, die der von Elisabeth seit langem angestrebte Ausgleich mit Ungarn brachte, wurde 1868 in Ungarn geboren und von Elisabeth alleine - fern ihrer Schwiegermutter - aufgezogen.

<sup>151</sup> Franz Grillparzer, zitiert in Brigitte Hamann, „Einführung“, S. 23.



1862 findet sich ein Artikel von Eugen Hugo, der am Canale Grande in Venedig sitzend in Tagebuchblättern von 1856 den Einzug des österreichischen Kaiserpaars in Venedig nachliest. Den prunkvollen Augenblick mit Staatsbarke, Glockengeläut, Salutschüssen und „Evviva“-Rufen des italienischen Volkes kontrastiert der Autor mit dem gegenwärtigen unauffälligen Aufenthalt der kranken Kaiserin in der Lagunenstadt:

Während ich mich ganz dem Eindrücke dieser lebendigen Schilderung hingab, sah ich plötzlich unten in der Masse eine größere Bewegung entstehen: es bildete sich eine Wasserstrasse [...] und eine einfache, aber doch sehr elegante Gondel bewegte ich langsam [hindurch]. Nur zwei Frauen befanden sich in der Gondel. In der einen erkannte ich sogleich die Kaiserin, die zur Herstellung ihrer Gesundheit nach dem Aufenthalte auf Madeira Venedig gewählt hatte. Wie damals – obgleich unter so ganz anderen Umständen – lag eine leichte Röthe auf dem blassen, aber so unendlich anziehenden Gesichte der schönen Fürstin. Im Triumphe war sie damals eingezogen – heute lebte sie, eine Linderung in ihrem Leiden Suchende, wie eine einfache Bürgerin unter Bürgern. Wenn etwas die Italiener mit ihrem Herrscherhaus zu versöhnen im Stande ist, so ist es die Erscheinung dieser herrlichen Frau, von der ich den Blick nicht wenden konnte, so lange sie vorüberfuhr [...]. (Hugo 122)<sup>152</sup>

Zu den öffentlichwirksamen Einmischungen der Kaiserin in die Politik, die außer dem später vollzogenen Ausgleich mit Ungarn bekannterweise spärlich sind, gehört auch die günstige Beeinflussung des Kaisers hin zu einer Verschonung der Aufständischen, einer Lockerung des Militärstrafgesetzes und der Rückerstattung konfiszierter Besitztümer politischer Häftlinge. Bei den Italienern schien die Schönheit der

---

<sup>152</sup> Siehe hierzu auch Illustration (*Illustrierte Welt* 1862) im Anhang der Dissertation.

österreichischen Kaiserin die Dinge zum Besseren zu wenden, sie hätte sein „Italien besser erobert, als es seine Soldaten und Kanonen hätten tun können“. (Salis-Soglio 79) Es häufen sich die Reisen, doch noch kann sich die Kaiserin zumindest für eine Zeit an einen Ort binden - doch seltenst ist dieser Ort Wien; „den letzten Schritt, den Bruch mit der Welt, der sie zugehörte, hat sie nicht gewagt.“ (Tschuppik 8) So schuf sie sich ihre eigene Welt innerhalb der vorgegebenen Rahmenbedingungen. Ihr Geist konnte grenzenlose Wanderschaften führen, noch weiter schweifen als ihr Körper und beschwerte ihr somit eine Horizonterweiterung im wahrsten Sinne des Wortes. Auch wechselten ihre Affinitäten je nach Umgebung und Umfeld, nach Sprache und Stimmung. „[...] Elisabeths pessimistischer Romantizismus war die Philosophie des schönheitstrunkenen, unfreien Menschen. [...] Sie war darin freier als [...] Vorbilder der unfreien bürgerlichen Frauen, daß sie innerhalb ihrer Begrenzung zeitweilig fliehen und das Ziel ihrer Flucht wählen konnte; unfreier durch den Druck, den Tradition und Stellung auf sie übten.“ (Tschuppik 8) Was sie nicht in Worte fassen konnte (in Assoziation zu Spivaks Theorem) formulierte ihr Körper; so werden ihre Hungerkuren und anderen Torturen zu Gunsten der Disziplinierung des Physischen von einschlägigen psychologischen Traktaten<sup>153</sup> schon lange als stummer Schrei nach Hilfe identifiziert. Ihre nach innen gerichtete Autoaggression hätte in ihrer Umwelt Aufmerksamkeit und Gegenmaßnahmen erregen sollen – stattdessen wurde ihre schlanke Silhouette von allen bewundert, und so strafte sie nur sich selbst wirklich mit ihren selbstauferlegten Repressionen. Ihr Versuch, über die Physiognomie Anerkennung zu erhaschen, die ihr für

---

<sup>153</sup> Vgl. Gerti Senger; eigentlich Gertrude Senger-Ernst (geboren 1942), österreichische Moderatorin (Expertin in der Beratungssendung *love line* (1988-1993, ORF) und Psychologin. Schrieb psychologische Gutachten über die in den einzelnen Kapiteln über Kaiserin Elisabeth behandelten psychosomatischen Syndrome in: Gabriele Praschl-Bichler (1996): *Kaiserin Elisabeth. Mythos und Wahrheit*.

ihren Intellekt vorenthalten wurde, ging nur halb auf, „an der Trennlinie zwischen „Fremd“ und „Selbst“ brachen sich räumliche und zeitliche Grenzen, erweiterte sie ihre Entfaltungsmöglichkeiten in neue Erfahrungswelten.“ (Fischer 73) Unwissentlich übernahm sie die Fremdsicht einer absolutistischen Kaiserin und nahm diese symbiotisch in ihr Körperbild auf: ihre Haarkrone ersetzte die goldene, das Standessymbol für die von ihr kategorisch abgelehnte Position ist somit untrennbar mit ihrem Körper verbunden. Als ihr Vorleser Christomanos dazu eine Bemerkung anbrachte („Majestät tragen das Haar wie eine Krone anstatt der Krone“) erwiderte sie mit bekümmertem Lächeln: „Nur dass man sich jener anderen leichter entledigen kann.“ (Christomanos 49)

### **3.3. „Wie bitter weh´ du mir gethan, einst sagen´s meine Lieder...“<sup>154</sup> Die Ehe des Kaiserpaares**

Die Privatbriefe zwischen Kaiser und Kaiserin illustrieren deren knapp fünfundvierzig Jahre Ehe; leider sind nur die Briefe Franz Josephs an seine Frau komplett erhalten, die 1960 von Nostietz-Rieneck ediert und in einem zweibändigen Werk herausgegeben wurden. Elisabeth, die sich mit zunehmenden Jahren auch der unliebsamen Korrespondenz entledigte, ließ zunehmend ihre Hofdamen mit Töchtern und Ehemann Kontakt halten. Außerdem war es ihr Wille, dass im Todesfalle alle Privatkorrespondenz sofort zu vernichten sei – und die ihr treu ergebenen Damen Festetics und Sztáray leisteten auch diesem letzten Befehl ihrer verehrten Kaiserin Gehorsam. Doch lässt sich auch aus einer Seite der Korrespondenz viel erfahren, vor allem da Franz Joseph ein überaus nüchterner Mann war und ohne Umschweife zum

---

<sup>154</sup> (Elisabeth 136)

Kern der Sache kam. Diese Briefe lassen sehr deutlich nachvollziehen, wie und wann sich die Machtbalance in dieser Ehe veränderte und nach und nach ganz auf die Kaiserin überging. War sie als junge Ehefrau und Mutter noch emotional von seiner Nähe abhängig und versuchte ihn während der Italienkrise zu einem Besuch zu bewegen, so war sie in späteren Jahren „[...] die hoheitsvolle, kalte Schönheit, die sich zwar anbeten, aber nicht besitzen ließ.“ (Hamann „Einführung“ 24) Dieses diametral verdrehte Geschlechtermuster zeigt sich klar an den Abschiedsworten von Franz Josephs Briefen: Verabschiedete er sich in den ersten Ehejahren von seiner sehnsüchtigen Frau als „Dein treuer Franz“ (Nostitz-Rieneck 21), so unterschrieb er bereits in den späten sechziger Jahren mitleid- und liebesheischend: „Dein armer Kleiner“ (Nostitz-Rieneck 52), „Dein treues Männchen“ (Nostitz-Rieneck 42), „Dein einsames Männchen“ (Nostitz-Rieneck 76). Diese ungleiche Positionierung in der Ehe währte bis zu Sisis Tod. Einträge in den Tagebüchern der Gräfin Sztáray und des Vorlesers Christomanos zeigen – vermutlich aufgrund der räumlichen Trennung und nur seltenen Zusammenkünfte nach Rudolfs Tod – eine Veränderung im Ton der Kaiserin gegenüber ihrem Ehemann, so lässt sich dies auch für die briefliche Kommunikation annehmen: Irma Sztaray beschreibt die Kaiserin auf Cap Martin (1895) freudig erregt und die Tage zählend bis zur erwarteten Ankunft des Kaisers: „Ihre Majestät sah einem lieben Besuche entgegen. Der Kaiser sollte kommen. [...] Der Gedanke an ihn drängte in ihrer Seele in diesen Stunden freudiger Erwartung alles in den Hintergrund.“ (Sztáray 52) So schien die Kaiserin ihrem Mann am Anfang und am Ende ihrer langen Ehe doch sehr gewogen gewesen zu sein; in den letzten Jahren war ihre Zuneigung wohl weniger fordernd, dafür aber beständig, während

sie in den frühen Stadien nicht ohne ihn sein wollte und konnte und sich in ständiger Konkurrenz mit seinem Beruf und seiner Mutter befand.

Aus dem Hauptquartier in Verona schreibt der Kaiser am 2. Juni 1859 seiner ihn inständig um die Besuchserlaubnis bittenden Frau relativ kühl und kopflastig zurück: „Mein lieber armer Engel! [...] Ich kann leider Deinem Wunsche für jetzt nicht entsprechen, so unendlich gerne ich es thäte. In das bewegte Hauptquartiersleben passen keine Frauen, ich kann meiner Armee nicht mit schlechtem Beispiel voran gehen [...]. Dein treuer Franz.“ (Nostitz-Rieneck Bd I 10) Am 7. Juni verbindet er mit seiner erneuten Absage sogar noch Abmahnung und Auftrag; nach dem Schema der seelischen Erpressung verlangt er von ihr als Liebesbeweis öffentlichkeitswirksame Propagandaaktionen und zerstört alle Illusion von Intimität mit der Bitte, doch seiner Mutter den Inhalt des Briefes mitzuteilen; bemerkenswert ist außerdem, daß Elisabeth in ihrer Isolation am Wiener Hof ihm drei Briefe in fünf Tagen schickte:

Für drei liebe Briefe habe ich Dir zu danken, die ich leider erst jetzt zu beantworten im Stande bin [...] Deine Briefe [...] machen mich so traurig, weil Du Dich garnicht trösten kannst. Wenn Du sehen würdest, wie gut ich hier aufgehoben bin, würdest Du beruhigt sein und doch kann ich Dich jetzt durchaus nicht kommen lassen [...] Du mußst auf Deinem Posten ausharren, wo Du mir durch Deine Gegenwart mit den Kindern in dieser schweren Zeit so viel helfen kannst. Ich bitt Dich, um der Liebe willen, die Du mir geweiht hast, nehme Dich zusammen, zeige Dich manchmal in der Stadt, besuche Anstalten. [...] Gehe doch auch nach Schönbrunn, um der Mama mitzuteilen, was ich Dir an Nachrichten schreibe. [...] Es umarmt Dich innigst Dein Franz. (Nostitz-Rieneck 15)

An und für sich wollte der Kaiser in den Briefen seiner Frau nur Zerstreuung finden; kleine Anekdoten und Begebenheiten aus dem Leben der Kinder und eine sich glücklich und sorgenfrei darstellende Frau. Wenig erbaulich waren für ihn die Beschreibungen von Elisabeths Unwohlsein, ihren Sorgen und schon gar nicht wollte er politische oder anderweitige Ratschläge – wie der Brief vom 1. Juli selbigen Jahres offenbart:

[...] vor Allem aber beschwöre ich Dich, bei Deiner Liebe zu mir, schone Dich, damit ich Dich recht wohl finde, wenn ich wieder in Deinen Armen liegen kann. Ich bin sehr dankbar, daß Du so wenig erzählst, denn bei dem jetzt herrschenden Tratsche ist es das Beste, was man thun kann. Dein politischer Plan enthält sehr gute Ideen, doch muß man jetzt die Hoffnung noch nicht aufgeben, daß Preußen und Deutschland uns doch noch helfen werden und so lange ist an Verhandlungen mit dem Feinde nicht zu denken [...]. (Nostitz-Rieneck 30)

Nur sieben Jahre später hat sich das Blatt bereits gewendet: Elisabeth weilt in Ungarn und lässt ihren Brief an Franz Joseph von einem Audienzbesucher übergeben: von des Kaisers „Rivalen“ um Elisabeths Gunst und dem Grund zu (wohl nicht unbegründeter) Eifersucht Graf Andrassy, einen der ersten Kavaliers der Kaiserin in ihrer neuen Wahlheimat. Aus Wien antwortet der Kaiser am 18. Juli 1866 und kann sich zwischen den Zeilen subtile Kritik am Magyarenführer und Vertrauten seiner Ehefrau nicht verkneifen, vor allem da die züchtige Sittsamkeit seiner holden „Engelssisi“ durch mangelnden Sichtschutz in Gefahr scheint:

Meine heiß geliebte Sisi, Von ganzem Herzen danke ich Dir für Deinen lieben, langen und interessanten Brief [...] den mir Gyulay Andrassy Gerstern übergab, als ich ihn [...] empfing. [...] Ich fand ihn übrigens wie früher immer, zu wenig

präcis in seinen Absichten und ohne die nothwendige Rücksicht auf die übrigen Theile der Monarchie. Er begehrt sehr viel und bietet [...] wenig. [...] er ist ein braver, ehrlicher und höchst begabter Mann, aber ich fürchte er hat weder die Kraft, noch findet er im Lande die Mittel, um seine jetzigen Absichten durchzuführen [...]. Sehr dankbar bin ich Dir für die Beschreibung der Villa Kochmeister [...] Nur freut mich die Glasthüre an Deinem Zimmer gar nicht, denn da kann man gewiß hinein sehen, wenn Du Deine Waschungen vornimmst und das ängstigt mich. Lass doch einen großen Vorhang an die ganze Thüre machen.[...] Wie beneide ich [ihn] um das Glück, Dich sehen zu können, meine Sisi. Mit der größten Sehnsucht umarme ich Dich [...] und bleibe Dein treues Männchen (Nostitz-Rieneck 41-42)

Elisabeth scheint in ihrem Antworten deutlich durchscheinen zu lassen, dass Zusammentreffen mit ihrem Ehemann sie langweilten. Des Kaisers Resignation (7. August) ist spürbar und doch behält er, wie immer, die Kontinance:

Meine liebe Sisi, innigsten Dank für Deinen Brief vom 5., dessen ganzer Inhalt nur den Zweck hat, mir mit einer Menge von Gründen zu beweisen, daß Du mit den Kindern in Ofen bleiben willst und wirst. Da du einsehen muß, [...] daß es gegen meine Pflicht wäre, mich auf Deinen ausschließlich ungarischen Standpunkt zu stellen [...] so wirst Du begreifen, daß ich Euch nicht besuchen kann. Wenn Du die hiesige Luft ungesund findest, so wird es so sein. [...] und es muß ich mich eben trösten und mein langgewöhntes Alleinsein wieder mit Geduld tragen. [...] Ich werde über diesen Punkt nicht ein Wort mehr verlieren, denn sonst

wird unsere Korrespondenz zu langweilig, wie Du sehr richtig bemerkst, und ich werde in Ruhe erwarten, was Du später beschließt. (Nostitz-Rieneck 58)

Nach Rudolfs Suizid 1889, aber auch schon in wenig mäßigeren Zügen seit den 1880-er Jahren riss die Kommunikation zwischen der reisenden Elisabeth und den „Daheimgebliebenen“ zeitweise komplett ab, da man auch gar nicht wusste, wohin es die ruhelose Kaiserin als nächstes verschlagen würde. So schreibt Franz Joseph am 19. März 1893: „Meine Gedanken suchen Dich, ohne zu wissen, wo sie Dich finden sollen, aber in Liebe und Sehnsucht denke ich beständig an Dich. [...] Es ist gar so peinlich, gar nicht zu wissen, wie man sich mit Dir in Verbindung erhalten kann“ (Nostitz-Rieneck 301) und im Juli 1895 erfährt der stets in Angst und Sorge lebende Kaiser aus der Zeitung, wo sich seine Gemahlin aufhielt – oder aufgehalten hatte, da sie vermutlich schon wieder zu neuen Ufern aufgebrochen war: „Aus der Zeitung ersah ich, dass Du richtig in Schmecks warst und dass, wie es scheint, Du wieder mein Erwarten, ohne feierlichen Empfang durch gekommen bist. Mit Sehnsucht sehe ich direkten Nachrichten von Dir entgegen [...].“ (Rostitz-Rieneck Bd II 71)

Dass sie hauptsächlich in ihrem Inneren und dem engsten Vertrautenkreis ihre Revolte zeigte, nach außen hin aber in ihrer vorprogrammierten „Laufbahn“ blieb, d.h. nicht wie ihre Schwester Marie der Liebe hinterher und dem Ehemann davonlief, hatte nicht zuletzt mit Elisabeths tatsächlich monarchischem Selbstgefühl zu tun, liberal und republikanisch-antimonarchisch war sie eher theoretisch und inwendig. Elisabeths Schwester Herzogin Sophie von Alençon brach 1887 mit ihrem Geliebten Dr. Glaser aus ihrer unglücklichen Ehe aus, was von des Arztes Frau an die Öffentlichkeit gebracht wurde. Sie wurde jedoch nach einem Monat aufgegriffen, gewaltsam von ihrem



Liebhaber getrennt und in eine Heilanstalt in Graz eingewiesen, wo sie psychiatrisch „geläutert“ wurde und schließlich zu ihrem Ehemann zurückkehrte.

Du bist im Irrenhaus, du bist gefangen,/ Ein Opfer Deiner tollen Leidenschaft;  
Es bricht mein Herz, denk´ ich der [...] bängen/ Verzweiflung, die dich packt in  
deiner Haft.//Du wolltest Mann und Kinder schnöd´ verlassen,/ Mit dem  
Verführer in die Weite zieh´n;// Doch muss dein sündhaft Hoffen nun erblassen,/  
Wo du jetzt weilst, gelinget kein Entflieh´n!// Fürwahr es kennt dein Unglück  
keine Grenzen,/ Namenlos sind deine Schmach und Schand. (Kaiserin Elisabeth  
214)

Elisabeth stellte sich auf die Seite der Macht und unterstützte ihren Schwager Ferdinand in dem Unterfangen, den Skandal zu beenden, indem Sophie in die Ehe zurückkehrte. Ein ähnliches Schicksal ereilte die Schwester der Kronprinzessin Stephanie, auch Louise von Coburg wurde nach der Flucht mit ihrem Liebhaber gefunden und eingewiesen.<sup>155</sup> Kaiserin Elisabeth war keine Närrin: sie liebte den Luxus und die Privilegien, die ihre Stellung boten, auch musste sie wohl vor sich selbst ihr eigenes Ausharren im goldenen Ehekäfig rechtfertigen. Außerdem hatte sie, die durch Familiengeschichte und Gene der Wittelsbacher<sup>156</sup> vorbelastet immer in der Angst vor dem Wahnsinn lebte, miterlebt, wie öffentlich aufbegehrende und schmachbringende (Ehe-)Frauen in Nervenheilanstalten und psychiatrischen Einrichtungen gebrochen und zum Schweigen oder Einlenken gebracht wurden. Das Vexierbild einer Identifikationsfigur der modernen Frau wurde die unglückliche Kaiserin doch vielleicht gerade, weil sie nicht ausbrach und ein unerfülltes Liebesleben dem unehrenhaften Leben in „schlampigen Verhältnissen“ vorzog. Dieser

---

<sup>155</sup> Genaueres zu den Vorgängen siehe Fischer (1998). S. 164f.

<sup>156</sup> Bekannteste Beispiele der “verrückten” Wittelsbacher: König Ludwig II und sein schon in jungen Jahren eingewiesener Bruder Otto (1848-1916), der den größten Teil seines Lebens in Isolationshaft verbrachte.

Verzicht hat etwas klassisch Märtyrerhaftes, was sie den unglücklichen und misshandelten Ehefrauen als Identifikationsfigur anbietet. Theoretisch auseinandergesetzt hatte sie sich offenbar mit dem Thema einer außerehelichen Liebschaft:

Man weiß nicht, warum die Frauen ihren Männern untreu werden! Die Antwort ist einfach: weil sie ihnen treu bleiben müssen. Dieses Gesetz fordert direkt dazu auf, weil es als Gesetz gilt. Und weiß man denn, ob der Gatte wirklich der Erwählte gewesen ist, den das Schicksal bestimmte? Die meisten Mädchen heiraten überhaupt nur aus Sehnsucht nach Freiheit. Übrigens hat die Liebe auch Flügel zum Fortfliegen. (Christomanos 58)

Da sie selbst dem körperlichen Aspekt von Liebesbeziehungen nichts abgewinnen konnte, flüchtete sie sich in Phantastereien; den stets nach ihrer Aufmerksamkeit heischenden Franz Joseph wies sie immer wieder ab. Auch für dieses Lebensproblem fand die „Ausnahmemonarchin“ eine recht originelle Lösung - sie fand ihrem alternden Ehemann eine Freundin, die ihm in seiner Einsamkeit Gesellschaft leistete: die Schauspielerin Katharina Schratt<sup>157</sup>.

Da sich die Kaiserin allmählich mit dem Kaiser und seinen Staatsgeschäften zu langweilen begann, kam sie auf den Einfall, mit Kathi zum Kaiser zu gehen – und schließlich oft und öfters à trois mit dem Kaiser zu speisen. Das ist die Geschichte des Entstehens der rührenden Freundschaft zwischen „Der Schratt“ und dem alten Kaiser, dem sie die Zeit bei Tisch und Spaziergängen im Park von Schönbrunn durch ihr freundliches Geplauder vertreibt. (Eulenburg-Hertefeld 201)

---

<sup>157</sup> 1853-1940

Dem Kaiser eine „Freundin“ an die Seite zu stellen, war ein kluger Schachzug Elisabeths. Sie selbst hatte sich im langen Kampf des Ehelebens aufgegeben und hatte keinerlei erotisch-emotionelle Bindungen oder Ansprüche an Franz Joseph mehr – und seiner treuen Anhänglichkeit war sie sich sicher: „Ich weiß, dass Du mich lieb hast, auch ohne Demonstrationen, und wir sind deshalb glücklich zusammen, weil wir uns gegenseitig nie genieren.“ (Elisabeth 13. September 1874)<sup>158</sup> So war „die Schrott“ für Elisabeth ein eleganter Ausweg aus der Affäre, sie konnte nun wirklich kommen und gehen, wie es ihr beliebte, da sie den einsamen, hart arbeitenden Kaiser in guten Händen wusste.

[...]/ Hier in den grünen Zweigen/ Die müde Möve ruht,

Der Fels ist jetzt ihr eigen,/ Der Baum ihr Heim und Gut.

[...]/ Da weckt sie lautes Rasseln/ Im Thal aus ihrer Ruh´:

Der König Wiswamitra/ Kehrt heim von seiner Kuh.

Oh König Wiswamitra,/ O welch´ ein Ochs bist du! (Elisabeth 115-116)<sup>159</sup>

Sie behielt aber alle Stricke in Händen, indem sie selbst mit Katharina Schrott in Kontakt blieb und die Schauspielerin sich durch die Huld der Kaiserin ihr verpflichtet fühlte. „Die Vertrautheit der Kaiserin mit der Geliebten ihres Mannes ging sehr weit. Sie besuchte sie mit ihrer Tochter, und am 1. August 1888 wurde Katharina Schrott sogar zu einem „gouter“ in der Kaiservilla in Ischl empfangen.“ (Schad *Töchter* 165)

Dein dicker Engel kommt ja schon/ Im Sommer mit den Rosen.

Gedulde Dich, mein Oberon!/ Und mach nicht solche Chosen!//

Sie bringt sich mit ihr Butterfaß,/Und läßt sich Butter bereiten,

---

<sup>158</sup> Brief Elisabeths an Franz Joseph. 13. September 1874. Nachlaß Conte Corti, Konvolut 16, Haus-, Hof- und Staatsarchiv Wien.

<sup>159</sup> In Anlehnung an Heines legendären Inderkönig betitelt die Kaiserin ihren Gatten als Wiswamitra und Frau Schrott als Kuh.

Sie macht mit Cognac die Haare naß/ Und lernt am End noch reiten.//

Sie schnürt den Bauch sich ins Korsett,/ Daß alle Fugen krachen.

Hält sich gerade wie ein Brett/ Und „öffnet“ noch andre Sachen.//

Im Häuschen der Geranien,/ Wo alles so fein und glatt,

Dünkt sie sich gleich Titanien,/Die arme dicke Schratt. (Wallersee *Kaiserin Elisabeth und ich* 309)

Die Kaiserin machte sich offensichtlich lustig über die Versuche Schratts sie nachzuahmen. Katharina Schratt war dreißig Jahre lang an des Kaisers Seite und ihre „Freundschaft“ war in keinsten Weise ein Geheimnis; dadurch, dass Elisabeth diese Verbindung initiiert und gefördert hatte, gewährte sie den Anschein von Unschuld, den diese offene Ehe im bigotten Österreich brauchte, um existieren zu können.<sup>160</sup>

Die Kaiserin selbst erlebte imaginäre amouröse Abenteuer mit Heinrich Heine, Achill und einem ganzen „Kabinett“ von „Eselshäuten“ (Kaiserin Elisabeth 81). In ihrer selbstgezimmernten Traumwelt konnte sie verschiedene Rollen anprobieren und ausleben, was ihr in der Wirklichkeit versagt blieb: „Ah, wie gern hätte ich im alten Rom geherrscht! Die Kaiserinnen vergangener Tage wussten noch, was Tiefe des Lebens und der Liebe ist! [...] Jene Frauen herrschten über wahre Männer, und ich beneide noch die geringste unter ihnen“ (Wallersee-Larisch *Vergangenheit* 88-89). Nur mit ihrem Vorleser Christomanos, der ihr in schwärmerischer Verehrung ergeben war, diskutierte die alternde Kaiserin das Thema Liebe und Erotik, wie etwa beim Lesen von Peer Gynt (das Lied Solveigs): „Warum warten? Er war vielleicht gar nicht der, den sie lieben sollte und

---

<sup>160</sup> Ein Jahr nach dem Tod der Kaiserin zog sich die Freundin von selbst zurück, wohl weil sie nicht mehr die Geliebte, sondern die Ehefrau sein wollte, was für den 70 jährigen Kaiser ein Ding der Unmöglichkeit war – er war seiner „Engelssisi“ nach wie vor verbunden.

für den sie geboren war. Man täuscht sich so oft in jungen Jahren und will sein Schicksal sich selbst schaffen. Vielleicht hat der wirklich Erwählte auch auf sie gewartet? [...] Man soll [das Leben] an keinen fort geben, sondern es leben in allen [...]“ (Christomanos 135-136) Sie, die im Jugendalter verliebt war und diese Liebe nicht ins Erwachsenenalter retten konnte, war von der Idee der Seelenfreundschaft und der Schicksalsbestimmung besessen: „Elisabeth war in die Liebe verliebt, weil sie ihr das Lebensfeuer bedeutete. Sie betrachtete die Sensation, angebetet zu werden, als einen Tribut, der ihrer Schönheit zukam. Doch ihre Begeisterung dauerte nie lange, offenbar weil sie zu künstlerisch empfand, um ihre Sinne gefangen zu geben.“ (Wallersee-Larisch *Vergangenheit* 97) Trotz ihrer regen Phantasie wusste Elisabeth nur zu genau, dass sie sich ihre Eskapaden nur erlauben konnte, da sie gelernt hatte, ihre außergewöhnliche Schönheit und ihren Charme gewinnbringend einzusetzen. Um die Schönheit, das Vehikel ihrer Freiheit, nicht zu verlieren, begann sie vermutlich gezielt, sich auch bei ihren Untergebenen mit geistreichen und philosophischen Äußerungen in deren Erinnerung zu konservieren; der Kult für die Ewigkeit konnte nicht nur von der verwehenden Schönheit alleine leben, nur im Zusammenspiel mit einer schwierigen, aber einzigartigen Persönlichkeit war das Dilemma der Vergänglichkeit zu lösen. Sie war sich auch bewusst, dass sie die Hauptschuld am Bruch mit Franz Joseph trug, seine Verehrung war allgegenwärtig; so schrieb sie folgendes Gedicht anlässlich eines Wiedersehens mit ihrem Gatten 1885:

Das grosse Meer weht´ in den Erker/ Die kühlen Brisen dir hinein,  
Wo du gebannt im trauten Kerker,/ Es sperrt´ ja Liebe dich dort ein!//  
Ums hohe Fenster rankte Epheu,/ Noch jetzt hält er am Schlosse fest,

Ach! Nur mein Geist, er ward dir untreu/ Dein Herz bot ihm kein bleibend` Nest./  
[...]

Ach! Muss die Liebe denn erkalten,/ Gibt´s nichts, dass sie wohl zu fesseln mag?

Kein Band, den wilden Geist zu halten,/ Zu binden seinen Flügelschlag?/ [...]

Ich raufte mit des Schicksals Mächten,/ Ich trat in off´ne Rebellion,

Ich wollt´mit ihnen schlagen, fechten,/ Und sprach ihrem Gebieten Hohn./ [...]

Hab´, armer Freund, dich wohl betrogen,/ Als ich mich in dein Herze stahl,

Hätt` mich fast selbst dort festgelogen/ Zu unsrer beiden Schmerz und Qual.//

Du ahntest nichts von meinen Schwingen,/ Was Schwingen hat, ist niemals treu;

Nie lässt sich in den Käfig zwingen,/ Und wär´ er golden auch, was frei./ [...]

Drum denkst du dran, dich zu vermählen,/ O Freund, befolge meinen Rat,

Schau´ sorgsam d´rauf bei deinem Wählen,/ Dass sie ja keine Flügel hat!//

Dann kannst du ruhig ihr vertrauen,/ Mit dir zu zieh´n im Ehejoch;

Auf ihre Treue Häuser bauen,/ Es blüht solides Glück dir noch.//

Nur staune nicht, wenn beimVerrichten/ Nach altem Patriarchenbrauch

Der legitimen Ehepflichten/ Dich streift ein eisigkalter Hauch.//

Es ist der Geist der alten Liebe,/ Der zieht mit leisem Flügelschlag

An deinem Herzen still vorüber,/ Dass es dir schier erstarren mag. (Elisabeth 102-  
106)

An beinahe jedem Zusammentreffen der Eheleute kam es zu Zwistigkeiten, unter anderem auch wegen der stürmischen Verehrung Heines, den „Wolkenkraxeleyen“ der Kaiserin, was sie in folgendem Gedicht verarbeitete: „Warum willst den Ochs du satteln,/ Wozu „Perles au Cochon?“/ Dulde still die Platituden,/ Die er äussert mit

Aplomb.// Critisieren, medisieren,/ Schwung und Poesie dazu,/ Ja, den Heine selbst raillieren,/ Lass` den Ochs mit seinem „Muh“.“ (Kaiserin Elisabeth 125)

Was bleibt, ist die Frage „wie weit müssen Frauen gehen, um bei sich selbst anzukommen?“ und die Antwort folgt auf dem Fuße: „Entfernungen machen sensibel, sie öffnen neue Empfindsamkeiten“ (Fischer 122) und so suchte die Kaiserin das Weite, immer auf der Suche nach sich selbst, nach dem Seelenfrieden, nach der Balance, die ihr ein ruhiges Leben ermöglicht hätten. Plakativ ausgedrückt, war sie die Frau von morgen, die sich in die Welt von gestern nicht mehr einfügen konnte und wollte, so blieb sie in Bewegung, um sich nicht verbiegen zu müssen, um in eine Nische zu passen, die die Gesellschaft ihr zuwies. „Die Leute wissen nicht, was sie mit mir beginnen sollen, [...], weil ich in keine ihrer Traditionen und längst anerkannten Begriffe hinein passe. Sie wollen nicht, dass man ihre Schubladenordnung störe. So gehöre ich denn mir ganz“. (Christomanos 247) All ihre Selbstbestimmungsbemühungen, ihre klassenkämpferischen Tendenzen und ihre eiserne Selbstdisziplin ringen der modernen Welt aus der Retrospektive Achtung und Respekt ab; in der sie beheimatenden Epoche jedoch stieß sie auf in Regeln und Normen erstarrten Konservatismus und mit der erkämpften persönlichen Freiheit kohärent waren Unglück, Unruhe und Unverständnis. „[...] ich weiß es aus Erfahrung: die wahren Tränen kann man nicht weinen, und die man weint, verrinnen alle umsonst“. (Christomanos 137)

### 3.4. Privatperson oder Politikum?

Als „Unpolitische“<sup>161</sup> ging sie in die Annalen ein, doch erscheint mir dies eine zu pauschale Aussage; gewiss ließ ihr ohnehin partielles Interesse infolge von Resignation und Frustration mit den Jahren nach, doch kann man wirklich davon ausgehen, dass eine selbstbewusste und starrsinnige Frau, die fünfzig Jahre mit einem sie vergötternden Monarchen verheiratet, und seine über diese ganze Lebensspanne einzig gleich bleibende Gesprächspartnerin war, keinerlei Einfluss auf seine politischen Entscheidungen und Regierungsfragen nahm? Wie folgende Stelle aus den Memoiren von Constantin Christomanos beweist, holte der Kaiser auch im Jahre 1891 durchaus noch den Rat seiner Gattin ein:

[Des Kaisers] Antlitz war ernst und bekümmert. Ich hörte die Namen von Staatsmännern und politischen Persönlichkeiten. Die Kaiserin hatte einen Ausdruck intensiver Aufmerksamkeit im Antlitz; [...] Dann antwortete sie dem Kaiser und unterbrach ihn des öfteren. [...] Oft zuckte sie mit den Achseln und machte eine kleine Grimasse, die sehr vieles besagte und den Kaiser zum Lachen brachte. [...] „Ich habe jetzt mit dem Kaiser Politik getrieben. Ich möchte, ich könnte helfen; aber ich kann vielleicht besser griechisch. Ich habe auch zu wenig Respekt vor der Politik und erachte sie eines Interesses nicht wert.“ (Christomanos 55).

Erwiesen ist, dass sie am Ausgleich mit Ungarn<sup>162</sup>, einer der schwerwiegendsten politischen Interventionen des Kaisers, aktiv beteiligt war. Genau genommen, war Franz

---

<sup>161</sup> Ursprünglicher Titel der Conte Corti Biographie (1934): *Elisabeth von Österreich. Tragik einer Unpolitischen*.

<sup>162</sup> Erläuterung siehe Fußnote 22.



Joseph nur eine Schachfigur, den Spielzug machte Elisabeth; ohne sie wäre er nicht zum König von Ungarn gekrönt worden; überspitzt formuliert war er ihr verzierendes und formell notwendiges Beiwerk. Sie drehte den Spieß um, der ungeliebte Kaiser erhielt nur dank der seiner Frau entgegengebrachten Liebe und Anerkennung einen neuen Staat im Krönungsakt. Sie hatte die politische Versöhnung herbeigeführt, auch wenn ihre Motivation nicht in erster Linie diplomatisch-politischer Natur war: im heißblütigen Ungarn fand sie Lust, Sinnlichkeit und Leidenschaft. Die Pußta, die Pferde, die Freiheit und exotische Verehrer ließen sie Ungarn zu ihrer neuen Wahlheimat verkünden, wo sie sich weitgehend ausleben konnte. Ist es also logisch, konstringent zu glauben, sie hätte sich ansonsten aus dem politischen Geschäft herausgehalten? Und muss nicht selbst ihr angenommenes politisches „Desinteresse“ als politisch geladen angesehen werden, denn

so sehr auch immer Elisabeth darauf pochte, eine Privatperson zu sein, so wenig war sie es. Denn ihre Funktion als Kaiserin war eine öffentliche und eine historische. Die Verweigerung, eine solche Funktion mit Pflichten auszufüllen, war zwar ein privater Entschluß, brachte aber Konsequenzen von öffentlicher Bedeutung. Denn sie hinterließ ein Vakuum an der Stelle, wo traditionsgemäß eine Kaiserin zu stehen hatte: im gesellschaftlichen, sozialen, wie familiären Leben – und dieses familiäre Leben war bei einer Kaiserin keine Privatsache. Besonders folgenreich war Elisabeths Haltung gegenüber ihrem Mann und ihrem Sohn, immerhin Kaiser und Kronprinz des nach Rußland größten europäischen Staates. (Hamann *Kaiserin wider Willen* 13)

Auch wenn sie sich öffentlich aus der Politik heraushielt, so war sie durch ihre Stellung am Hof und ganz selbstverständlich unterrichtet von politischen Vorgängen, persönlichen

Verfehlungen der Größen des regierenden Zirkels. Ihre ganz persönliche und private Auseinandersetzung mit dem Tagesgeschehen und ranghöchster politischer und gesellschaftlicher Akteure im Rahmen ihrer Gedichtsammlung spricht Bände: „Ihr lieben Völker im weiten Reich,/ so ganz im Geheimen bewundre ich euch:/ Da nährt ihr mit eurem Scheweisse und Blut/ Gutmütig diese verkommene Brut.“ (Kaiserin Elisabeth 163) Dieses mit dem Titel „Moral“ überschriebene Gedicht zeigt die liberale Einstellung dieser außergewöhnlichen Kaiserin. Sie hielt die bürgerlichen Tugenden des Liberalismus – Fleiß, Leistung, Bildung – hoch, während sie das nur auf hohe Geburt gegründete Auserwähltheitsgefühl, die Staatsform der Monarchie und das daraus abgeleitete Rechtssystem für veraltet ansah. Als geborene Wittelsbacherin und verheiratete Habsburgerin war Elisabeth keine Preußen-Sympathisantin; das Genie Otto Bismarcks wurde jedoch auch von ihr anerkannt und widerwillig zollte sie ihm Bewunderung: „Prädestiniert und sieggeweiht:/ Ziehst du, der größte Geist der Zeit,/ Geharnischt über uns're Welt,/ Völker mähend, wie dir's gefällt./ Du Eisenstern auf blut'ger Bahn,/ Unüberwindlich stets voran! -/ Wo endet wohl dein Siegeslauf?/ Führt er hinab, führt er hinauf?“ (Kaiserin Elisabeth 126)<sup>163</sup> Das Interesse an Staatsaffären hielt sich bei der Kaiserin in Grenzen, das Interesse an außergewöhnlichen Charakteren und Persönlichkeiten – auch an Akteuren der Staatsräson und der politischen Arena - war eines ihrer Steckenpferde.<sup>164</sup> Gegenüber ihrem griechischen Vorleser Christomanos gab

---

<sup>163</sup> Als 1998 das „Kaiserin-Elisabeth-Gedächtnisjahr“ ausgerufen wurde, blieb das gleichzeitige Bismarck-Jahr dem gegenüber klar auf der Strecke; schon zu Sisis Lebzeit wurde der eingeschlagene Weg offenbar: sie würde wohl in der Legende weiterleben, weniger in der Geschichte. So „überstrahlt die „Kaiserin der Herzen“ nahezu das halbe Wiener Fin de siècle: [man] feierte [...] die letzte Kultfigur der alten Monarchie; der pflichtbewußte Kaiser Franz Joseph, ihr „Männchen“, hat es ja neben ihr nicht zur Kult-, sondern nur zur Epochengestalt gebracht.“ (Lebe 1)

<sup>164</sup> Nicht nur sammelte sie über Jahrzehnte hinweg Photographien spezifischer Kategorien (extreme Schönheit, Hässlichkeit, politische oder kulturelle Importanz, etc.), sie besucht auch in jeder bereisten Stadt Irrenhäuser und Zirkusse zuerst.

sie einmal ihre eigene Definition von Politik und Politikern und ihrem Verhältnis dazu: „[...] Überhaupt ist das Ganze ein solcher Selbstbetrug! Die Politiker glauben, die Ereignisse zu führen und werden immer davon überrascht [...] Es gibt nämlich nichts Lächerlicheres als die menschliche Begeisterungen. Gerade die Begeisterten sind die unerträglichsten Leute. [...]“ (Christomanos 56-77) Generell war Elisabeth der Meinung, dass die Staatsform der Monarchie – im Besonderen die der Habsburger – „vergangener Pracht Skelett“<sup>165</sup> sei. So gab sie zu bedenken,

[...] daß nach hundert Jahren kein Mensch mehr aus unserer Zeit da sein wird, aber kein einziger – und wahrscheinlich auch kein Königsthron mehr – und alles was uns notwendig und andauernd und groß erscheint, wird nur dazu da gewesen sein, um zu jener Zeit nicht zu sein – während diese Mohnblumen hier immer da sein werden [...]“ (Christomanos 160)

Die absolutistische Monarchie hätte sich quasi selbst überlebt und gehörte einer längst vergangenen Zeit an und sei den Menschen des 19. Jahrhunderts deshalb nicht mehr gemäß:

Weshalb das viele Militär/ In Gruppen und Spalieren?

Wozu der Policisten Heer,/ Will Wien heut´ konspirieren?

O nein! Es feiert nur ein Fest,/ Ein Fest der Hof, der Adel,

Zu dem man jeden nahen lässt,/ Dess´ Stammbaum ohne Tadel.[...]

Ihr seid so stolz noch und borniert,/ Wie zu den besten Zeiten,

Wo ich [Maria Theresia] gepudert, hoch frisiert/ Im Reifrock pflegt zu schreiten.[...]

Ich rede nun zu Dir mein Sohn [Franz Joseph]/ Und Nachfolger im Reiche,

---

<sup>165</sup> (Elisabeth 139)

Der seit der früh`sten Jugend schon/ Wie ich erstrebt das Gleiche.//  
 Der seit Decenien treu sich quält,/ Rastlos und ohne Zagen,  
 Und dem doch stets der Glückstern fehlt/ Seit seinen Jünglingstagen.[...]  
 Ihr, Habsburgs Sprossen! Tretet vor/ Aus Eures Zelttes Schatten,  
 Seid heute selber Dienerchor/ Dem Volk von Gottes Gnaden (Kaiserin Elisabeth  
 339-343).

Deutlicher hätte sie ihre Verachtung für die Habsburger Dynastie kaum ausdrücken können! Interessant ist, dass sie ihren Ehemann Franz Joseph von dieser harschen Kritik ausnimmt,

sie achtete ihn, bedauerte ihn und stellte ihn nie in eine Reihe mit den Habsburgischen Verwandten und den Höflingen: er war die integre, pflichtbewußte Ausnahmeerscheinung.

„Ich hört den Eichbaum<sup>166</sup> krachen/ Bis in sein tiefstes Mark,/ Als würde er zerschlagen/ zu seinem eignen Sarg.// Der Baum muss endlich fallen,/ Er hat sich überlebt;/ Doch für den armen Vogel<sup>167</sup>/ Da hat mein Herz gebebt!“ (Kaiserin Elisabeth 139) Im *Poetischen Tagebuch* kristallisiert sich das Bild einer durchaus interessierten und engagierten Herrschergattin heraus. In der Rückschau – etwa auf die 1860er Jahre – figuriert sich eine Elisabeth, „die damals noch alles andere als politisch desinteressiert war“ (Mraz 19). Auch schien Elisabeth überzeugt von ihrer Sendung, den Habsburgerthron für ihren Sohn bewahren zu müssen – sie, die der Monarchie keinerlei Zukunftschancen einräumte. „In der Krisensituation des Jahres 1866 [...] wurde sie von der Überzeugung beseelt, für

---

<sup>166</sup> „Der Eichbaum“ steht hier für die Monarchie des Hauses Habsburg (“Nur seine Krone oben/ war noch nicht weggeweht,/ Aus dürrer Reis gewoben,/ Vergang`ner Pracht Skelett!“).

<sup>167</sup> Gemeint ist Kaiser Franz Joseph: (“Ein Vogel sass dort unten,/ “Pechvogel” nennt man ihn,/ Wohl, weil sich manche Wunden/ Durch seine Schwingen zieh`n.“).

Rudolf den Thron seiner Väter retten zu müssen. Und was keiner von der unsteten Kaiserin, die jahrelang nur mehr eine äußerst lose Beziehung zu ihrem Ehemann gehabt hatte, trat ein: Sie wich Tag und Nacht nicht von der Seite ihres Mannes und versuchte, dem Kaiser mit Rat und Tat beizustehen [...].“ (Grössing 68) Nachdem ihre „Mission“ erfüllt, die Doppelmonarchie ausgerufen und das „ungarische“<sup>168</sup> Kind geboren war, versank der Sohn wieder in der Vergessenheit.<sup>169</sup> Nach dem persönlichen Erfolg, den ihr die Durchsetzung der von ihr gewünschten Ungarnpolitik beschert haben muß, und wohl hauptsächlich bedingt durch eine ganz allgemeine Kapitulation vor dem Leben als Kaiserin und ein Versinken in Melancholie, klinkte sie sich gänzlich aus der Politik aus und zog sich ins rein Private zurück. Doch auch der völlige Rückzug aus der Welt der Staatsgeschäfte trägt politische Züge und sie blieb ihrer antimilitaristischen Gesinnung treu. „Befehle deinem Militär/ Die Waffen abzulegen,/ Gib deinem Volke heut´ die Ehr´,/Gewiss es bringt dir Segen.“ (Kaiserin Elisabeth 343) Die Kaiserin legt ihre gesellschaftspolitischen Ansichten in ihrem *Poetischen Tagebuch* dar; ihren Ehemann davon zu überzeugen, hatte sie bereits aufgegeben.

Die Grenzlinie zwischen dem Privaten und der Öffentlichkeit ist bei einer Kaiserin-Königin des ausgehenden 19. Jahrhunderts sehr schwer zu verorten, so gilt für Kaiserin Elisabeths Schriften, dass die Lokalisierung von Literatur an der Grenzlinie zwischen der privaten und öffentlichen Sphäre zu suchen ist. Ihre „häusliche Sphäre“ ragt weit in die öffentliche hinaus. Die Privatsphäre der Kaiserin ist Staatsaffäre in

---

<sup>168</sup> Erzherzogin Marie Valerie, viertes Kind des Kaiserpaares (1868-1924).

<sup>169</sup> Der seine (für ihre Schönheit gefeierte) Mutter aus der Ferne bewundernde Sohn begann in ihre Fußstapfen zu treten. Schon in jungem Jahren brachte er seine Gedanken zu Papier, die er unter einem Pseudonym veröffentlichte; hauptsächlich handelte es sich bei seinen Schriften um wissenschaftliche und politisch-revolutionäre Abhandlungen („Für sein erstes Werk „Fünfzehn Tage auf der Donau“, das 1878 anonym erschienen war, dessen Autor man aber auf Grund einer Widmung schon sehr bald erraten hatte, wurde er zum Ehrendoktor der Universität in Budapest und zum Mitglied der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien ernannt.“ (Grössing *Elisabeth und ihre Männer* 72)

zahlreichen europäischen Nationen, die das weite Herrschaftsgebiet der Habsburger ausmachen. Regierungsgeschäfte gehören zum Familienleben der jungen Kaiserin, solange sie an der Seite ihres Gemahls in Wien lebt. Der Kaiser, als erster Beamter des Staates immer im Amt, diskutiert politische, diplomatische und regierungstechnische Geschehnisse mit involvierten Gästen an der Abendtafel. So nimmt Elisabeth gezwungenermaßen Anteil an der Tagespolitik, in ihrer Funktion als Kaiserin und Gastgeberin war sie Teil der Staatsaffäre. Es gehörte ja gerade zu den Pflichten einer Kaiserin zu repräsentieren, dem Kaiser als schmückendes Beiwerk zur Seite zu stehen und allem Politischen einen Anstrich von Flair und gesellschaftlicher Koketterie zu verleihen, die „erfolgreiche Politik des Liebreizes“ (Amtmann 107) zu betreiben. Ihrem Wesen gemäß musste Elisabeth gerade das jedoch als inhaltsleere und oberflächliche Sinnlosigkeit werten; um sich der Frauenbewegung als solcher zur Verfügung zu stellen, war sie zu egozentrisch – aus demselben Grund war es ihrem Wesen fremd, sich als die aufopfernde Landesmutter zu stilisieren. Sie engagierte sich, wo immer es ihre ureigenen Interessen betraf, ansonsten war sie wenig an Öffentlichkeitsarbeit und der Erfüllung ihrer Pflichten interessiert. Und doch zeigt sich eine Politisierung der unmittelbaren Lebensumwelt und der Lebensrealität der Kaiserin, die in beide Richtungen wirkt: zum einen in der meist unbeabsichtigten Beeinflussung der Kreise, aus denen sie als Frau offiziell ausgeschlossen war und andererseits im Prozess der (gesellschafts-) politischen Vereinnahmung der privaten Angelegenheiten der Aristokratin; Kaiserin Elisabeth wurde in der Tagespresse generell eher negativ dargestellt (als Ausnahme soll im Folgenden ein Beitrag der Zeitung *Kikieriki* angeführt werden) und diente daher eher zur Polemisierung ihres Standes. Elisabeth hätte ursprünglich das Zeug zu einer huldvollen und involvierten

Kaiserin gehabt: Als die Nachricht vom überraschenden Herzschlagtod eines ungarischen Ministers zu ihr gelangt, besucht sie die Witwe Haymerle etwa vierzehn Tage nach dem Unglück im Oktober 1881:

Ein Bild des Jammers, wankt die arme Baronin der Kaiserin entgegen, und als ihr Elisabeth die Hand reichen will, sinkt die Unglückliche beim Versuch, diese gütige, milde Hand zu küssen, wie leblos zu Füßen der Kaiserin nieder. Elisabeth hebt sie auf und trägt sie fast die Stiege hinauf in ihre Wohnung. Tränen rollen über ihre Wangen, und der Ausdruck von Mitleid und Rührung in ihren lieblichen Zügen ist für jedermann, der ihn gesehen, unvergeßlich. Erregt und erschüttert verläßt sie die Witwe. „Es ist gräßlich, zu denken, daß die arme Frau, die ihren Mann anbetet, ihm flüchtig und ahnungslos adieu sagt, eine Stunde darauf heimkehrt und ihn tot findet. Der flüchtige Abschied war für ewig.“ (Corti 288)

Hier ist nichts von morbider Todessehnsucht oder Interesse am Jenseits auszumachen, kein Sarkasmus über die unsinnige Einrichtung der Ehe. Es steht als Zeichen gegen all die negativen und teils verrückten Geschichten, die schon zu Lebzeiten über sie kursierten und dafür, dass man Elisabeth wirklich zu der gemacht hat, die sie schließlich wurde. Die ständige Überformung und Überforderung ließ sie abstumpfen, resignieren und sich schließlich abwenden. Vor ihrer stillschweigenden Kapitulation erfüllte sie selektiv die ihr entgegengebrachten Erwartungen und überraschte die Kritiker mit ihrer unverbildeten Menschlichkeit, was jedoch bezeichnenderweise nur das Witzblatt *Kikeriki* erwähnenswert findet:

Die seltsame Frau/ Wahrlich, die Frau ist sonderbar,

Die ohne Scheu vor der Gefahr,/ Von Menschenliebe nur bewegt,

Trost in das Haus des Unglücks trägt./ Die, heiklich auf die Schönheit nicht,  
Auch mit den Blatternkranken spricht,/ Tränenden Blick's an Sterb'bett eilt,  
Dort bei Verlassenen verweilt.//  
Ihr Patronessen, seht euch an,/ Wie still man auch human sein kann,  
Nicht bloß bei der Musik von Strauß –/ Auch einsam in dem Krankenhaus.  
Dort Tränen trocknen, wo der Tod/ In allerlei Gestalten droht:  
So edlen und humanen Sinn,/ Lernt ihn von unsrer Kaiserin! (Corti 288)

Und etwa zwanzig Jahre später im Zusammenhang mit dem Heinrich-Heine-Denkmalstreit rühmt das *Wiener Tagblatt* 1888 die Kaiserin noch einmal mit positivem Kommentar: „In dieser finsternen Zeit des politischen Gezänks, des Streits über Nationalitäts-, Race- und Gesellschaftsfragen durchbricht die Sonne reiner Menschlichkeit die dichten Wolken. Die Kaiserin von Österreich ist es, die dieses Wunder bewirkt.“<sup>170</sup> Im Positiven wie im Negativen bedeutet diese Vereinnahmung der Privatperson durch die Presse eine Verletzung der Intimsphäre. „The personal becomes the political when one's identity [...] – an identity one shares with others – is attacked by the larger society” (Benhabib “The Personal” v). Im Zuge ihrer persönlichen Emanzipierung erstarkte ihr Eigenbewusstsein als selbstbestimmtes Individuum und die Kaiserin beharrte auf einem privaten Leben fernab der Öffentlichkeit – und sie lernte diese Forderungen adäquat anzubringen.

Das Netz von Narrativen, in das Kaiserin Elisabeth hineingeboren wurde, ergänzte sie mit Diskursen von Gender und Klasse. Sie war Autodidaktin in feministisch motivierten Diskursen, denen ihr Ehemann immer weniger entgegenzusetzen wusste, diesem Kaleidoskop von Einbindung und Ausgrenzung, überfordernder Elternrolle und

---

<sup>170</sup> Wiener Tagblatt, 15. Januar 1888; zitiert nach Ute Kröger (1989), S. 63.



untergeordnetem Frauendasein, Elitebewusstsein und Spiritismus. Anhand ihres Tagebuchs, in dem sie ihre Lebensgeschichte poetisiert, lässt sich das zunächst rein theoretische Abwägen, dann die Überwindung von gesellschaftlich-normativen Begrenzungen und schließlich das Überschreiten tatsächlicher geographischer Grenzen nachvollziehen. Ihre Erfahrungen zwangen sie zu einer rhetorischen Rekonzeptionalisierung ihres Daseins im Sinne einer Positionalisierung als Frau, Ehefrau, als Mutter und vor allem als Mitglied der obersten Elite.

Literatur ist [...] das ganze 19. Jahrhundert hindurch das dominierende, allgemein privilegierte Symbolsystem, also ein gesellschaftlich bevorzugtes und zu hoher Komplexität entwickeltes Medium der Erschließung der Welt kultureller Erfahrungen und Modellierung von erfahrener Wirklichkeit, das – trotz eines in unterschiedlicher Konsequenz und insgesamt in abnehmender Intensität gehandhabten Postulats ästhetischer Autonomie - die Darstellung, die Diskussion solcher Attribute und ihre Modifikation oder Rekombination auf ganz unterschiedlichen Ebenen erlaubt; der literarische Text ist, weit entfernt von Regelpoetik und Ständeklausel früherer Zeiten, ein Spiel- oder Experimentierfeld, auf dem auch starre Rituale [...] reinszeniert werden können. (Strobel 105)

In welchem Ausmaß die gesellschaftliche Klassenidentität Elisabeths Repräsentation und Rezeption von biographischer Erfahrung formgebend prägte und inwiefern sie als Aristokratin persönliche elitäre Erfahrungswelten in rhetorische Autorität und kulturelle Relevanz überführen konnte, zeigt sich in ihrer subjektiven, sympathiebedingten Darstellung höchster gesellschaftlicher Personen und politischer Kreise. Ihre gesellschaftliche Vormachtstellung sicherte der Kaiserin das exklusive Privileg der

Einflussnahme auf Träger politischer Würden in ihrer Umgebung, machte sie aber auch anfällig für kulturpolitische und gesellschaftliche Marginalisierung.<sup>171</sup>

### 3.5. Schönheitskult und sportliche Ekstase

Kaiserin Elisabeth lernte schnell, dass ihre intellektuellen Vorzüge bei der oberflächlichen und auf Äußerlichkeiten bedachten Klassenhierarchie des Hofes nicht zählten - wohl aber ihre viel gerühmte Schönheit. Sie war über die Grenzen Österreichs hinaus als eine der schönsten Frauen ihrer Zeit berühmt<sup>172</sup> und es wurde ihr zur fixen Idee, diese körperlichen Vorteile zu perfektionieren und zu erhalten. Dieser Schönheitskult speiste sich aus einem zelebrierten Narzissmus und führte sie in eine Machtposition, die sie erstarken ließ und ihr – gemäß Foucaults Theorie von der Macht der Sexualität – die nötigen „Waffen“ in die Hand gab: der Kaiser war seiner Frau im wahrsten Sinne des Wortes hörig; der Zwangskraft ihrer Persönlichkeit in Verbindung mit ihrer Schönheit, die sie schamlos zu emotionaler Erpressung nutzte, war er nicht gewachsen. Er hatte ihrem erstarkten Selbstbewußtsein nichts entgegenzusetzen, und gab daher ihren Forderungen, die sie 1865 in schriftlicher Form an ihn stellte, in allen Punkten nach.

---

<sup>171</sup> [...] aristocratic women's capacity for political action is characterised by the equivalent strengths and limitations of aristocratic women's authorship. Interpersonal and highly socialized modes of contact and influence opened up spheres of access and influence not available to women of other classes, but such modes were by their nature vulnerable to attack and dismissal as lacking in ideological foundations and legitimacy. Aristocratic women's writing about politics, or with politically polemical intent, however, could offer alternative models of influence [...]. (O'Connell 179)

<sup>172</sup> „Die Kaiserin ist, wie ich Dir schon öfter erzählte, ein Wunder der Schönheit – hoch und schlank, wunderschön geformt, mit einer Fülle von hellbraunem Haar, einer niederen griechischen Stirn, sanften Augen und sehr rothen Lippen mit süßem Lächeln, einer leisen wohlklingenden Stimme, und theils schüchternem, theils sehr graziösem Benehmen.“ (Briefwechsel von John Lothrop Motley, Berlin 1890, BD. 1, 174) So beschreibt 1864 der amerikanische Gesandte am Wiener Hof seiner Mutter in Übersee die Kaiserin.

Ich wünsche, daß mir vorbehalten bleibe, die unumschränkte Vollmacht in Allem, was die Kinder betrifft, (...) alles bleibt mir ganz allein zu bestimmen, bis zum Moment ihrer Volljährigkeit. Ferner wüsche ich, daß, was immer meine persönlichen Angelegenheiten betrifft, wie unter anderem die Wahl meiner Umgebung, den Ort meines Aufenthaltes, alle Anordnungen im Haus p.p. mir allein zu bestimmen vorbehalten bleibt [...]. (Hamann *Kaiserin wider Willen* 175/176)<sup>173</sup>

Diese Unabhängigkeitserklärung, die in Form eines Ultimatums gestellt wurde, war ein kolossaler Befreiungsakt, der als letzte Konsequenz von zehn bitteren Jahren zu sehen ist, die sie schließlich zwangen, in die Opposition zu gehen, wollte sie sich vor der Selbstaufgabe, bzw. Selbstvernichtung, bewahren. Als Krönung der Schönheit, die ihr diese Macht verlieh, sah sie ihr Haar (das ihr bis zu den Fersen reichte) und sie im offenen Zustand wie ein dicker, dichter Mantel einhüllte; das Winter-Gemälde in dieser Pose war Kaiser Franz Josephs Lieblingsbild seiner Gemahlin, das trotz der sehr privaten In-Szene-Setzung der Kaiserin<sup>174</sup> vor seinem Schreibtisch halb-öffentlich angebracht war.

An meinen Haaren möcht` ich sterben,/ Des Lebens ganze, volle Kraft,

---

<sup>173</sup>Zu ihren älteren Kindern unterhielt die Kaiserin ein eher kühles und distanzierendes Verhältnis: Durch das Trauma, das der Tod der kleinen Sophie in ihr auslöste, beugte sie sich dem habsburgischen Usus, die Kinder von der Mutter zu trennen und von Ammen aufziehen zu lassen, anstandslos. Gerade Kronprinz Rudolf jedoch prägte das Leben seiner Mutter in wesentlichem Ausmaß: Seine Geburt bedeutet für sie die endgültige Abkehr vom Wiener Hof; sie hatte ihre Pflicht erfüllt, das Herrscherhaus hatte seinen Thronfolger. Wie schon angemerkt bewirkte sein Freitod das gänzliche Abdriften seiner Mutter in das Schattenreich ihrer Melancholie und ihres Lebensverdrüßes. Zwischen diesen beiden Grenzpunkten läßt sich der erfüllte, triumphale und glückliche Teil des Lebens der Kaiserin festmachen. In dieser Lebensspanne zeigte sie sehr wenig Interesse an ihren Kindern, nichtssagende Briefe aus der Ferne bildeten den einzigen Kontakt. Nur einmal griff sie in das Leben am Wiener Hofe ein: als sie von dem Martyrium ihres sechsjährigen Sohnes unter dem militärischen Drill pädagogisch völlig ungeschulter Erzieher (Graf Gondrecourt sollte ihn mit Soldatenmethoden zu einem zackigen Militaristen erziehen). Siehe dazu Grössing, Sigrid-Maria (2000). *Der unverstandene – unbequeme Sohn – Rudolf*. S. 61-82) unterrichtet wurde. Sie durchbrach ihre Lethargie und stellte dem Kaiser das berühmte Ultimatum, in dem sie das alleinige Erziehungsrecht die Kinder betreffend und jegliches Recht auf ihre eigene Person forderte.

<sup>174</sup> Siehe hierzu Abbildungen der Winterhaltermalereien im Anhang.

Des Blutes reinsten, besten Saft/ Den Flechten möchte` ich dies vererben.//

O ginge doch mein Dasein über,/ In lockig seidnes Wellengold,

Das immer reicher, tiefer rollt,/ Bis ich entkräftet schlaf` hinüber! (Elisabeth *Das poetische Tagebuch* 303)

Ihr kastanienbraunes Haar war für sie nicht einfach ein Teil ihres Körpers, es hatte für sie eine fast symbolische Bedeutung; sie widmete dem Frisieren mehrere Stunden täglich und ihre Friseurin wurde zu einer ihrer engsten Vertrauten; diese kreierte eine exklusive Frisur für die Kaiserin: eine Krone, gesteckt aus ihrem eigenen Haar.

Sechzehnjährig heiratete sie einen Kaiser und nahm seine Krone an, die eine persönliche Herausforderung für sie wurde. Sie legte jedoch in der Folge die fremde Krone des Reiches ab, um ihre Selbstschöpfung mittels ihrer Haare allgemein sichtbar zu machen. Mit ihrer berühmten Frisur verband sie das Symbol herrschaftlicher Macht unzertrennlich mit ihrem Körper. (Fischer 9)

Auch in der körperlichen Ertüchtigung zeigte sich die Kaiserin als „Trendsetter“; während sie in ihren eigenen Rängen der Hocharistokratie noch auf Widersinn und Unverständnis traf, war das Zeitalter des „Mädchensports“ in der *Gartenlaube* aus dem Jahr 1870 schon offiziell eingeläutet worden:

Kraft und Anmuth in der Mädchenschule: Die Wohlthat harmonischer Erziehung nach Leib und Geist ist aber nicht nur ein Privilegium des männlichen Geschlechtes, im Gegentheil, sie muß auch der weiblichen Jugend und zwar in noch höherem Maße zu Theil werden. [...] Vom sanitarischen Standpunkte aus wurde die körperliche Ausbildung der Mädchen geradezu als unumgängliche Nothwendigkeit gefordert. [...] es [hatte] sich erwiesen, daß eine dem Wesen der

Weiblichkeit entsprechende Turnweise existiere, die auf gute Haltung, körperliche Entwicklung und Förderung des ästhetischen Gefühles von segensreichem Einflusse sei. (Keil 206)

Elisabeth war ihrem Wesen nach eine Fanatikerin; sie dachte und handelte in Extremen, so auch bei allen ihren sportlichen Aktivitäten. Wie der *Gartenlaube*-Artikel beweist, war es Frauen ab der Mitte des 19. Jahrhunderts durchaus erlaubt, sich körperlich zu ertüchtigen – nur eben in Maßen. Das aber war der Kaiserin unmöglich, sie ritt und turnte exzessiv. Nicht nur in der Hofburg hatte sie sich regelrechte „Fitness-Studios“ eingerichtet, in denen sie bis zur Erschöpfung turnte. Außerdem war sie eine „eifrige Spazierläuferin“ (Praschl-Bichler *Fitness- und Diätprogramm* Klappentext), Wanderin, Schwimmerin, Radfahrerin und Fechterin. Am berühmtesten wurde sie für ihre Kunst in allen Unterkategorien des Reitsports – „ihr Geld [hätte sie] jederzeit als Berufsreiterin verdienen können“ (Praschl-Bichler *Fitness- und Diätprogramm* 67). „Die Kaiserin ist [als hervorragende Meisterin] [...] in den weitesten Kreisen bekannt [...] [und] in England als eine vollendete Jagdreiterin bewundert, und in Wien besitzt die hohe Frau [...] eine eigene runde Manege zur Dressur ihrer Schulpferde, die sie selbst [...] ausbildet.“ (Heydebrand 31f.) An Elisabeths schlechtem Gesundheitszustand war eben gerade diese körperliche Überbeanspruchung, ausgelöst durch ihren hyperaktiven Bewegungsdrang, schuld. Ihr Selbstbild als Amazone schürte ihre Eitelkeit und sie wusste sich in Szene zu setzen:

Diejenigen, welche die Kaiserin Elisabeth als Reiterin gesehen haben, erklären einstimmig, daß es ein unvergeßlich schöner Anblick gewesen sei. Sie trug fast immer einen dunkelblauen Reitanzug, der mit Pelzwerk besetzt war, einen

niedrigen Cylinderhut und dicke Reithandschuhe. Ihr Reitkleid saß um ihre schlanke Gestalt wie angegossen [...] das Einzige, was an ihrer Tracht überflüssig erscheinen konnte, war ein schwarzer Fächer, den sie in der Hand hielt oder an einem Riemen an ihrem Sattel hängen hatte.“ (Tschudi 85)

Beim Reiten nahm sie nicht nur ihre heißblütigen Pferde an die Kandare, sondern zeigte auch an sich selbst ausgeprägte Durchsetzungskraft; bei einem (geschnürten) Taillenumfang von siebenundvierzig Zentimetern ließ sie sich kaum Raum zum Atmen, geschweige denn Luft zur Hungerperistaltik.<sup>175</sup> Vertraute der Kaiserin berichten sogar, dass sich die waghalsige Reiterin in ihre Reitkostüme einnähen ließ, „hiermit meine ich, dass der Schneider, nachdem sie die Taille angezogen hatte, den Rock daran nähte.“ (Wallersee-Larisch 43) Dieser Schlankeitswahn Elisabeths drückte sich in ihrer Garderobe aus, und um deren perfekte Passform zu gewährleisten, „gab [es] Tage, an denen sie ausschließlich von Milch lebte, an anderen wieder aß sie nur Orangen“ (Sztáray 34); jahrzehntelang leistete sie Nahrungsverweigerung und unterzog sich aus Angst „dick wie ein Faß“ (Corti 421) zu werden den abenteuerlichsten Hungerkuren.

Da in der Epoche, als Kaiserin Elisabeth lebte, das Wissen über die Ernährung noch nicht sehr fortgeschritten war, mußte sie [...] selbst in der Forschung tätig werden. Das kam ihrer Begeisterung für nutzlose Betätigungen sehr entgegen, und ihre Schöpfungskraft für Diäten [...] wuchs dabei ins Unermeßliche. Es ist unglaublich, wie viele Torturen sie dafür auf sich nahm [...] wieviel sie nicht aß und [...] wie ungesund sie sich ernährte. Grob gesprochen bildeten Kraftsuppe, Fleisch, rohes Ochsenblut, Milch, Mehlspeisen und Eiscreme die

---

<sup>175</sup> Detaillierte Ausführungen dazu siehe Praschl-Bichler (2002): *Kaiserin Elisabeths Fitneß- und Diätprogramm*, S. 65-89.

Hauptnahrungsmittel der Kaiserin. (Praschl-Bichler *Fitneß-und Diätprogramm* 170/71)

Am Anfang ihrer Ehe konnte sie noch, wie bereits erwähnt, Franz Joseph für ihre Leiden verantwortlich halten; nach der Geburt des Thronfolgers jedoch enthielt sie sich jeglichen körperlichen Kontaktes. Nachts schlief sie mit nassen Laken um die Hüften und ihr Haar wurde wie ein Rahmen um sie gelegt, damit sie nicht verfilzten; das heißt, dass sie jahrzehntelang auf gesunden Schlaf verzichtete, um ihrem Schönheitsideal zu frönen; was sie später teuer bezahlen musste: schon in mittleren Jahren quälten sie entstellende und schmerzhafte Wassereinlagerungen, Hungerödeme und extreme Faltenbildung im Gesicht, alles bedingt durch ihre mangelnde Ernährung – was sie jedoch nur zu noch mehr „schönheitsfördernden“ Maßnahmen greifen ließ!

Kein Wunder also, dass sich die Nervenkrisen häuften, ausgelöst durch ihre unvernünftige Lebensweise. Der Kaiser sorgte sich sehr um seine masochistische Frau, die ihrerseits ihr Bestes tat den Hof zu schockieren, etwa als „sie zu rauchen anfang, und das Rauchen sogar bei Ausfahrten in der Öffentlichkeit nicht unterließ“ (Müller 151-153). Auch die der Kaiserin zutiefst ergebene Gräfin Festetics konnte sich – wenn auch sehr selten – einer verhaltenen Kritik nicht enthalten; etwa als Elisabeth darauf bestand, auf rutschigen und schroffen Felsen in Griechenland auf jede Hilfestellung zu verzichten oder wenn sie ihr Gefolge durch unwegsames Gelände und düstere, dickichte Waldpartien scheuchte, das allen außer ihr Schauer über die Rücken laufen ließ: „Ein Schatten liegt über ihrer Seele [...] Glaube mir, blutige Tränen weint mein Herz [...] Dabei macht sie Dinge, dass dem Menschen nicht nur das Herz, sondern auch der Verstand stehen bleibt.“ (Grössing *moderne Frau* 201) Doch ihre

mutprobenartige Waghalsigkeit war nur die Spitze des Eisbergs, “she also enjoyed drinking beer, and smoking cigarettes or cigars, despite (or perhaps partly because of) the Archduchess’s disapproval in an age when ladies were not expected to smoke.” (Kiste 41) Skandalöses enthüllte auch der Genfer Obduktionsbericht: das „Bild auf ihrer Haut“ (Bankl 54), ein tätowierter Anker, ist dort exakt beschrieben. Dieser für eine Frau des 19. Jahrhunderts, ganz sicher aber für eine Hocharistokratin ungewöhnliche Körperschmuck und wohl auch das Symbol des Ankers für das unstete Leben seiner Ehefrau mussten den Kaiser aufs Äußerste erschüttern.

Zu der diätären Unvernunft der Kaiserin kam erschwerend noch ihre fanatische sportliche Betätigung hinzu. Wie schon bemerkt, erlebte die körperliche Ertüchtigung beider Geschlechter derzeit einen ersten Aufschwung<sup>176</sup>; allerdings ließ das selbstauferlegte Programm der österreichischen Kaiserin die zu Grunde gelegte Balance von Körper und Geist vermissen. Gymnastik und „Turnen“ als harmloser Ausgleich zur steifen Sitzhaltung erfuhr im 19. Jahrhundert plötzlich eine Durchwebung mit politischer Doktrin durch den „Turnvater Jahn“, der „eine Bewegung [...] zur körperlichen und sittlichen Erziehung zum Staatsbürger“ (Wildt 20) für alle Gesellschaftsschichten – auch das Proletariat – zu gleicher Zeit am gleichen Ort, also in traurem Nebeneinander aller Klassen, forderte. Für Frauen waren Gymnastik und Turnen tabu, nicht nur wegen der knappen Bekleidung, sondern eben auch wegen der politischen Konnotation, die vor allem im erzkonservativen Österreich ganz generell – und für eine Kaiserin ganz besonders – skandalös waren. Elisabeth ließ nichts mit dem Absolvieren ihres

---

<sup>176</sup> Jean Jacques Rousseau leitete bereits 1762 mit seinem innovativen Roman *Emile oder über die Erziehung* ein völlig neues Verständnis der Kindheit und damit der Erziehung ein: die Verbindung von geistiger und körperlicher Schulung gehörte zu seinen radikal-modernen Forderungen für ein gesamterzieherisches Konzept.



turnerischen Trainingsprogrammes intervenieren, sogar noch vor Bällen und Repräsentationsverpflichtungen war sie in ihrem Turnzimmer zu finden, wie der Vorleser Christomanos niederschrieb:

An der offenen Tür zwischen dem Salon und ihrem Boudoir waren Seile, Turn- und Hängeapparate angebracht. Ich traf sie gerade, wie sie sich an den Handringen erhob. Sie trug ein schwarzes Seidenkleid mit langer Schleppe von herrlichen schwarzen Straußfedern umsäumt. [...] An den Stricken hängend machte sie einen phantastischen Eindruck wie ein Wesen zwischen Schlange und Vogel. (Christomanos 67)

Ihrer körperlich-sexuellen Askese stellte sie eine Ganzkörperextase entgegen: durch die sportliche Betätigung kommt es zu einer Ausschüttung von Endorphinen („Glückshormonen“) und dadurch zu stimmunghebenden chemischen Reaktionen im Gehirn<sup>177</sup>; vor allem beim Reiten im Bewegungsrausch auf dem Pferderücken erotisierte sich im Ganzkörpergefühl ihre gesamte Existenz. In dem sie wie ein Berufssportler ihr gesamtes Leben nach Diätplänen und Trainingsprogrammen ausrichtete, lehnte sie jegliche Assoziation mit Weiblichkeitsmustern ab und ersetzte diese durch androgyne Rollenzuschreibungen; das Erreichen sportlicher Spitzenleistungen muss in der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts eher männlich als weiblich konnotiert, und daher im Charakterprofil einer Kaiserin als konfliktreich wahrgenommen worden sein. Franz Josephs grenzenlose Verehrung erleichterte und begünstigte Sisis Exzentrizitäten.

Sie wurde an diesem glanzvollen, aber im Lebensstil geradezu spießigen Wiener Hof um einen glanzlosen, immer mehr resignierenden, aber unermüdlich seine Pflicht erfüllenden Kaiser Franz Joseph zu einer fast unwirklich erscheinenden

---

<sup>177</sup> Serotonin ist der Name des Endorphins, das im Volksmund auch „Glückshormon“ genannt wird.

Märchengestalt, einer selbst für den Kaiser unerreichbaren, rätselhaften Frau, einem prächtigen Paradiesvogel inmitten eines Hühnerhofes. (Hamann „Einführung“ 24)

Neben ihrer jeweiligen Lieblingssportart bestand die hyperaktive Kaiserin auf mindestens einem Gewaltmarsch pro Tag. Durch ihr überdurchschnittlich schnelles Tempo ergaben sich Probleme mit dem die Kaiserin begleitenden Sicherheitspersonal, das sich meist aus Angehörigen der Geheimpolizei rekrutierte und physisch ganz einfach nicht mithalten konnte. „Oft werden die Promenaden bis zu sechs Stunden ausgedehnt, und kopfschüttelnd lässt sich der Kaiser berichten, dass es für die Polizei nicht leicht ist, für die Sicherheit [...] einzustehen, da kein Mensch im voraus weiß, wo diese Spaziergänge hinführen, weil Elisabeth meist ohne jeden Plan drauflos marschiert“ (Corti 331); ohne vorher festgesetztes Ziel musste also dieselbe Gruppe von Personal hinter ihr herlaufen, ohne sich abwechseln zu können. Es scheint berechtigt, ihr Kalkül und Absicht zu unterstellen, da ihr diese Überwachung selbstredend unlieb war. „Egal ob bei Regen, Schnee oder Sonne, mit oder ohne Wegzehrung, Rast oder Wanderausrüstung – das wenig lauffreudige Hofpersonal<sup>178</sup> hatte seiner Herrin immer und überallhin zu folgen: stundenlang und zu den außergewöhnlichsten Tageszeiten.“ (Praschl-Bichler *Fitness- und Diätprogramm* 52)

Der Regen fiel in Strömen/ Ich hatt´ kein Parapluie,

Fast könnte ich mich schämen,/ Selbst kein Chemise de nuit!//

Auch fehlten mir die Strümpfe,/ Jetzt eben höchst fatal;

---

<sup>178</sup> An dieser Stelle sei festgehalten, daß alle Begleitpersonen Elisabeths aristokratischen Familien entstammten, also einer Gesellschaftsschicht, in der man sich in dieser Epoche ausschließlich ruhigen und gemäßigten Betätigungen hingab. Damen, die diesen Kreisen entstammten, rannten üblicherweise nicht ziellos durch die Welt.

Denn Wege wurden Sümpfe,/ Der Baum zum Wasserfall. (Elisabeth 64)

Ein Wortspiel, das Elisabeths Gemüt erheiterte, ist die Gleichbedeutung des Wortes für „Nachthemd“ und „Unterwäsche“ (*chemise de nuit*), da man damals dieselbige meist als Nachtwäsche trug. „[...] bei ihren frühen Spaziergängen im Sommer zog sie die Schuhe über die nackten Füße und trug das Kleid unmittelbar auf dem nackten Körper“ (Wallersee-Larisch I 54), was selbstverständlich unsittlich und geradezu skandalös war, bedenkt man, dass oft selbst der Ehemann in jahrzehntelanger Ehe niemals den entblößten Knöchel seiner Gattin zu sehen bekam, da auch die ehelichen Pflichten im prüden neunzehnten Jahrhundert im abgedunkelten Gemach abgewickelt wurden. Auch Christomanos berichtet von Gewalttouren, denn „es wird eigentlich nicht gegangen, sondern ununterbrochen gelaufen [...] nach Preßbaum, auf den Pfalzberg bis nach Hochstraß, dann bei der hinteren Pfalzau über den Sattelberg zurück nach Preßbaum, fünfdreiviertel Stunden (das ergibt von Schloß Schönbrunn aus gerechnet eine Strecke von etwa 60 km durch den hügeligen Wienerwald und eine Laufleistung von mehr als zehn Kilometer pro Stunde. Elisabeth läuft wie noch nie.“ (Corti 330) Dass es dann in den Gemächern und Appartements der Kaiserin kaum Sitzmobiliar gab, um sich nach der Hetzjagd auszuruhen, hat Psychotherapeutin Gerti Senger folgendermaßen interpretiert:

Der Hinweis, daß es [...] keine Stühle gab, weil sie ihrerseits keine Ruhe fand und daher auch ihre Besucher zu Rastlosigkeit verurteilt waren, ist [...] aufschlußreich: Bewegliche Ziele sind schwer zu treffen. Indem Elisabeth ständig in Bewegung war, entzog sie sich nicht nur körperlich; sie war auch seelisch schwer erreichbar [...] Darüber hinaus ist dieses eigenartige Verhalten durchaus dazu angetan,

andere Menschen zu demütigen. Wer von der Kaiserin etwas wollte, mußte im wahrsten Sinne des Wortes hinter ihr herlaufen!“ (Praschl-Bichler *Mythos* 225)

Das Provokante und Provozierende im Verhalten der Kaiserin zeigte sich besonders, wenn sie sich mit etwaigen einengenden Umständen konfrontiert sah. In Mitteleuropa stieß sie damit auf Unverständnis und Ablehnung, auf ihren weiten Reisen in den Orient und nach Afrika stellte es eine unkalkulierbare Gefahr dar. Etwa bei ihrem Kairoaufenthalt, wo sie sich als inkognito in Sicherheit wiegend, durch das größte Getümmel auf Marktplätzen schob. Die zu ihrem Schutz abgestellten Beamten gaben es schnell auf, ihr zu Fuß folgen zu wollen und beobachteten sie vom Wagen aus.

Wenn man sich die Epoche und die kulturellen Umstände vor Augen hält – also die Sicht der Frau in den Augen orientalischer Männer des 19. Jahrhunderts – und dieser Tradition ihr Verhalten gegenüberstellt, dann wundert man sich, daß die Kaiserin nicht schon damals einem Attentat zum Opfer fiel. Denn Elisabeth übertrat bei ihren Reisen mit großer Leidenschaft die herrschenden Sitten und Gesetze der Länder, in denen sie sich aufhielt und fühlte sich sogar herausgefordert, diese Unart auf die Spitze zu treiben.“ (Praschl-Bichler *Fitness- und Diätprogramm* 54)

Nicht nur ihre Sicherheitsmannschaft, auch die einheimischen Führer waren es nicht gewohnt, sich von einer Frau herausfordern zu lassen und hätten ihr, wäre sie nicht von Rang und Namen geschützt gewesen, bald den Stiefel gegeben. Dem behäbigen Temperament des wohlbeleibten arabischen Führers in Kairo war die im Training stehende Kaiserin jedenfalls keine gleichwertige Partie.

Wir planten einen größeren Spaziergang zur Wallfahrtskirche von Notre Dame d’Afrique und bedurften eines guten Führers. Als der etwas behäbige, schwerfällig scheinende Mann sich vorstellte, fragten wir ihn, ob er gut zu Fuß sei. „Das wäre nicht übel“, antwortete er beleidigt, „wenn ich mit Frauen nicht Schritt halten könnte“. Mehr bedurfte es nicht – gleich war die Kaiserin zu Scherze bereit. In raschem Tempo schritten wir den [...] ziemlich steil ansteigenden Berg hinan [...] Unserem Führer sagte jedoch das Tempo gar nicht zu, immerhin fügte er sich darin. [...] Dann ging es weiter den Berg hinan. Wahrlich, es war ein mörderisches Tempo. Unser Führer pfauchte wie ein Dampfboß und schnitt ein Gesicht dazu wie einer, der nun gleich genug von dem Spaß haben wird. Und so geschah es auch; er blieb stehen und erklärte, er sei des weiteren Weges unkundig. Wir mußten also kehrt machen, um nicht ganz im Stiche gelassen zu werden. Auf dem Heimweg brachte sich der Arme nur mehr stolpernd fort, und Bitterkeit und Vorwurf sprachen aus seinem bestaubten Antlitz. (Sztáray 30f)

Obwohl ihre Gedichte für die Nachwelt bestimmt waren, von denen sie sich Verständnis und Sympathie erwartete, konnte sie doch ein gewisses Maß an Provokation nicht lassen. Denn die direkte Anrede in der letzten Zeile des folgenden Gedichtes ist nicht mehr nur Heines gebrochene Ironie als Entfremdungselement. Das Schwimmen an sich ist der Kaiserin nicht mehr exotisch und gegen die Moral gerichtet genug – solange Frau es nicht in aller Öffentlichkeit betrieb und außerdem Stillschweigen bewahrte, war es beinahe schon salonfähig. So musste die exzentrische Kaiserin eine extra Nuance hinzudichten, um es wieder „spannend“ zu machen.

Der Alte hat gerudert/ Mich in die See hinaus,  
Die war so hübsch gepudert/ Mit Wellen, weiss und kraus.[...]  
Die Arme that ich breiten/ Voll wilder Sehnsucht aus.  
Dann liess ich sacht´ mich gleiten/ Vom Boot ins Meer hinaus.//  
Und schwimmend nach dem Lande,/ So folgte ich dem Boot;  
Doch in dem Schwimmgewande .../ Drum Leser, werd´ nicht rot ( Kaiserin  
Elisabeth 230)

Die letzten Zeilen des Gedichts lassen anklingen, dass das (öffentliche) Schwimmen wegen der spärlichen Bekleidung vor allem für Damen der Aristokratie im späten 19. Jahrhundert ein heikles Unterfangen war. Es ist davon auszugehen, dass diese letzten Zeilen eher Elisabeths Freude am Kokettieren und Provozieren entspringen, als der Wahrheit. Sie wäre wohl nicht so keck gewesen, es zu wagen, sich vor einem fremden Manne im Schwimmgewand zu zeigen. Auch zeugen zahlreiche Stellen in Gräfin Sztáray's Tagebuch von den Vorkehrungen, die anderweitig zum Zwecke des Schwimmvergnügens der Kaiserin getroffen wurden. Zu den eher ausgefallenen Sportarten der Kaiserin muss das Fechten gezählt werden:

Zu Beginn des 19. Jahrhunderts kann man von einem „Fechtsport“ [...] noch nicht sprechen, zu sehr war die Fechtwaffe noch ein wichtiges Mittel der Selbstverteidigung in Krieg und Duell. Wohl war das Einüben der verschiedenen Fechtaktionen ein beliebtes Freizeitvergnügen von Adel, gehobenem Bürgertum und Militär, doch war es die Übung für den Ernstfall, die dem Fechttraining hauptsächlich zugrunde lag. (Wenusch 3)

Das kann also auf die Kaiserin nicht zutreffen – warum also begann sie diesen Sport mit sechsvierzig (!) Jahren und brachte es zu einer gewissen Meisterschaft? Praschl-Bichler sieht einen Zusammenhang mit der Fechtfähigkeit von Studentenverbänden und Bruderschaften. Die Kaiserin verfiel nämlich in ihren Mittvierzigern der Idee, irgendwo „als Studentin leben zu wollen (damit wollte sie einmal mehr die Gesellschaft reizen, denn zu ihrer Lebzeit studierten Frauen ja noch nicht).<sup>179</sup> Für ihr Studentenleben wählte sie die Universitätsstadt Heidelberg, wo sie selbstverständlich keine Vorlesungen besuchte; sie wollte sich ja nicht tatsächlich bilden, und schon gar nicht nach einem fremden, von außen aufoktruierten Curriculum; sie verfolgte nur das „Burschendasein“ der freien Studenten.

Was lehnt ihr traurig in dem Schrank,/ Ihr Freunde meiner Burschenzeit,

Wie wart ihr einst so hell und blank,/ Und wie verrostet seid ihr heut![...]

Und nun ist´s aus. Mein Arsenal/ Verlassen steht´s, vergessen hier;

Es rosten friedlich Stahl and Stahl/ Fleurets und Säbel und Rapier. (Kaiserin Elisabeth 294-296)

Wie immer kannte sie kein Maß, übertrainierte und musste in Bälde den Fechtsport einstellen, da Nervenentzündungen und Ischias eine Weiterführung unmöglich machten. Doch auch als ihre körperliche Verfassung sportliche Aktivitäten unmöglich machte, hielt die Kaiserin an ihren Diät-, Haar- und sonstigen schönheitsfördernden Maßnahmen fest, denn „die Legitimation für ihr absonderliches Leben war ihre außergewöhnliche Schönheit. Als diese schwand, hatte Sisis Leben an Sinn und Glanz verloren. Es war nicht nur der Tod ihres Sohnes Rudolf, der sie zur rastlos durch Europa wandelnden „mater dolorosa“ machte. Es war der Verlust ihres Lebenssinnes im Alter ohne

---

<sup>179</sup> Praschl-Bichler *Fitness- und Diätprogramm*. S.164 f.

Schönheit.“ (Hamann „Einführung“ 25) Kaiserin Eugénie, die der österreichischen Kaiserin einiges an Jahren voraus hatte, war mit dem Lauf des Schicksal bestens vertraut: „Alles vergeht, Jugend, Schönheit, Fröhlichkeit, aber glücklicherweise bleibt das intellektuelle Leben, dorthin kann man sich flüchten.“<sup>180</sup> (Alba 217) Auch der rumänischen Dichterkönigin diente Beschäftigung und Herausforderung des Geistes als Ventil: „Ich hätte nie in so verzweifelte Melancholie zu verfallen brauchen, wenn mir mehr Denkfreiheit gestattet gewesen wäre.“ (Carmen Sylva *Penatenwinkel* 275)

Gerade im langen 19. Jahrhundert, dem Zeitalter der Nervosität, ist häufig die Rede von Hysterie, Melancholie, einer Übersensibilität der Nerven und immer wieder von der Verrücktheit und dem Wahnsinn – vor allem dem Wahnsinn der Frau. Ganz generell hielt sich die Meinung, dass die Aristokratie (und hier ganz besonders die weiblichen Mitglieder), die durch Inzest und die häufige Verkreuzung eng verwandter Blutlinien als Klasse labil und schwächlich erschien, einen sehr ausgeprägten Hang zum Wahnsinn hatte.<sup>181</sup>

### **3.6. „Schließlich, was ist wohl Verrücktheit?“<sup>182</sup>: am Rande des Wahnsinns**

Ganz generell läßt sich eine Ursache für den aufkommenden Wahnsinnsdiskurs im 19. Jahrhundert feststellen: Das Zerfallen von Bekanntem und Gewohntem am Beginn der Moderne, die Zersetzung der gesellschaftlichen Strukturen, die sich im

---

<sup>180</sup> Kaiserin Eugénie an ihre Mutter 1863.

<sup>181</sup> In Kapitel 2 wurde ausgeführt, dass die Nervosität der „blaublütigen“ Weiblichkeit nicht nur genetisch, sondern auch pädagogisch zu erklären ist.

<sup>182</sup> (Elisabeth 114)



Freiheitsstreben des Einzelnen erfahren lassen, treiben ungeahnte Blüten: die Herauskristallisierung von neuen Obrigkeitssystemen, der Machtübernahme der bürgerlichen Schichten und ihrer Werte setzt schließlich auch den Adel dem Gefühl der Entfremdung, der Isolierung aus. Besonders empfindlich traf diese Marginalisierung die weibliche Aristokratie. Kaiserin Elisabeth trat dem Abdriften der ihr gewohnten Lebenswelt mit einem Gemisch aus Opposition und Resignation gegenüber und der nun auch die obersten Schichten erreichenden Entfremdung antwortete sie mit Flucht. Vor der erfahrbaren Überfremdung der engsten häuslichen und gesellschaftlichen Umgebung versuchte sie sich durch den Aufbruch in die tatsächliche Fremde zu schützen. Ihre unkonventionelle Lebensweise wurde ihr stets als Exzentrik, und zunehmend als Wahnsinn ausgelegt. Diese Etikettierung fügt sich nahtlos in das Ordnungssystem des ausgehenden 19. Jahrhunderts ein, wo die Analogie von Frau und Wahnsinn seit der Mitte des Jahrhunderts Programm machte. Diese angenommene Kausalkette hängt eng mit dem Objektcharakter des patriarchischen Weiblichkeitsbildes zusammen: Die geschlechtliche Asymmetrie der Subjektpositionen läßt die Frau zur Reflektions- und Projektionsfläche werden. Dabei fällt der Frau – aus der Dichotomie des Mannes als Kulturwesen und der Frau als Naturwesen – die Rolle der Nicht-Vernünftigen, also der Wahnsinnigen, gegen Ende des 19. Jahrhunderts spezifisch diejenige der Hysterikerin, zu.

Im Gegenzug sah es die feministische Kritik<sup>183</sup> als ihre Pflicht an, der Frau das Recht und den Raum zu einer Selbstrepräsentation zu schaffen; in der feministischen Umdeutung und Uminterpretation der verrückten Frau werden durch De- und Reproduktion neue Weiblichkeitsbilder und –mythen geschaffen, die an einer Neuordnung

---

<sup>183</sup> Besonders signifikant hier Helene Böhlau (1856-1940) oder Gertrud Bäumer (1873-1954).

der Geschlechter interessiert sind. In der Ausmerzung patriarchaler Weiblichkeitsmuster produziert die feministische Kritik neue Schemata<sup>184</sup>, die wiederum auf ihre politische und soziokulturelle Bedeutung hin zu hinterfragen wären. Vor allem eine Stilisierung der Frau als im gesellschaftlich-räumlichen Sinne als „Ver-Rückte“ bringt interessante Ansatzpunkte, besonders im Zusammenhang dieser Dissertation. In dem die Frau sich nämlich von der ihr zugewiesenen häuslichen Sphäre wegbewegt, ist sie für den Mann schwerer greifbar und kontrollierbar; sie entzieht sich also der männlichen Dominanz. Da dies zu Verlustängsten und Identitätskrisen auf Seiten des Mannes führen konnte, war man schnell bei der Hand mit einer Diagnose: die von ihrem angestammten Platze „verrückte“ Frau wurde als gestört, als wahnsinnig etikettiert. Annette Schlichter interpretiert die verrückte Frau in *Die Figur der verrückten Frau* in erster Linie als repräsentationskritische Figur, ihre „Analysen verdeutlichen zunächst den Zusammenhang zwischen der Marginalisierung von Frauen als Produzentinnen und der Wirkungsmacht von Weiblichkeitsrepräsentationen“ (Schlichter 21). In gewisser Weise resultiert nämlich die Reinterpretation des kulturellen Stigmas der wahnsinnigen Frau in einer Affirmation der Symbiose von Frau und Wahnsinn. Eine Politisierung erfährt der Topos in der kritischen Auseinandersetzung mit der Frauenfrage: „Autorinnen reflektieren über den Topos die Situation der Frau kritisch und nutzen die denunziatorische Potenz des Etiketts Wahnsinn im Sinne einer fortgesetzten *Querelle des femmes*.“ (Hauser 25)

---

<sup>184</sup> Hier möchte ich ganz kurz auf *The Madwoman in the Attic: The Woman Writer and the Nineteenth-Century Literary Imagination* (1979) von Sandra Gilbert und Susan Gubar hinweisen. Auch wenn der allegorische und metaphorische Rahmen des Texts heute oft als altmodisch und überholt diskutiert wird, bleibt er doch relevant und einflussreich als eine der Grundfesten feministischer Aufklärungsarbeit. (Das Original erfuhr 2000 eine Neuauflage, 2011 veröffentlichte Annette Federico *Gilbert & Gubar's The Madwoman in the Attic after Thirty Years.*)

Einer Koppelung von Weiblichkeit und Psychopathologie, wie sie im 19. Jahrhundert Gang und Gebe war, fügte die aus dem Wittelsbacher Hause stammende Habsburger Kaiserin noch das Analysekriterium der Klassengenese hinzu: als erbmassig Vorbelastete setzt sie sich ein Leben lang mit dem Topos des Wahnsinns auseinander. Sie besuchte mit einer wahren Vorliebe Irrenhäuser, sie identifizierte sich mit dem aufgrund seiner Unzurechnungsfähigkeit abgesetzten Vetter König Ludwig II, und mit einer bipolar erscheinenden Begeisterung beobachtet sie an sich selbst Merkmale und Phänomene des Wahnsinns. Darin greift sie weniger auf die zeitgenössische Amalgamierung der Wirkungszusammenhänge Frau und Instabilität der Psyche zurück, als vielmehr auf Theorien des Übersinnlichen und des Spiritismus, die sie als wissenschaftliche Dogmen begreift. Die Terminologie des weiblichen Wahnsinns in Abgrenzung zu dem Wahnsinn an sich wurde bis zum Ende des 19. Jahrhunderts an der „Krankheit Frau“<sup>185</sup> festgemacht; mit dem Aufkommen der Psychoanalyse und Freuds Theorien zur Psychiatrie zerfiel der Wahnsinn in viele verschiedene „Wahnsinne“. Während ihre Familie zeitweise tatsächlich fürchtete, sie würde dem Wahnsinn verfallen, spielte die an Extremen interessierte Kaiserin mit dem Gedanken des pathologischen Wahnsinns: sie stilisierte ihn zur Lebensphilosophie auf, nahm ihn gelegentlich als willkommene Entschuldigung; gleichzeitig fürchtete sie ihn aber auch, als Kontrollverlust oder schlimmstenfalls in der Einweisung in eine Institution, wie sie es bei ihren Vettern Otto und Ludwig sah, oder bei ihrer Schwester Sophie, die ihre ehebrecherischen Tendenzen im Irrenhaus sühnte.

---

<sup>185</sup> In Anlehnung an Esther Fischer-Homberger (1979): *Krankheit Frau und andere Arbeiten zur Medizingeschichte der Frau*.

In der Mitte des 19. Jahrhunderts wurde „der Wahnsinn zum Ausdruck eines schwachen und verwerflichen Charakters [...]. Einschreibungen der Devianz und der Unangepasstheit begleiteten maßgeblich den Auftritt dieses Wahnsinns.“ (Hauser 152)

Während der Romantik wurde Krankheit als Abstraktum und der Wahnsinn im Konkretum als „möglicher Weg in Richtung gesellschaftsferner Individuation und der Entwicklung vor allem künstlerischer Besonderheit begriffen; als erhöhter Bewußtseinszustand sollte Wahnsinn (transzendente) Erkenntnisse ermöglichen. Gegen eine bürgerliche Ästhetik des Gesunden gerichtet, wurde der Wahnsinn nachgerade zum poetischen Prinzip erhoben.“ (Hauser 153)

Das Schlagwort der „Ätiologie der betrogenen Liebe“ (Hauser 224) interpretiert Sinn und Zweck des Frauenlebens als das dem Mann in Liebe ergebene Objekt. Erfährt diese Ergebenheit durch den Betrug des Mannes ihr Ende, zerbricht die Frau daran. Dieser Sinnverlust galt in der Nachmärzzeit als folgenschwerer Auslöser des Wahnsinns in der Frau. Auch galt es als schlüssig, dass sich die in der Liebe (in der Ehe) enthaltene Sexualität nicht mit dem eindoktrinierten Tugendideal der Frau vereinbaren ließ und so eine Dichotomie in der Psyche der Frau hervorrief, was sich bereits ambivalent in der Trennung von Sexualität und Liebe (wie auch im Gegensatzpaar „Hure“ und „Heilige“) als gesellschaftliche Doppelmoral reflektiert. So galt der Wahnsinn zur Mitte des 19. Jahrhunderts als psychosoziales Syndrom, das eine politische Wertung erfuhr. Alle weiblichen und zwischenmenschlichen Belange rotierten im 19. Jahrhundert um den Körper, um die Sexualität der Frau. Die Pathologie der Weiblichkeit erfährt sich in der Abhängigkeit von der Autorität des (männlichen) Arztes. Es zeigt sich eine (er-) leidende Weiblichkeit, die gemäß dem allgemeinen Deutungsmuster des 19. Jahrhunderts, auf

Grund ihres Geschlechts immer schon am Abgrund des Wahnsinns (im Zustand der Nervosität) entlangbalancierte. Das Patriarchat installiert in der Gesellschaft generell Institutionen der Wahnsinnsproduktion: vereinfacht gesprochen verschuldet der Ehemann den weiblichen Wahnsinn, welchen die männliche Autorität des Arztes bestätigt und eine Behandlung vorschreibt, die schlimmstenfalls in der Institutionalisierung und Einweisung der Wahnsinnigen in eine geschlossene Anstalt resultiert, im vollendeten Freiheitsraub durch den Mann. Immer wieder wurde auch die Frage des Selbstverschuldens laut, namentlich die weibliche Selbstüberhebung, die sich in unpassenden (weil nicht auf Ehemann bezogene) Leidenschaften Bahn brach, oder – wie im Falle der österreichischen Kaiserin - im übersteigerten Freiheitsdrang. Eine hysterische Zersetzung des weiblichen Selbst, die sonst vor allem im devoten Katholizismus zu beobachten war und um den Sündenbegriff kreiste, zentrierte sich bei der Kaiserin um intellektuelle und physiognomische Maßwerte. Der Vorwurf moralischer Verfehlungen und Manipulationen griffen daher ins Leere – in der Validation des ausgehenden 19. Jahrhunderts entsprach die sportliche Monarchin nämlich durchaus der Maxime des Darwinismus. Das Gesunde, Starke galt als positiv und erstrebenswert, das Kranke war schwach; die athletische, drahtige Kaiserin divergierte auffallend von den schwindsüchtigen, blutarmen Aristokratinnen der europäischen reaktionären Fürstenhöfen.

Nur ihr Hang zum Fanatismus, ihr Unvermögen zur Maßhaltung machte Kaiserin Elisabeth zum Gegenstand der Wahnsinnsdiskurse: ihre selbstaufgelegten diätären und athletischen Torturen können als Belege weiblicher Opferhaltung gesehen werden: weiblicher Wahnsinn - ausgelöst durch Mann oder Gesellschaft – beginnt eben nicht

mehr in der Selbstverfehlung, sondern gelten als Konsequenz des Scheiterns an der Gesellschaft, und das teils selbstverordnete Martyrium der Frau läutete das viel zitierte Zeitalter der Nervosität ein. Wahnsinn gilt am Ende des 19. Jahrhunderts als ein Erkranken an der Gesellschaft, aber mit dem Willen zu gesunden und zu überleben: in der quälenden Umbruchzeit der Entfremdung und des Weltschmerzes dient der Wahnsinn als Resortium, als Fluchtstelle und temporäres Asyl<sup>186</sup>, eine Strategie der sich Kaiserin Elisabeth ganz bewußt schon in den 1850-er Jahren bediente. Gegen Ende des Jahrhunderts wird der Wahnsinn ganz dezidiert in literarischen Werken von Frauen<sup>187</sup> benutzt (Reuter, Dohm) zur Beschreibung der soziokulturellen Limitation der Frau, zur Mobilisierung gegen die gesellschaftspolitische Kerkerhaft im Namen von Normen und Tugenden. Das Bild der Wahnsinnigen wird zur politischen Metapher, die auf die unbedingte Notwendigkeit einer Frauenbewegung zudrängt. Interessant ist in diesem Zusammenhang auch die Doppelbedeutung des Wortes „Ohnmacht“: Verlust des Bewusstseins und gleichzeitig Hilflosigkeit gegenüber staatlich sanktionierter Unmündigkeit. Zu unterscheiden gilt es den Wahnsinn als passive Autoaggression ohne Ausbruchmöglichkeiten (vor allem im Falle der bürgerlichen Frau) von dem Wahnsinn als Abweichen von der Konformität. Letzterer wird weitläufig als Deformation des Weiblichkeitsideals gesehen – sozusagen als Zivilisationskrankheit nicht abgestumpfter und intelligenzbegabter Individuen. Diese „Zivilisationskrankheit“ ist begreifbar als natürliche Kondition, als Unterpfand der Existenz in einer moralisch überformten

---

<sup>186</sup> Berücksichtigt man, dass zu dieser Zeit das subversive Potenzial der Schriften von Möbius und Weininger ihre Auswirkungen zeigte, wundert es nicht, dass viele Frauen Gebrauch machten von diesem sanktionierten Resortium des „Wahnsinns“, einem zeitweiligen Abgeben der Verantwortung des eigenen Lebens, dessen Entfaltung der Frau ohnehin versagt wurde. Zu den Schriften Weiningers und Möbius siehe Kapitel 1 der Dissertation.

<sup>187</sup> Bekanntestes Beispiel hierfür ist Gabriele Reuters *Aus guter Familie* (1895) zu nennen. Weiterhin sind die Werke von Hedwig Dohm hervorzuheben, vor allem *Werde, die du bist!* (1894).

Aussenwelt, der (männlich konnotierten) Kulturwelt, in der die Frau als „Naturwesen“ als Fremdkörper anecken muß. In dieser Leseart wird der Wahnsinn nicht einsträngig als eine Opferhaltung der Frau im Patriarchat stilisiert, vielmehr gilt er hier als „der Weg der außergewöhnlichen Frau.“ (Hauser 368) Der Wahnsinn wird greifbar als eine Deviation des männlich konnotierten (Schöpfer-)Wahns, des Geniebegriffes. Die außergewöhnliche Frau verschafft sich in ihrer Schrift eine Stimme, in der Repräsentationstheorie des ästhetischen Typus. So läßt sich festhalten, dass die Kaiserin Elisabeth anhand dieses stark simplifizierten Rasters nicht als pathologisch wahnsinnig einzuordnen ist; vielmehr war sie sich der Diskussion um den Wahnsinn bewußt und spielte mit dem Topos, nutzte ihn zu ihrem eigenen Vorteil und behandelte ihn als Faszinosum, sowohl als soziokulturelles Kuriosum wie auch als Phänomen ihrer wittelsbachischen Familiengeschichte.

Sie lebte ausschließlich nach ihren eigenen – oft eigensinnigen – Vorstellungen und verlor dabei gelegentlich die Bodenhaftung, sie „hob ab“ und verstieg sich vollends in ihren „Wolkenkraxeleyen“ (Hamann *Kaiserin wider Willen* 371). In den Seancen und Geisterbeschwörungen war sie ganz Kind ihrer Zeit, und wie immer, steigerte sie sich ganz hinein und hatte bald viele Begegnungen der dritten Art, wie vor allem ihre Tochter Valerie in ihrem Tagebuch aufgezeichnet hat.

Ich [...] bin imstande, mit allen Seelen zu verkehren, die meiner Seele verwandt sind, auf welche ich meine eigene Seelenkraft übertragen und konzentrieren kann.

[...] Die Bilder kommen mir im wachen Zustand, ebenso wie die Erinnerung im Schlaf „Traumgebilde“ erweckt. Aber, was ich in wachem Zustande sehe, sind keine Traumgebilde, keine Halluzinationen. (Wallersee *Vergangenheit* 250)

So beschreibt Marie Valerie auch Gespräche innerhalb der Familie, die sich angelegentlich doch ernsthafte Sorgen um den Geisteszustand der Kaiserin machte: „Onkel Gackel<sup>188</sup> [...] warnte Mama davor, sich zu intensiv in die überspannten Ideen zu bohren, in denen sie lebt, denn er meint durch diesen eingebildeten Seelenverkehr [...] könne sie ihre Nerven so überreizen, dass sie am Ende noch „umschnappe“.“ (Marie Valerie 126) Es ist also kein Wunder, dass die Kaiserin, die dem stetigen Bevormundungsstreben – vor allem – von Ehemann und Bruder nicht zu entkommen schien, ihrer Nichte folgenden Rat mit auf Bräutigamschau gab: „So kann eine Frau aus unserer Welt nur einen Einfaltspinsel als Mann brauchen. Lass den Geist von außen kommen.“ (Wallersee-Larisch *Vergangenheit* 66) Denn eigentlich war der oben zitierte Karl Theodor Elisabeths Lieblingsbruder, auf dessen bürgerlichen Beruf – er war Augenarzt – sie sehr stolz war. Das Streben nach Souveränität und das stete Verfolgen des Freiheitsdrangs lag den Geschwistern im Blut und verband sie als eingeschworene Gemeinschaft<sup>189</sup>. Doch so ganz konnte sich der fortschrittliche Karl Theodor, der das Medizinstudium dem adeligen Müßiggang vorzog, den Genderstereotypen seiner Zeit nicht erwehren: „Ach die Weiber! Auch die Gescheiteste diskutiert ohne Logik“ (Blunt Wilfried 31), und so übte er Kritik an seiner literaturbegeisterten kaiserlichen Schwester, da sie ihm vorschlug, sich ebenfalls beim Spazieren in fremder Sprache vorlesen zu lassen – „man würde ja glauben, ich sei verrückt geworden“ (Redwitz 108) erhielt sie als

---

<sup>188</sup> Herzog Karl Theodor in Bayern, Bruder der Kaiserin.

<sup>189</sup> Elisabeths anderer Bruder Ludwig heiratete eine Bürgerliche und verzichtete aus Liebe zu ihr auf Titel und Erbfolge; um die Tochter, die aus dieser nicht standesgemäßen Ehe hervorging, bemühte sich die Kaiserin sehr - teils um den Hof zu brüskieren und teils, weil sie sich selbst in ihr widersah: Marie Larisch-Wallersee, die allerdings als Kupplerin in den Skandal von Mayerling involviert war und in Folge dessen die Gunst der Kaiserin verlor.



Antwort, die sie wenig beeindruckte: „Macht das etwas? Ist es denn nicht genug, wenn man selbst das Bewusstsein hat, es nicht zu sein?“ (Redwitz 109)

### 3.6.1. Mythos und Wahnsinn

Am Schnittpunkt der Diskurse von „Wahnsinn“ und „Leben und Werk der Kaiserin Elisabeth“ trifft man unwillkürlich auf die außergewöhnliche Gestalt des Bayernkönigs Ludwig II, Vetter<sup>190</sup> der Kaiserin Elisabeth. Ähnlichkeiten und Gleichheiten zwischen ihnen fielen allen Beiwohnern auf, beide, der Bayernkönig und die „sehr eigentümlich angelegte, sehr begabte Kaiserin“<sup>191</sup> waren „schön wie ein Goldfasan zwischen all den Haushühnern“<sup>192</sup>, beide gefielen sich in der Provokation ihrer Umwelt und zelebrierten ihre Exzentrizität, welche die Hofaristokratie schockieren musste. Beide liebten die Einsamkeit und die Natur, beide hassten höfischen Zwang. Sie waren bildungseifrig, belesen und antimilitaristisch. Unkonventionell, gar „absonderlich“ wurde ihr Verhalten am Hof genannt, wie Marie Wallersee-Larisch beschreibt: „In vielem war die Kaiserin Ludwig II sehr ähnlich, besaß im Gegensatz zu ihm jedoch die geistige und physische Kraft, überspannten Ideen nicht zu unterliegen. Sie pflegt halb im Scherz, halb im Ernst zu sagen: „Ich weiß, ich werde mitunter für verrückt gehalten [...]“.“ (Wallersee-Larisch 75) Während die Kaiserin den Balanceakt an der Grenze zwischen Normalität und Verrücktheit zum Spiel deklarierte, hatte der „Königsvetter“ schon in den 1870-er Jahren die Schwelle zum pathologischen Wahnsinn überquert. Bisweilen bemitleidete die

---

<sup>190</sup> Streng genommen war Ludwig II. der Neffe der Kaiserin Elisabeth – sein Vater Max I. war ihr Cousin; da sie selbst Ludwig II. stets als ihren Königsvetter tituliert, belasse ich diesen Verwandtheitsgrad.

<sup>191</sup> Graf Eulenburg. *Das Ende Ludwigs II. und andere Erlebnisse*. I, Leipzig 1934. S. 96.

<sup>192</sup> Graf Eulenburg. *Aus fünfzig Jahren. Erinnerungen des Fürsten Philipp zu Eulenburg-Hertefeld*. Berlin: 1825, S. 130.

Kaiserin ihren Vetter, weil er eben „nicht verrückt genug ist, um eingesperrt zu werden und wieder zu abnormal ist, um in der Welt mit vernünftigen Menschen zufrieden zu verkehren.“ (Festetics 18.1.1874)<sup>193</sup> Die Hofdame durchschaute Elisabeths vorgeschützte Beteuerung einer Familienähnlichkeit als was es tatsächlich war: als Entschuldigung und Ausrede für die zunehmende Isolierung ihrer eigenen Person von Hof und Familie.

Begreift man Wahnsinn als Schizophrenie, als gespaltene Persönlichkeit so erklärt sich die Verbindung der beiden Vettern auch im Topos des Mythos: während der Bayernkönig sich als „Märchenkönig“ stilisierte, einer romantisch überzogenen Version des von ihm verehrt und nachgeahmten absolutistischen Sonnenkönig Ludwig XIV, flüchtete sich Elisabeth in die Rolle der Feenkönigin Titania aus Shakespeares *Mittsommernachtstraum*, um der Realität zu entkommen. Mythen skizzieren Erklärungsansätze für Phänomene der Welt und der menschlichen Existenz. Der fundamentale psychologische Effekt des Mythos für das Individuum ist die Entlastung des Einzelnen, quasi als hypothetische Chance eine alternative Identität anzuprobieren. Ausserdem bietet sich eine Fluchtgelegenheit in die mythologisch unterlegte Phantasiewelt; in diesem imaginösen Paralleluniversum errichtete sich Elisabeth - mittels Identifikation mit Figuren der Mythologie - einen Schutzraum, der die Entfremdung durch die Moderne und die bedrohliche Neustrukturierung der Gesellschaft und damit der realen Lebensumwelt unschadbar machte.<sup>194</sup> Sie legte sich eine Auswahl an Persönlichkeiten im Innern an, die ihr in etwaigen Situationen das Überleben in der Außenwelt ermöglichten. „Wenn ich unter den Leuten mich bewege, so gebrauche ich dazu nur jenen Teil von mir, der mir mit ihnen gemeinsam ist. [...] Es ist wie ein altes

---

<sup>193</sup> Festetics, zitiert in Hamann (2004), S. 406

<sup>194</sup> Siehe dazu Robert Weimann (1977). *Literaturgeschichte und Mythologie*. S. 327 ff und Robert von Ranke-Graves (1984). *Die weiße Göttin. Sprache des Mythos*. S. 12f.

Kleid, das man von Zeit zu Zeit aus dem Schrank herausnimmt und auf einen Tag anzieht.“ (Christomanos 67) Sie kreierte das Faszinosum eines Spiegelkabinetts, die verzerrten Reflektionen einer Endzeitfrau, einer Grenzgängerin zwischen geographischer und mentaler Peripherie und Metropole, einer aus der Realität Vertriebenen.<sup>195</sup> Ihr Hang zu Mythologie und Spiritismus verklammerten sich in der alles umfangenden Trauer:

She herself once compared [Rudolf] to the son of Thetis and she wept over him in the same way as the Queen of the Sea wept over her hero son. In remembrance of her grief she had a statue of Achilles erected on the banks of the Greek Sea, where among myrtle boughs and roses Thetis lives again in the waves and mourns for ever the lost warrior and king. (Vacaresco 91-92)

Es scheint ihr auch wirklich Stütze gewesen zu sein, sich an große Gestalten der Mythologie oder der Literatur quasi anzulehnen und aus deren Umgang mit dem Schmerz zu lernen; Thetis, die ihren eigenen Sohn beweint, dessen Tod sie nicht hatte verhindern können oder Heinrich Heine, der das doppelte Außenseitertum in lyrischen Worten vorzelebrierte. Das letzte Jahrzehnt ihres Lebens verbrachte sie in einem nebulösen Dasein, in einem Schattenreich, in das nur manchmal die Realität vordrang; als Kaiserin hatte sie praktisch aufgehört zu existieren.<sup>196</sup>

---

<sup>195</sup> „Die Kaiserin gab sich [...] ganz dem Schmerz hin, legte die Trauerkleidung nicht mehr ab, rief stundenlang den Namen Rudolfs und versuchte mit ihm in ihren spiritistischen Sitzungen im Jenseits Kontakt aufzunehmen. Auf diese Weise wollte sie das sühnen, was sie an ihrem einzigen Sohn im Diesseits versäumt hatte“. (Grössing 81)

<sup>196</sup> Die einzige politische Ausnahme, zu der sie als Kaiserin-Königin auftrat, war die Millenniumsfeier in Ungarn 1897, die sie als Mater dolorosa sah: „Sie war sehr blaß; sie schien erschüttert und keines Wortes fähig; und ich sah, sie würde dieses Martyrium nicht lange mehr aushalten können [...] Sie litt unsagbar! Vor 29 Jahren hatte an dieser Stätte die heilige Krone ihre Schulter berührt. Das war angesichts Gottes die Besiegelung eines segenbringenden Friedens, dessen Genius sie selbst, dessen glückliche Hoffnung und teures Pfand ihr einziger Sohn war. Zwanzig Jahre hindurch entwarf und webte sie die strahlenden Bilder einer glanzvollen Zukunft; da, in einer Unheilsnacht, brach das Schicksal über sie herein und der Morgen fand sie beraubt und vernichtet, über die Leiche ihres einzigen Sohnes gebeugt.“ (Sztaray 142)

Verehrung und mythische Glorifizierung wurde der Kaiserin im volkstümlichen Charakter der Legendenbildung zuteil, ein Phänomen, dass sich hauptsächlich aus ihrem mysteriösen Tod speiste, das sie mit dem bayrischen König Ludwig II. gemeinsam hatte und welches beide zu für die europäische Kulturgeschichte wichtigen Persönlichkeiten machte. Vielleicht liegt hierin der Grund, warum die Kaiserin den Tod des Königs so persönlich nahm; während die Absonderlichkeit und Egomane des bayrischen Königs aus Gründen politischer Staatsräson untragbar wurde und in seiner Entthronung endete, gewährte die zweitrangige Stellung der Kaiserin als Herrschergattin ihr Schutz vor direkten Maßnahmen und Eingriffen.<sup>197</sup> So verlieh sie ihrer Empörung und Verstörung über die Brachialgewalt Ausdruck, mit der man den bayrischen Monarchen entmündigte und in einer Nacht- und Nebelaktion von seiner Bergsresidenz in das (in ein Irrenasyl umfunktionierte)<sup>198</sup> Schloß seiner Kindheit verbrachte. Als hinterhältig charakterisierte die Kaiserin die Vorgänge und als pur und edel ihren Vetter.

Schergen sandten sie und Ärzte,/ Den „Verrückten“ einzufangen,

Wie den Edelhirsch der Wilddieb/ Meuchlings fällt mit Strick und Stangen.//

Schliesslich, was ist wohl Verrücktheit?/ Thoren gibt's genug und Narren,

Diese für verrückt zu halten,/ Mag der Welt oft widerfahren.//

Selten ist die wahre Weisheit,/ Selt' ner noch Verrücktheit wahre,

---

<sup>197</sup> Ludwig II. (1845-1886) wurde am 8. Juni 1886 auf Betreiben der Regierung durch ein Ärztegremium um den Nervenarzt in einem Gutachten aufgrund von Zeugenaussagen und ohne persönliche Untersuchung des Patienten für „seelengestört“ und „unheilbar“ erklärt. Am 9. Juni 1886 wurde er entmündigt. Am 11. Juni wurde der König auf seinem Schloß Neuschwanstein in Gewahrsam genommen und in einer Nacht- und Nebel-Aktion nach Schloss Berg am Ufer des Starnberger Sees verbracht. Am Abend des 13. Juni wurden der entmündigte König und sein Arzt tot im seichten Wasser des Starnberger Sees gefunden. Bis heute ist die genaue Todesursache ungeklärt, Gerüchte reichen von Mord bis Suizid und Unfalltod. Auch ist umstritten, ob der König tatsächlich verrückt im Sinne von unzurechnungsfähig war; als sicher gilt jedoch seine Weltabkehr und Menschenscheu, die im Zusammenhang mit seiner nur schwer zu verbergenden Homosexualität gesehen wird.

<sup>198</sup> Von Schloß Neuschwanstein brachte man Ludwig zu Schloß Berg am Starnbergersee, wo man alle Türgriffe an den Türinnenseiten abmontierte und Beobachtungsfenster in sämtliche Türen des Gemaches ausschnitt, in die der für verrückt erklärte König eingekerkert wurde.

Ja, vielleicht ist sie nichts And'res,/ Als die Weisheit langer Jahre.//  
 Weisheit, die sich so geärgert/ Ob der Schändlichkeit auf Erden,  
 Dass sie weise sich entschlossen,/ Lieber selbst verrückt zu werden.//  
 Den Verrückten als Propheten/ Ehren hoch die Orientalen;  
 Aber hier in diesem Lande/ Müssen beide stürzen, fallen.“<sup>199</sup>//  
 Freiheit wollten sie mir rauben,/ Freiheit fand ich den Fluten;  
 Besser hier dem Herz erstarren,/ Als in Kerkerhaft verbluten!//  
 Und als Adlernebelseele/ Komm' ich nächtlich aus dem Grunde;  
 Um die teuren Berge dorten/ Zieh' ich dann die stille Runde!//  
 Sprach's, und schüttelnd vom Gefieder/ Sprühend hellen Silberregen,  
 In die schwarzen Wasser nieder/ Schwebt den Alpen er entgegen. (Elisabeth 114-

115)

In diesem Gedicht nimmt die Kaiserin die Identität des Bayernkönigs an, als Ich-Erzähler rätioniert sie in freiem Heine-Zitat, dass die Definition von „Verrücktheit“ im Auge des Betrachters liege. In deutlichem Bezug auf ihre eigene Situation diskutiert sie die überlebenswichtige Bedeutung der Freiheit, deren Verlust es selbst im Suizid zu verhindern wert ist. Vor seinem rätselhaften Tod, der die Phantasie der Kaiserin anregte, war sie dem bayrischen König nicht immer zugetan, zum einen natürlich, als der die Kaiserin-Schwester durch die Auflösung der Verlobung brüskierte<sup>200</sup>, und zum zweiten, wenn sie mit seinen politischen Entscheidungen nicht einverstanden war. So zeigt

---

<sup>199</sup> Freies Zitat aus Heine, H., „Reisebilder. Die Bäder von Lucca“, S. 394: „Aber die wahre Verrücktheit ist so selten wie die wahre Weisheit, sie ist vielleicht gar nicht anderes als Weisheit, die sich geärgert hat, dass sie alles weiß, alle Schändlichkeiten dieser Welt, und die deshalb den weisen Entschluß gefasst hat, verrückt zu werden. Die Orientalen sind ein gescheutes Volk, sie verehren einen Verrückten wie einen Propheten, wir aber halten jeden Propheten für verrückt“.

<sup>200</sup> Vom 22. Januar - 7. Oktober 1867 war Ludwig II mit Sophie in Bayern verlobt. Die vom König erwirkte Auflösung der Verlobung ist mit seiner Homosexualität zu erklären.

folgender Brief Elisabeths aus dem Nachlasse Ludwig II, dass die österreichische Kaiserin sehr wohl Anteil nahm an der aktuellen Politik. Sie verließ der bayrischen Handhabung der Italienfrage 1865<sup>201</sup> vehemente Kritik:

Lieber Vetter, empfangen meinen herzlichen Dank für deinen freundlichen Brief vom 4ten, und sei versichert, daß, was immer auch meine Ansichten sind, ich nie Bitterkeit oder Groll gegen dich hegen würde. Ich kann dir nicht leugnen, daß gerade von Seiten Baierns mich die Anerkennung Italiens sehr gewundert hat, denn jedes der vertriebenen Fürstenhäuser zählt Mitglieder der bairischen k. Familien, doch denke ich, müssen die Gründe, die dich zu diesem unerklärlichen Schritte bewogen haben, so wichtig sein, daß meine bescheidene Ansicht über deine Handlung bei den wichtigen Interessen und heiligen Pflichten, die du zu vertreten hast, gar nicht in Betracht kommen kann. Diese nicht einsehend bin ich doppelt gerührt über den freundschaftlichen Impuls, der dir den Brief an mich schreiben ließ, und bitte dich, was für Verhältnisse auch immer eintreten mögen, überzeugt zu sein von der innigen Liebe mit der ich an meiner Heimat hänge, und von der herzlichen, aufrichtigen Freundschaft, die ich insbesondere für dich hege. [...] [So] bleibe ich, lieber Vetter, Deine treue Cousine Sisi.<sup>202</sup>

Wie alle Belange des Lebensalltags der Kaiserin Elisabeth driftete auch die Beschäftigung mit und das Interesse für Regierungsgeschäfte und Politisches ins Private ab; auch der Kontakt zu ihrem Vetter, den sie nach seinem Tod über alle Maßen aufstilisierte, war ihr in Wirklichkeit über lange Strecken zu anstrengend und so vermied sie zeitweise ein Zusammentreffen mit ihm.

---

<sup>201</sup> Bayern erkannte 1865 das neue Königreich Italien an, das durch empfindliche Verluste von vormals habsburgisch regierten Gebieten zustande kam.

<sup>202</sup> Geheimes Hausarchiv, Kabinettsakten König Ludwigs II., 28.

Elisabeth illustrierte die Auswüchse des „nervösen Jahrhunderts“,<sup>203</sup> ausgedrückt durch ein ins Surreale und Irreale abgleitendes Gefühlsleben. Elisabeth selbst war mit Nervenkrankheit(-en), Neurosen und vor allem Anorexie geschlagen<sup>204</sup>; auch in ihrem Faible für das Übernatürliche ging sie mit der Zeit<sup>205</sup>: Elisabeth „trieb [...] mit dem Andenken an den toten „Aar“ einen Kult“ (Hamann *Kaiserin wider Willen* 418); Elisabeth und Ludwig II waren sich doch seltsam nahe durch ihr Wesen, „zwei echte Königskinder, [die] nie hätten zueinander kommen können“ (Grössing 84): In Analogie zu den Gedichten, die sich die Kaiserin (alias die Möwe)<sup>206</sup> und der König (alias der Adler) in früheren Jahren schrieben und einander auf der Roseninsel im Starnberger See hinterließen, verabschiedet sich die Möwe hier von dem stolzen Adler. Interessant ist auch, dass das Gedicht zeigt, dass es für Elisabeth keinen Zweifel an der Todesursache gab: Suizid – da ein Leben in Unfreiheit nicht lebenswert sein kann. Elisabeth reagierte auf den Tod des „Königs-Vetters“ heftigst, sie beklagte das Leben und den Tod, sie fiel der Verzweiflung anheim mit Gefühlsausbrüchen bis hin zur tiefen Ohnmacht an seinem

---

<sup>203</sup> Vgl. Joachim Radkau (1998). *Das Zeitalter der Nervosität*.

<sup>204</sup> Obwohl man mit nachträglichen medizinischen Diagnosen vorsichtig sein sollte, passt die folgende moderne Diagnose perfekt um Elisabeths überlieferte Symptome zu erklären: „[...] die Magersüchtige [reagiert] auf eine bestimmte soziokulturelle Dynamik, indem sie sich der ihr aufgezwungenen (mütterlichen) Frauenrolle verweigert und sich gegen die Familie als die materialisierte Idee dieser Rolle lehnt. [...] Beispiele aus der Anorexie-Literatur [sagen] den Anorektikern eine besondere Willensstärke, Energie, Leistungsfähigkeit, Intelligenz’ nach und [heben] ihre ‚explosive Vitalität’ hervor. [...] Zwischen Anorexie und Hysterie [besteht] ein enger Zusammenhang. [...] Anorexie [steht] in enger Verbindung mit dem Verhältnis der Frau zur Sexualität. Die Nahrungsverweigerung der Anorektikerin ist [...] eine Sexualitätsverweigerung“ (Kalayanova-Slavova 100).

<sup>205</sup> „Ein [...] Grund, warum paranormale Phänomene [...] ständig präsent waren, lag am herrschenden Zeitgeist. Denn zu Elisabeths Lebzeiten war es geradezu Mode geworden, mit der außersinnlichen Welt in Kontakt zu treten.“ (Praschl-Bichler *Die Habsburger und das Übersinnliche* 10)

<sup>206</sup> Für Elisabeth war die Möwe mehr als nur eine Allgorie; sie identifizierte sich mit dem Meeresvogel, da sie selbst so frei und ungebunden die Meere zu durchkreuzen wünschte (und schließlich tat.) So wird sie von Christomanos zitiert: „Bei jeder Reise fliegen die Möwen hinter meinem Schiffe [...] und jedesmal gibt es eine dunkle, fast schwarze darunter [...]. Diese einzige kommt dann bis knapp vor Korfu mit. Einigemal hat mich eine schwarze Möwe während einer ganzen Woche begleitet, von einem Kontinent zum anderen. Ich glaube, sie ist mein Schicksal.“ (Christomanos 88) Die Möwe war ausserdem ihr privates Siegel, das sie für sämtliche persönlichen Angelegenheiten benutzte.

Sarg, sie „stilisierte ihre Freundschaft im nachhinein zu einer Art übersinnlichen Liebe hoch und erging sich in monatelanger Trauer um ihn.“ (Praschl-Bichler *Mythos und Wahrheit* 27)

Ludwigs tragisches Ende verstärkte Elisabeths spiritistische Neigungen<sup>207</sup>, in ihrer wachsenden Verzweiflung und Isolierung erschien ihr der tote Ludwig und sprach mit ihr: Wie sie ihrer Nichte Marie berichtete, habe sie einmal ein Geräusch wie Wassergurgeln gehört, als sie im Bett lag.

„Allmählich erfüllte dieses sanfte Sickers das ganze Zimmer, und ich [Elisabeth] durchlebte alle Nöte des Ertrinkens. Ich röchelte [...] und rang nach Luft, dann schwand das Grauen, mit letzter Kraft setzte ich mich im Bett auf und atmete wieder frei. Der Mond war aufgegangen, und sein Schein erleuchtete das Zimmer [...]. Da sah ich, wie die Tür sich langsam öffnete, und Ludwig kam herein. Seine Kleider waren schwer von Wasser, das an ihm herabtriefte und kleine Lachen auf dem Parkett bildete. Sein feuchtes Haar klebte um sein weißes Gesicht, doch es war Ludwig, wie er im Leben ausgesehen hatte.“ [...] Doch während ich [Elisabeth] sprach, verschwand die Gestalt; wieder hörte ich das Tropfen eines unsichtbaren Wassers und das Gurgeln des Sees gegen das Ufer. Entsetzen fasste mich, denn ich fühlte die Nähe der Schatten jener anderen Welt, die ihre gespenstischen Arme nach dem Trost der Lebenden ausstrecken.“ (Wallersee-Larisch *Vergangenheit* 123f)

---

<sup>207</sup> Die spiritistischen Neigungen der Kaiserin waren weithin bekannt, so ist eine Korrespondenz („ein ganz vertraulicher Bericht“) überliefert zwischen dem Reichskanzler Bismarck und Fürst Eulenburg, indem es um die Frage ging, ob die Kaiserin von ihrem Medium (ihre Münchner Jugendfreundin Gräfin Paumgarten war ein „Schreibmedium“) politisch beeinflusst werde. Die Tatsache an sich, dass die Kaiserin Spiritistin war, fand keiner der Staatsmänner überraschend oder diskussionswürdig. (Hamann *Kaiserin wider Willen* 419f)



So trat sie des Öfteren mit der „verwandten Seele“ in Kontakt und schwelgte in Erinnerungen an die gemeinsam verbrachte Zeit. Beide flohen vor dem verhassten höfischen Zwang in die Einsamkeit, beide waren ruhelos, beide standen sie – der eine mehr die andere weniger – am Rande des Wahnsinns.

Weilte Elisabeth in Bayern, so kam es nicht nur einmal vor, dass ein Treffen der beiden zu mitternächtlicher Stunde arrangiert wurde. Der König trat in großem Ornat auf, verehrte seiner Angebeteten 1000 rote Rosen und saß eine Stunde lang schweigend vis-a-vis, nur um sie zu betrachten. Schlug die Uhr eins, war für beide diese „Geisterstunde“ zu Ende, stumm wie sie gekommen waren, gingen sie wieder auseinander. (Grössing *Sisi und ihre Familie* 185)

Die „beiden Königskinder“ trafen sich meist auf der Roseninsel im Starnberger See, wohin sich der menschenscheue König zurückzog, und wo auch die romantische Kaiserin im Blütenmeer der Rosen schwelgte. Dort dichtete Elisabeth, die sich oft als Möwe darstellte – auch ihr privates Siegel hatte die Form einer Möwe – 1885 folgende Verse für ihren Seelenfreund Ludwig:

Du Adler, dort hoch auf den Bergen,/ Dir schickt die Möwe der See  
Einen Gruß von schäumenden Wogen/ Hinauf zum ewigen Schnee.//  
Einst sind wir einander begegnet/ Vor urgrauer Ewigkeit  
Am Spiegel des lieblichsten Sees,/ zur blühenden Rosenzeit.//  
Stumm flogen wir nebeneinander/ Versunken in tiefer Ruh...  
Ein Schwarzer<sup>208</sup> nur sang seine Lieder/ Im kleinen Kahne dazu. (Kaiserin Elisabeth 107)

---

<sup>208</sup> Rustimo, „ein zwergenhafter, verkrüppelter junger Schwarzer, das Geschenk eines orientalischen Potentaten an die Kaiserin, die den jungen Mann wie ein exotisches Maskottchen behandelte.“ (Hamann

Ludwig antwortete:

Der Möwe Gruss von fernem Strand/ Zu Adlers Horst den Weg wohl fand.  
Er trug auf leisem Fittig-Schwung/ Der alten Zeit Erinnerung,  
Da Rosenduft umwehte Buchten/ Möwe und Adler zugleich besuchten  
Und sich beegnend in stolzem Bogen/ Grüßend aneinander vorüberzogen.  
Zur Bergeshöh zurückgewandt,/ Dankt Aar der Möwe am Dänenstrand  
Und rauschend entsenden seine Flügel/ Fröhlichen Gruß zum Meeresspiegel.  
(Elisabeth 107)

Elisabeths Auseinandersetzung mit dem Tod des Bayernkönigs war in seinem Ausmaß extrem, aber kurz. Die Seelenehe mit Heinrich Heine jedoch, begleitete sie durch ihr gesamtes Erwachsenenleben:

### **3.7. Das Poetische Tagebuch - Titanias „Abendgangerinnerungen“<sup>209</sup>**

Bevor der Seelenehe der melancholischen Kaiserin mit dem exilierten deutschen Dichter Raum gegeben wird, soll kurz auf das *Poetische Tagebuch* an sich eingegangen werden. Das literarische Vermächtnis der Kaiserin Elisabeth besteht aus „drei schwarzen Lederbänden mit Goldschnitt und Verschluss, in die die Kaiserin mit eigener Hand ihre Gedichte eintrug. Diese Gedichte stehen vom Januar 1885 bis zum Winter 1888/89 chronologisch fortlaufend [...] und sind teilweise datiert. Dadurch ergibt sich ihr Tagebuchcharakter.“ (Hamann „Einleitung“ 15) Da die Eintragungen ganz abrupt abbrechen ist anzunehmen, dass die Kaiserin nach dem Freitod ihres Sohnes im Januar

---

*Kaiserin wider Willen* 341) Aus Gründen der Schicklichkeit (Habsburger Hofrecht verbot Heiden den Umgang mit allerhöchsten Kreisen) ließ die Kaiserin den Orientalen taufen.

<sup>209</sup> (Elisabeth 78)

1889 durch den Schock und die grauenhaften Umstände sich nicht mehr in der Lage fand weiter dichterisch tätig zu sein. Die Gedichte der Kaiserin sind in vielerlei Hinsicht bemerkenswert; der künstlerisch-ästhetische Aspekt ist dabei zugegebenermaßen der qualitativ minderwertigste. Durchwegs überwiegt der inhaltliche Aspekt die technische Schwerfälligkeit der Verse: der kindlich anmutende Auszähltakt und Rhythmus, die Wortwahl aus verschiedenen Registern und Jargons genommen (oft auch Wörter aus dem bayrischen Dialekt, die allein schon aus Gründen der Orthographie schwer verständlich und wenig raffiniert wirken), die Reime unrein. Herausgegeben wurde ihr *Poetisches Tagebuch* (2003) von der Historikerin Brigitte Hamann, die diese Verse für eine genauere Analyse jedoch als zu dilettantisch erachtete.<sup>210</sup> Eine Einschätzung zur poetisch-qualitativen Wertigkeit dieser Dichtungen kann jedoch allenfalls als valide im Bezug auf textimmanente Analyse Kriterien gesehen werden, nicht aber in der Konzeption der Literaturwissenschaft als einer Kulturwissenschaft. Die enge Verknüpfung von (geschriebenem) Text und historisch sozial-politischem Kontext verspricht Resultate und ein umso fundierteres Verständnis des literarischen Materials: „The definition of what counts as worthy of being studied has surely been shifted by cultural studies, but the value of careful analysis has not“ (Kacandes 9). Weiterhin führt Kacandes aus, dass jede Annäherung an einen literarischen Text in Relation zum gesellschaftspolitischen Hintergrund der jeweiligen Zeitgeschichte zu geschehen hat, da selbst die ästhetisch-künstlerische Komponente keineswegs in einem apolitischen Vakuum entstünde. Schon als Kind schrieb Elisabeth kleine Gedichte um Freude und Kummer zu verarbeiten, doch als Frau mittleren Alters wurde ihr die Dichtkunst Lebensinhalt. In der Nachfolge des, von ihr glühend verehrten Heinrich Heine, füllte sie etwa 600 Seiten mit ihren

---

<sup>210</sup> Brigitte Hamann (2003) „Einleitung“. S. 9.

Schöpfungen, einer Art Autobiographie, in denen sie kein Blatt vor den Mund nahm und ihr eigenes Leben und die Menschen in ihrem Umfeld mit teilweise brüskierender Ehrlichkeit beschrieb. Immer öfter legte Elisabeth ihre Insignien in der realen Welt ab, „[...] das sind bunte Lappen, womit man sich behängt und Nuditäten zu verdecken glaubt. Sie ändern gar nichts an unserem Wesen [unser Inneres ist wertvoller als alle Titel und Würden.] Was an uns von Wert ist, bringen wir in das Leben mit von unseren geistigen Vorexistenzen.“ (Christomanos 145) Diese „bunten Lappen“ tauschte sie ein gegen den Blumenkranz der Feenkönigin Titania aus Shakespears *Mittsommernachtstraum*, als die sie sich in ihrem fiktiven Traumreich stilisierte - ihr kaiserlicher Gemahl wurde, so unpassend das auch für Franz Josephs Persönlichkeit war, zum Feenkönig Oberon, wahlweise auch zum Inderkönig Wiswamitra. „Feen und Zwerge, tote Helden wie Achill, vor allem aber die Gestalt des „Meisters“ Heinrich Heine füllten die letzten zwanzig Jahre von Elisabeths Leben aus. Die Menschen ihres Reiches waren ihr ebenso fern wie die Probleme ihrer Familie.“ (Hamann *Kaiserin wider Willen* 434). Unter dem Pseudonym der Feenkönigin, die für Elisabeth mehr als nur ein Dichtername war, lebte sie eine Art Doppelleben, in dem sich Realität und Phantasie vermischten. Als Titania genoss die menschscheue Kaiserin (imaginierte) Romantik, Abenteuer und Freundschaft. In ihrem eigenen Reich regierte sie Seite an Seite mit ihrem Meister und ihrer Seelenliebe Heinrich Heine, um in seinem Auftrag Gedichte zu Papier zu bringen.

Vom Abend bis zum Morgen,/ Von Früh bis in die Nacht

Muss ich stets lauschen, horchen,/ Ob du mir nichts gesagt.

[...] Mir dünkt, dass du dictierst,/ Zu schreiben nur bleibt mir;

Gedanken und Gefühle/ Wehst du auf das Papier. (Kaiserin Elisabeth 47)

Die von ihr verfassten Gedichte, die ihre Familie, die höfischen Kreise und ihr eigenes reales Leben oft sarkastisch und mit beißender Ironie beschrieben – beziehungsweise karikierten – waren nicht zur Veröffentlichung zu Lebzeiten gedacht. Sie nahm sich als Dichterin ernst und wollte auch von ihrer Umwelt dementsprechend wahrgenommen werden. Sie fühlte instinktiv, dass die Zeit für sie noch nicht reif war, so wartete sie lieber auf ein spätes Leserecho der übernächsten Generation: „ Sie will nur um Gottes willen nicht, dass sich die Welt auch über sie lustig macht wie über Königin Carmen Sylva von Rumänien, die eben Valerie ein Bild von sich geschickt hat, das denkbar lächerlich wirkt. Da sieht man sie mit „blaustrümpfig zerzaustem Haare“ in rumänischer Volkstracht, im Walde dichtend“. (Corti 314) Elisabeth empfand sich selbst als einmalig und „anders“ und hoffte auf ihre posthume Rechtfertigung durch die „Zukunftsseelen“<sup>211</sup>; darum gab sie ihr Werk zur Veröffentlichung frei: nach sechzig Jahren, von 1890 an gerechnet, sollte ihr literarischer Nachlass zu ihrer nachträglichen Rehabilitation im Volksmund beitragen. „Sehr bewusst arbeitete sie an ihrer Legende für die Nachwelt, die Legende einer wunderschönen, unverstandenen und zutiefst einsamen Elisabeth, die sich weigerte, nichts als Kaiserin zu sein. Was bleibt, ist der Mythos.“ (Hamann *Stationen* 29) Im Falle der Kaiserin Elisabeth, die im realen Leben eine historische Persönlichkeit darstellte, überflügelte der Mythos die Tatsachen; zuviele märchenhafte Adaptionen wurden veröffentlicht, die an der Lebensgeschichte der wirklichen Kaiserin manipulierten.

---

<sup>211</sup>Wie hoch Elisabeth ihre eigenen Schöpfungen, die etwa 600 Seiten einnahmen, einschätzte, zeigt die Sorgfalt, mit der sie den Verbleib ihres Tagebuches (und dessen Abschriften, die sie im Geheimen anfertigen ließ) plante, so dass zumindest eine Ausgabe sechzig Jahre nach ihrem Tode veröffentlicht werden konnte. 1890 ließ sie Originale und Drucke in einer Kasette versiegeln, versehen mit der Verfügung sie nach ihrem Tod Herzog Carl Theodor, dem Bruder der Kaiserin, zukommen zu lassen. Ihm trug sie auf, dafür zu sorgen, daß die Kasette sechzig Jahre nach ihrem Tod unbeschadet an den Schweizer Bundespräsidenten gelangte, was 1951 tatsächlich passierte. Zwar wurde die versiegelte Kasette, die ihre Gedichte enthielt 1953 in Bern geöffnet, doch sah man von einer Veröffentlichung der Gedichte zu Gunsten der Schonung des Andenkens der Habsburgerkaiserin ab. Erst 1984 gab die Historikerin Brigitte Hamann die Gedichtsammlung heraus.

Wenn von der Beziehung von *Mythos* und *Geschichte* die Rede ist, so wird Mythos zumeist mit dem Uneindeutigen oder Vieldeutigen, dem Nicht-Realen assoziiert, während der Begriff der Geschichte Eindeutigkeit, Authentizität oder wahre Beschreibung der Wirklichkeit beansprucht, sucht sich die Geschichtsschreibung ihr Material doch vorzugsweise im sogenannten Faktischen. Und während die Geschichtsschreibung auf eine möglichst genaue Datierung ihrer Ereignisse aus ist, verhalten Mythen sich gegenüber der historischen Zeit indifferent, verbinden sie doch die Vergangenheit [...] mit der Gegenwart. Solcher Gegensatz verkennt aber die Dialektik von Mythischem und Historischem, denn *die* Geschichte, d.h. unser Bild von der Geschichte, entsteht aus vielen Geschichten als Abstraktion und Vergessen und sie wird – hat sich eine Version einmal etabliert – in der Form von Legenden, als Mythos tradiert.

(Weigel *Medusa* 270)

Die Version der Lebensgeschichte der unglücklichen Kaiserin, die sich im Volksmund hält, hat mit der wirklichen Elisabeth, wie sie uns im *poetischen Tagebuch* entgegentritt, nicht mehr viel gemeinsam. Die vier Lebensjahre umfassenden und beschreibenden Gedichtbände der Kaiserin Elisabeth sind ein intensivst geführtes intimes Tagebuch, indem sich Aussagen der Kaiserin über sich selbst, ihre Familie, die Gesellschaft ihrer Zeit und das Leben am Wiener Kaiserhof befinden, die ein ungewolltes Eigenportrait - im Sinne eines Psychogrammes - der Kaiserin skizzieren. Die sich in ihrem fünften Lebensjahrzehnt befindliche Kaiserin zeichnet ein schonungslos spöttisches Bild ihrer höfischen Lebenswelt – unbewusst charakterisiert sie sich dabei selbst als „eine Kaiserin, die es ablehnte, Kaiserin zu sein und es vorzog, als unbeschäftigte einsame Frau ihren

Liebhabereien nachzugehen und über ihr Amt zu spotten.“ (Hamann „Einleitung“ 10) Sie karikierte Politiker, Adelige, Familienangehörige und es bereitete ihr höchstes Vergnügen die von ihr geschaffenen Parodien der Nachwelt zu überliefern.

Wird mir die Welt zu bitter, / die Menschen zu fatal,

[...] Ich flieh die bösen Zwitter/ Und die Canaillen all`.

[...] Ich aber web` euch Kappen/ Und näh auch Schellen dran;

Als Narren geht ihr dann herum,/ Man schaut sich lachend nach euch um;

Und seid ihr längst begraben,/ Sie klingeln selbst noch dann (Kaiserin Elisabeth 265).

Bereits als Kind und als junges Mädchen bediente sie sich des Dichtens als Therapie, arbeitete so Liebeskummer, Heimweh und die ersten Erfahrungen der „Kerkerburg“ in Wien auf. In den glorreichen Jahren – als voll erblühte Schönheit und bewunderte Reitsportlerin –

hatte sie kein Bedürfnis, sich in Versen zu trösten oder zu bestätigen: sie hatte anderes zu tun und genoß ihre Triumphe. Erst als sie sich den Fünfzigern näherte, ihre Schönheit trotz aller Anstrengungen im Schwinden war, die Gicht sie derart plagte, dass sie das geliebte Reiten aufgeben musste, außerdem ihr kaiserlicher Gatte (mit Elisabeths aktiver Unterstützung) seine Liebe zu [...] Katharina Schratt pflegte, begann die Kaiserin wieder zu dichten. Und diese [...] intensiv betriebene Beschäftigung war wieder so wie die der [...] unglücklichen kleinen Sisi: der Ausdruck von Isolation, Kummer, Einsamkeit. (Hamann „Einleitung“ 14).

Ihre Gedichte waren ihr „Seelenkinder“<sup>212</sup>, die dem gemeinsamen Schöpfungsakt des Dichters Heine und der Kaiserin entsprangen. Das *poetische Tagebuch* ist unterteilt in die zwei abgeschlossenen Bände „Nordsee“ und „Winterlieder“ – ein dritter (nur handschriftlich überlieferter Band) „drittes Buch“ blieb unvollendet und ohne Titel. Es handelt sich dabei um Träger einer „höchst diffizile[n] und spezielle[n] Geschmackskultur des höchsten Standes kurz vor seinem Untergang“ (Kruse „Mich dünkt, dass Du dictierst“ 43). Der konkrete Inhalt der Gedichte reicht von Naturbetrachtungen über antiklerale, antimonarchische, antiaristokratische Nuancen hin zu Denunziationen von einzelnen Persönlichkeiten des Staatszirkusses, der Habsburger Familie und der Hofgesellschaft. Ein beständiges Thema ist das Leitmotiv der leidend-ätherischen Frau, die unglückliche Ehe des Kaiserpaares, ihre Seelenliebe zu Heinrich Heine, Ratschläge an ihre Lieblingstochter Marie Valerie und ganz allgemein Phantastereien und Gegebenheiten in und um ihre eigene Traumwelt. Der Kaiserin Aussagen über Politik und die Aristokratie ihrer Zeit sind nicht zuletzt deshalb so bedeutend, da es ihrer nicht allzu viele gibt, da die Zensur und eingeschränkte Pressefreiheit diese direkten und wahrhaften Berichte verbot (und Angehörige der Hofgesellschaft in ihren Briefen und Tagebüchern zu loyal und dezent waren, um Skandale und Fehlritte festzuhalten).

Elisabeths Dichtungen sind ganz im Sinne der im 18. Jahrhundert vorherrschenden Erlebnispoesie gehalten, sie verarbeitete subjektiv nur ihre eigenen

---

<sup>212</sup> So dichtet die Kaiserin an ihren Meister: „Es schluchzt meine Seele, sie jauchzt und sie weint,/ Sie war heute Nacht mit der Deinen vereint;/ Sie hielt dich umschlungen so innig und fest,/ Du hast sie an Deine mit Inbrunst gepresst./ Du hast sie befruchtet, Du hast sie beglückt,/ Sie schauert und bebt noch, doch ist sie erquickt./ O könnten nach Monden aus ihr auch erblüh'n/ So wonnige Lieder, wie Dir einst gedieh'n! –/ Wie würde sie hegen, die Du ihr geschenkt,/ Die Kinder, die Du, Deine Seele getränkt.“ (Elisabeth 173)



Erfahrungen und Alltagsprobleme, durchbrochen allein von Natur- und Landschaftsbeschreibungen. Ruhe fand die nervlich angegriffene Elisabeth nur in der Natur, wo sie ungestört ihren Träumereien nachhängen und des „Meisters“ Eingaben folgen konnte.

Mein Felsgemahl

Auf Flügeln meiner Lieder/ Steig ich den Berg hinan,

Und wieder, immer wieder/ Zieht's mich dieselbe Bahn.//

Für mich im Thal kein Bleiben;/ Mein Berg ruft, unversäumt

Soll ich die Lieder schreiben,/ Die ihm heut' Nacht geträumt.//

O könnt' ich sie nur geben,/ Wie er sie mir dictiert,

Aus Tannenduft sie weben,/ Mit Gletschereis filtriert!//

Aus Sonnengold sie spinnen/ Mit Alpenrosenduft;

Doch ach! Wie oft zerrinnen/ Sie mir doch in der Luft!

Und ward ich recht geschunden/ Dort, in dem fernen Thal,

Dann pflegt' er meine Wunden,/ Mein Berg, mein Felsgemahl.//

Stets hab' ich Trost gefunden/ An seinem treuen Stein

Nach all' der Drangsal unten,/ Der grausen Not und Pein. (Kaiserin Elisabeth

117)

Bei Heine dagegen, beschränkt sich die Thematik nicht nur auf seine ureigensten Empfindungen. Die Kaiserin ließ sich von Heines Lyrik inspirieren, setzte sich in der Zweckverbundenheit ihrer Gedichte jedoch von ihm ab: sie schrieb, um Sachverhalte darzustellen, nicht um sich künstlerisch-ästhetisch zu verwirklichen; ihre Dichtung war ihr das benötigte Sprachrohr, eine ästhetische Brechung der Information; durch die

lyrische Überformungen verlor ihr Spott etwas an Schärfe – als Rechtfertigung diene ihr wie schon gesagt die angebliche Urherberschaft Heines. Während Elisabeth ganz in ihrer Scheinwelt aufging, ist sich Heine der Diskrepanz zwischen beiden Welten bewusst, für ihn hatte das Dichten ja auch die Aufgabe, zum Verdienen seines Lebensunterhaltes beizutragen, wogegen Elisabeth als Monarchin finanziell abgesichert war. Heines Ansichten über die Kunst des Dichtens und dessen Stellenwert im realen Leben weichen daher von denjenigen der Kaiserin von Österreich ab: „Kunst ist der Zweck der Kunst, wie Liebe der Zweck der Liebe, und gar das Leben der Zweck des Lebens ist“.<sup>213</sup> Elisabeth würde diesem Ausspruch wohl nicht zugestimmt haben; ihrer Ansicht nach ist „die Kunst die Schöpfung unserer Sehnsucht nach der Existenz, wie sie uns sein sollte“ (Christomanos 84) und „[...] der Abglanz des inneren Lebens“. (Christomanos 114)

Soweit es meine Forschungsarbeit betrifft, gilt das *Poetische Tagebuch* als historische Quelle; trotzdem muß darauf hin gewiesen werden, dass es sich um Dichtungen handelt; auch wenn diese Texte im Sinne von Kultur-Text, also primär kontext- und inhaltsbezogen gelesen werden, ist es doch bemerkenswert, dass die Kaiserin für ihren geistigen Nachlass nicht die zu der Zeit viel prominentere Form der Briefkultur wählte.<sup>214</sup> Der Grund dafür ist wohl in der überspannten Selbsteinschätzung der Kaiserin zu finden, die in Kombination mit ihrer Realitätsflucht und Seelenehe mit Henrich Heine die Gedichtform als einzig mögliches Memoirenprofil erscheinen ließ. Ausserdem wurde sie eigenen Angaben gemäß erst durch das Zusammentreffen mit der bereits damals schriftstellerisch tätigen Carmen Sylva zum Schreiben inspiriert.<sup>215</sup> Auch

---

<sup>213</sup> Heinrich Heine an Gutzkow, 23. August 1838, in: Bernd Kortländer, „Heinrich Heine“, S. 82.

<sup>214</sup> Wie es etwa Rachel Varnhagen oder auch Bettina von Arnim taten. Eine Großzahl der Romantiker hinterließen ästhetisch überformte und edierte Briefe.

<sup>215</sup> 1884 kamen Kaiserin Elisabeth und die rumänische Königin in gegenseitigen Besuchen zusammen.

würde nur eine kunstvolle literarische Form der schriftlichen Erinnerungsfixierung die Rezipierung und die Profilierung der Autorin als (Privat-) Person und nicht vornehmlich als adelige Würdenträgerin, sprich Kaiserin, anlegen. Elisabeths Ziel war es eben sich als Individuum zu rechtfertigen und darzustellen, nicht als Kaiserin.<sup>216</sup> Mit einem Schmunzeln berichtet sie in ihrem Tagebuch vom Besuch Titantias in Carmen Sylvas Märchenwald 1887<sup>217</sup>:

[...] Und [Carmen Sylva] liest mit hehren Gesten/ Märchen ihres Königreiches;[...] Vom Affekte hingerissen,/ Ist antik fast ihr Gebaren;/ Aus den weissen Mähnenhaaren/ Hat den Kamm sie jetzt gerissen.// Diese flattern wild im Winde/ Um die königliche Stirne;/ [...] Eh´ die Sonne hoch gestiegen/ Muss Titania heute scheiden,// [...] „Nicht den Hof wollt´ ich besuchen,/ Auch zur Königin nicht gehen;/ Nur die Dichterin zusehen/ Kam ich, Carmen Sylva suchen.“// So Titania; und es sanken/ In die Arme sich die Beiden/ Und gestanden sich beim Scheiden,/ Wie verwandt sie in Gedanken.// „Und mein Werk werd´ ich betreiben,/ Du gabst mir dazu Ideen,/ `Übern Widersinn der Ehen´,/ Heut´ noch mach´ ich mich ans Schreiben.“/ [...] (Kaiserin Elisabeth 196-207)

Elisabeth umgab sich derzeit bereits nur noch mit Peronen, denen sie sich verbunden fühlte; die rumänische Königin war bereits zu Lebzeiten eine bekannte Autorin. Anders als Elisabeth benutzte sie ihre Schriften zu Gunsten ihres Landes, etwa wenn sie rumänische Volksmärchen ins Deutsche übertrug, oder mit ihren selbstverfassten Fabeln

---

<sup>216</sup> Brigitte Hamann bringt in ihrer Einleitung zum *Poetischen Tagebuch* den Hinweis, dass 1883 *Deutsche Fürsten als Dichter und Schriftsteller* von Franz Xaver Seidl veröffentlicht wurde. Einige der dichtende Familieinmitglieder der Kaiserin (z.B. König Ludwig I. von Bayern) und ihre Dichterfreundin Königin Elisabeth von Rumänien, was den Ehrgeiz der österreichischen Kaiserin geweckt haben soll es ebenfalls zu literarischem Ruhm zu bringen.

<sup>217</sup> Sie besuchte die rumänische Königin auf Schloß Pelesch in den Karpathen (etwa 3 Stunden von der Hauptstadt Bukarest entfernt).

und Geschichten. Obwohl es stets schien, als ob Elisabeth sich eines Schmunzeln ob der dramatischen Theatralik ihrer Dichterfreundin nicht erwehren konnte, war sie ihr in Freundschaft zugetan. Die Kaiserin befand sich zu ihrer Lebensmitte in einer ernsthaften Krise: Der Zauber ihrer Schönheit war gewichen, körperliche Gebrechen machten sportliche Betätigungen beinahe unmöglich. Isoliert, marginalisiert und nervös suchte sie Trost bei der Gleichgesinnten und in ihren Schriften.

### 3.7.1. Psycho-Hygiene: Dichten für die Zukunftsseelen

Nachdem die Kaiserin sich ihre Unabhängigkeit und Reisefreiheit ertrotzt hatte und bevor der Suizid des Thronfolgers den letzten Lebensfunken in ihr erlöschte, nahm sie das Schreiben als Ventil und Selbsttherapie auf. Neben dem Verfassen eigener Gedichte übersetzte die Kaiserin klassische Werke der Weltliteratur in die jeweils von ihr zu perfektionierenden Sprache<sup>218</sup>. „Es ist so heilsam, sich mit etwas recht Schwerem plagen zu müssen, um darüber die eigenen Gedanken zu vergessen.“ (Redwitz 69) In ihren Gedichten mischten sich Realität, Phantasie und mythische Legenden. Am deutlichsten kommt dies zu tragen in ihrem Gedicht „Mondspuk“<sup>219</sup>, in dem sich die Dichtende dreifach darstellt: als sich selbst, als Titania und als Braut des Achill.

In dem hellen Mondenscheine/ Stand ich sinnend am Verdeck,  
Gauckelnd auf der Silberfläche/ Schwammen die Gedanken weg./  
Da am lichten Horizonte,/ Nahten sich Schiffe zwei; [...]  
Das zur Rechten war das grössre,/ und ein kleines Paradeis [...]/

---

<sup>218</sup> Constantin Christomanos gab 1893 Elisabeths neugriechische Übersetzung der Paul Heyse Novelle *Die Einsamen* in Athen unter dem Pseudonym „Gloriette“ heraus!

<sup>219</sup> Kaiserin Elisabeth, Griechenland im Oktober 1885: *Poetisches Tagebuch*, S. 93-95.

Lieulich wanden an den Masten/ Blumenketten sich entlang, [...]  
Abseits ruhten zwei Gestalten/ Unter goldgesticktem Zelt,/ [...]  
Zärtlich, weltvergessend, liebend/ Hielten sie umschlungen sich; / [...]  
Um die jungen Schultern strömten/ Flechten, Locken, rötlich blond,/  
Und ihr zartes blasses Antlitz/ Schaute träumend in den Mond./  
Seinen Nacken leicht umwunden/ Hielt ihr voller weisser Arm,/  
Ihre roten Lippen glühten/ Liebesheiss und lebenswarm./ [...]  
Plötzlich, wehe! Dass ich´s schaute,/ Traf ihn voll des Mondes Glanz,  
Eines Esels Haupt, das trug er, / Frisch geschmückt mit Blütenkranz./  
Und wie ich, von Schreck ergriffen,/ Ab mich wandte rasch und wild,/  
Gleitet mir zur linken Seite/ Noch ein Schiff, ein Nebelbild. / [...]  
Zwei Gestalten auf dem Schiffe/ Standen sie, doch Seelen nur.  
Er, mit seinem Speer und Schilde,/ eine herrliche Contour. / [...]  
Fest an seine Brust genommen,/ Ruht die zweite Seele dort, / [...]  
Schaun musst´ ich, wie versteinert,/ Schauen starr und unverwandt,  
Schien mir doch des Weibes Seele,/ Einem Traumbild gleich, bekannt./  
Ja wahrhaftig, jetzt erkannte/ Ich sie dort und ich sie hier;  
Oder war´s des Teufels Blendwerk,/ Der sein Spiel nur trieb mit mir?/  
Bald zur Rechten, bald zur Linken/ Irret mein entsetzter Blick,  
Bis ich endlich greife, taste/ Fragend nach mir selbst zurück./  
Bin ich´s? War ich´s? Wo ist Lösung?/ Bin ich selbst vielleicht nicht mehr?  
Alle meine Sinne irren,/ Auf den Wellen frei umher. / [...]  
Händeringend schrie und brüllte/ Ich hinaus ins weite Meer:

„Kehrt zurück, ihr, meine Sinne;/ Denn mich quält ein Dämonheer.“ (Elisabeth 93-95)

Dieses sehr stimmungsvolle Gedicht illustriert sehr schön die innere Zerrissenheit der Kaiserin; auch stellt die Abhandlung der Thematik klar, dass die Kaiserin keineswegs wirklich wahnsinnig war, sie war sich ihres Abdriftens in die Phantasie voll und bewusst – wie mit allen transzendenten Phänomenen spielte sie vielmehr mit dem Gedanken und malte sich die Folgen einer geistigen Umnachtung in den verschiedensten Farben und Schattierungen aus. Im Falle der Kaiserin waren diese mythischen Denkmuster Lebenshilfen – aber mehr im Sinne einer Rollenzuschreibung in ihrer eigenen utopischen Parallelrealität, weniger als Mechanismus ihren Ausgleich in der realen patriarchalen Welt zu suchen. 1885, als dieses Gedicht entstand, befand sich die Kaiserin bereits ständig auf Reisen und beugte sich in nichts einer etwaigen männlichen Bevormundung.

In ihrer Lebensmitte hatte die „moderne“ Kaiserin jegliche Versuche aufgegeben, um die Gunst ihrer Untertanen und ihrer Familie zu feilschen. Wie Kaiserin Eugénie hat Kaiserin Elisabeth zu den „meistgeschmähten und verleumdeten Frauen des 19. Jahrhunderts gehört“ (von Boehm 101)<sup>220</sup>. Elisabeth richtete ihren Ehrgeiz, gefeuert von der lange überschrittenen Frustrationstoleranz durch Unverständnis und Ignoranz, auf die „Zukunftsseelen“.

An die Zukunfts-Seele

Ich wandle einsam hin auf dieser Erde, / Der Lust, dem Leben längst schon  
abgewandt;/ Es teilt mein Seelenleben kein Gefährte,/ Die Seele gab es nie, die  
mich verstand. [...]// [...] Das Pferd, dies irdisch Kleinod meiner Seele,/ Durch

---

<sup>220</sup> In *Die Mode. Menschen und Moden im neunzehnten Jahrhundert* tauchen Bilder und Fotografien der beiden Kaiserinnen als Trendsetterinnen der Modeerscheinungen und als Idealvorbilder an Schönheit am häufigsten auf.

höhere Mächte ward es mir vertauscht;/ Es trat das Flügelross an seine Stelle,/ Und  
meine Seele flog nun wie berauscht;// [...] Entfalten kann mein Geist die  
Schwingen freier,/ Fremd sind ihm alle Erdenseelen heut`! [...]// Und voll ist  
meine Seele zum zerspringen,/ Das stumme Sinnen ist ihr nicht genug,/ Was sie  
bewegt, muss sie in Lieder bringen,/ Und diese senke ich nun in mein Buch./ Dies  
wird sie treu durch Menschenalter wahren/ Vor Seelen, die sie heute nicht  
versteh`n;/ Bis einst, nach wechsellvollen Jahren/ Die Lieder blühend daraus  
aufersteh`n.// Ihr teuern Seelen jener fernen Zeiten,/ Zu denen meine Seele heute  
spricht/ Gar oft wird sie die euren begleiten,/ Ihr last ins Leben sie aus dem  
Gedicht. (Elisabeth 214-216)

Ihr *poetisches Tagebuch* sollte als Vehikel dienen, den Menschen der Zukunft  
Kausalitätszusammenhänge und Rechtfertigungsgrundlagen der unverstandenen Kaiserin  
näher zu bringen und nachträglich das Bild der vorletzten Habsburgerkaiserin zu  
rehabilitieren. In diesem Gedankengang zeigt sich ihre Modernität, da man sich mit einer  
eventuellen posthumen Rezeption der eigenen Werke erst seit der Neuzeit beschäftigte,  
was ein innovatives „Kunstverständnis“<sup>221</sup> nach sich zog. Als Kaiserin war ihr klar, dass  
ihr Name nicht in der Vergessenheit versinken würde; deshalb, und weil sie die scharfe  
Kritik ihrer Zeitgenossen fürchtete, schrieb sie an die Zukunftsseelen. Auch hier zeigt  
sich, dass es der manisch depressiven Kaiserin eigentlich nicht an Selbstbewusstsein und  
der Überzeugung von der Wichtigkeit der eigenen Person mangelte. Ganz im Gegenteil  
zum Zweifel am Überleben ihres schriftstellerischen Werkes, den Anna Louisa Karsch,

---

<sup>221</sup> “Survival into posterity is indeed one of the most central aspects of our modern *Kunstverständnis*, regardless of whether the work was celebrated or devalued by, or even whether it was known or unknown to, its contemporary readership. At the time of [Elisabeth’s] writing, the projection into posterity as an indication of the work’s significance was a relatively new thought. The single most important basis of this idea was the end of literary patronage in the course of the eighteenth century.” (Kord 284)

die „Deutsche Sappho“<sup>222</sup> in ihrem Gedicht *Ob Sappho für den Ruhm schreibt?* (1762) zum Ausdruck bringt:

Frau, schreib ich für den Ruhm und die Ewigkeit?

Nein, zum Vergnügen meiner Freunde!

[...] Und ach! Von alle dem, was [Sappho] so schön geschrieben,

Ist nur ein kleiner Rest für unsre Zeit geblieben!

Frau, solch ein Schicksal trifft auch meine Lieder einst!

[...] Noch ehe sich an mir die Würmer satt gefressen,

Dann, Frau, hat schon die Welt mich und mein Buch vergessen. (Karsch 74/75)

Der Dichterin Sappho von Lesbos, die aufgrund ihrer Dichtereien die zehnte Muse geheißen wird, setzte Elisabeth ein Denkmal in Reliefform in ihrem Musenschloß Achilleion. „Zahlreiche römische Dichter, unter ihnen auch Horaz, wurden entscheidend von [Sappho] beeinflusst. Nach der legendären Überlieferung stürzte sie sich [...] von einer Felsklippe in das Meer und ertrank“ (Langenfaß 33). Kein Wunder also, dass sie zu Elisabeths mythischen Lieblingsfiguren zählt. Elisabeth schrieb tatsächlich für „Ruhm und Ewigkeit“ und eben gerade nicht „zum Vergnügen ihrer Freunde“ und sie tat alles in ihrer Macht stehende, um ihre Verse dem Vergessen zu entreißen. Elisabeths Verse legen Zeugnis ab von der bipolaren Zerrissenheit, den zwei Seelen in ihrer Brust. So bewunderte sie George Sand – ebenfalls Aristokratin<sup>223</sup> mit einem unkonventionellen Lebenslauf - sehr, nannte sie oft als Vorbild für alle Frauen, doch muss sie dabei übersehen haben, dass George Sand trotz ihres bewegten Lebens auch fürsorgliche

---

<sup>222</sup> 1722-1791; aus ärmlichen Verhältnissen, machte sich durch ihre Dichtungen einen Namen in Schlesien, schließlich stand sie in Kontakt mit Dichtergroßen wie Goethe, Gleim und Lessing.

<sup>223</sup> George Sand ist ein Pseudonym für Amandine-Aurore-Lucie Gräfin Dudevant (1804-1876).



Mutter war – und anders als die junge Kaiserin – dies als Hauptlebensaufgabe sah.<sup>224</sup> Kaiserin Elisabeth konzentrierte sich vielmehr auf ihre Illusionen und Projektionen, die sie dann dichterisch verarbeitete.

### 3.7.2. Romantische Abenteuer unter dem Pseudonym der Feenkönigin „Titania“

Je älter, menschen scheuer und isolierter die Kaiserin wurde, umso mehr spann sie sich in ihre innwendige Phantasie- und Märchenwelt ein.

Nicht soll Titania unter Menschen gehen,/ In diese Welt, wo niemand sie versteht,/ Wo hunderttausend Gaffer sie umstehen,/ Neugierig flüsternd: „Seht, die Närrin, seht!“// Wo Missgunst neidisch pflegt ihr nachzuspähen,/ Die jede ihrer Handlungen verdreht;// Sie kehre heim in jene Regionen,/ Wo ihr verwandte schön`re Seelen wohnen. (Elisabeth 359)

In den Gedichten, die sie schreibt, während sie in ihrer Traumwelt weilt, wird ihr verkramptes und unreifes Verhältnis zum anderen Geschlecht offensichtlich: sie stellte sich selbst als Feenkönigin Titania dar, ihre zahlreichen erfolglosen Verehrer als Esel. Das häufig wiederkehrende Motiv ist die Einsamkeit der Königin, die aus Ermangelung eines passenden Partners keine Liebe fand.

Nur ich, die schier wie Verfluchte,/ Ich Feenkönigin,

Ich find nie das Gesuchte,/ Nie den verwandten Sinn.//

Umsonst verschied`ner Malen/ Stieg ich vom Lilienthron;

---

<sup>224</sup> So richtete sich George Sands Streben nach ihrer Scheidung danach, endlich wieder mit ihren Kinder vereint zu sein: „Sobald sie als Schriftstellerin genug verdiente, nahm sie ihre [Kinder] zu sich. [...] Sie berichtet, dass sie am Tag mit ihrer kleinen Tochter im Luxembourg-Park spazieren ging und erst abends, wenn die Kleine schlief, zum Schreiben kam.“ (Kohlhagen 46)<sup>224</sup>

Es währte mein Gefallen/ Nie lang am Erdensohn.//

In üpp`gen Sommernächten,/ Bei schwülem Vollmondschein

Dacht`oft: Jetzt hab ich den Rechten!/ Und wollte mich schon freu`n.//

Doch immer beim Morgengrauen,/ An`s Herz gedrückt noch warm,

Musst`mit Entsetzen ich schauen/ Den Eselkopf im Arm! (Kaiserin Elisabeth 56)

Elisabeth, die gerne kokettierte und mit der Wirkung ihrer Schönheit experimentierte, verließ doch nie ihre platonische Position als unnahbare Kaiserin; in ihrem „Kabinet“, wo sie die „Eselshäute“ ihrer imaginären Romanzen verwahrte, erinnert sie sich ihrer:

[...] Die Häute haben auch noch Köpf`./ Mit Ohren lang und grau;

Fast dauern mich die armen Tröpf`./ Wenn ich sie so beschau` .//

Der erste war ein hübsches Tier,/ Nur Ohren übers Mass;

Doch über seine Schönheit schier/ Vergass ich ganz auf das.//

[...] Der zweite, ach! Wie war der lieb!/ Der hat mir treu gedient;

Wenn so etwas auf Erden blieb,/ Der hätt`Bestand verdient!//

Oft streichle ich die alte Haut,/ Gedenkend jener Zeit,

Die wir so innig und vertraut/ Verkoseten zu Zweit.//

Der dritte, nein, war das ein Viech!/ Ein ganz gemeines Beast;

Kahl war er auch, dazu noch schiech<sup>225</sup>./ Gehört nur auf den Mist.//

[...] Genug, er sei nicht mehr genannt.../ Ich tret`ans vierte Fell;

Der ward aus West mir zugesandt,/ Ein drolliger Gesell`!//

Rostfarben war mein Freund Langohr,/ Sein Wiehern hell und laut,

And never was he sick, nor sore,/ But jumped and pranced about.//

Doch eine Pause tritt nun ein:/ Der letzte hängt abseits;

---

<sup>225</sup> Begriff aus dem bayrisch-österreichischen Dialekt: hässlich, unattraktiv.

Denn war er auch nur winzig klein,/ Macht` doch er mir`s ärgste Kreuz.//

Er war ein Vollblut-Eselein,/ Voll Eigensinn und Laun`,

Benahm er sich auch artig fein,/ War ihm doch nicht zu trau`n.//

[...] Schließlich war er ein lieber Schatz/ Trotz alle dem Gefrett:-

Drum hat er auch den Ehrenplatz/ In meinem Kabinet!//

Nun seid ihr alle durchgestäubt;/ Ich sperre wieder zu.-

Erinnerung ist`s, die mir verbleibt;/ Euch wünsch` ich „Gute Ruh`!“ (Elisabeth 81-83)

Mit dem ersten, dem „hübschen Tier“ ist Graf Imre Hunyady, Elisabeths Ehrenkavalier während ihres Madeira-Aufenthaltes 1860 gleichzusetzen, der sich in die junge, vereinsamte und unglückliche Sisi verliebte. Als seine Verliebtheit über Kuriere nach Wien drang, wurde er prompt in die Heimat zurückbeordert. Denn dem Gefolge der Kaiserin, das zu einer von der Außenwelt abgeschlossenen Gemeinschaft mutierte, blieb keine Gefühlsregung privat. Die gute Haut, der sie am liebsten gedachte, der liebe und treue Esel an zweiter Stelle im Gedicht bezeichnet Graf Gyula Andrassy, den ungarischen Rebell und Freiheitskämpfer, mit dem Elisabeth zumindest eine tiefe Freundschaft verband. Dass er seine Königin anbetete, war kein Geheimnis, so dass sogar gemunkelt wurde, Marie Valerie sei das Kind Andrassys. Friedrich Pacher von Theinburg, Elisabeths Maskenballflirt von 1874<sup>226</sup>, kommt am Schlechtesten davon, da er ihr in

---

<sup>226</sup> Maskiert wohnt Elisabeth heimlich einem Faschingsball bei, nur in Begleitung ihrer Vorleserin Ida Ferenczy. Elisabeth war damals 36 Jahre und gerade Großmutter geworden; Fritz Pacher List von Theinburg, damals 26jährig, erzählte später, er sei während des bunten Treibens von einem fremden roten Domino – Ida Ferenczy – angesprochen und zum Mitgehen überredet worden; sie habe eine schüchterne Freundin im gelben Dominokostüm auf der Galerie stehen und er solle ihr Gesellschaft leisten. Elisabeth hatte ihn ausgewählt und ihre Hofdame instruiert und losgeschickt. Der junge Mann und die Kaiserin unterhielten sich den ganzen Abend lang angeregt und sie genoss den Abend in vollen Zügen. Bis ihr Begleiter hinter ihre Maske blicken wollte, da er tatsächlich erraten hatte, dass dahinter die Landesmutter steckte. Die beiden Damen flohen und Elisabeth dichtete in Erinnerung an diese anregende Erfahrung

einem letzten Brief schrieb, dass er ein glücklicher, kahlköpfiger Ehemann geworden sei und sie bat, ihr Incognito endlich zu lüften: „Recht leid thut`s mir, dass Du nach elf Jahren noch immer es nötig findest, mit mir Verstecken zu spielen. Eine Demaskierung nach so langer Zeit wäre ein hübscher Spaß und ein gutes Ende zu dem Faschingsdienstag 1874 gewesen, eine anonyme Korrespondenz entbehrt nach so langer Zeit des Reizes“. (Hamann *Kaiserin wider Willen* 380) Ihm widmete sie auch das Lied des gelben Dominos:

Denkst du der Nacht noch im leuchtenden Saal?/ Lang, lang ist`s her, lang ist`s  
her,

Wo sich zwei Seelen getroffen einmal,/ Lang, lang ist`s her, lang ist`s her.

Wo unsre seltsame Freundschaft begann./ Denkst du wohl noch manchmal daran?

Denkst du der Worte, so innig vertraut,/ Die wir getauscht bei der Tanzweisen  
Laut?

Ein Druck der Hand noch, und ich musste fliehn,/ Mein Antlitz enthüllen durft`  
ich dir nicht,

Doch dafür gab ich der Seele Licht./ Freund, das war mehr, das war mehr!

Jahre vergingen und zogen vorbei,/ Doch sie vereinten nie wieder uns zwei.

Forschend bei Nacht fragt die Sterne mein Blick,/ Auskunft noch Antwort gibt  
keiner zurück.

[...] (Elisabeth 53f)

---

folgende Zeilen, die sie ihrem Kavalier auch per Post zukommen ließ woraus ein lang anhaltender Briefwechsel entstand.

Eine der ernsthaftesten Romanzen verband Sisi mit ihrem langjährigen Reiterfreund und Piloten bei den englischen und irischen Parforcejagden, Bay Middleton, dem „Rostfarbenen Langohr“. Wegen der angeblichen Affäre der Kaiserin und des rothaarigen Landadeligen kam es zum Zerwürfnis der Kaiserin mit ihrer Schwester Marie von Neapel, da diese die Kaiserin bei ihrem besuchenden Sohn anschwärzte. Der Schotte heiratete 1882, doch ein geheimer Briefwechsel mit der Kaiserin blieb bis 1888 bestehen. Dass sie gerne mit dem Feuer spielte, aber nichts „anbrennen ließ“, zeigt Elisabeth in einem Gedicht, dass ihr Zusammentreffen mit dem späteren König Edward VII. humorvoll illustriert.

Wir saßen im Drawing-room gemütlich beisammen,/ Prince Edward und ich.

Er raspelte Süßholz und schwärmte,/ er sagte, er liebte mich.

Er rückte sehr nah und nahm meine Hand,/ Und lispelte: Dear Cousin, wie wär´s?

Ich lachte von Herzen und drohte:/ „There is somebody coming upstairs.“

Wir lauschten, es war aber nichts,/ Und weiter ging das lustige Spiel.

Sir Edward ward mutig,/ Ja, er wagte auch viel.

Ich wehrte mich nicht, es war interessant,/ Ich lachte: „Dear cousin, wie wär´s?“

Da ward er verlegen und flüsterte leis:/ „There is somebody coming upstairs.“

(Wallersee *Kaiserin Elisabeth und ich* 59)

Der Esel mit dem Sonderplatz in der Galerie ist niemand anderer als ihr devoter Ehemann Franz Joseph, der seine Frau vergötterte und von ihr stets mit mildem Spott bedacht wurde. „[...] ich habe nie etwas unrechtes gethan, das weiß Gott im Himmel. Die Gelegenheit dazu hat man mir gebothen. Man hätte mich gerne vom Kaiser losgelöst“

(Festetics 15.10.1872)<sup>227</sup>, und erwägt man Elisabeths Abscheu vor der körperlichen Liebe, sprach sie wohl die Wahrheit. Auch wäre ihr die sexuelle Untreue zu profan gewesen. Als Titania konnte sie großzügig über die Banalitäten des (realen) Ehelebens hinweggehen: „Was Ob`ron treibt, das kümmert nicht Titanien,/ Ihr Grundsatz ist: Einander nicht genießen./ Frisst einer Disteln gerne und Kastanien,/ Sie selber will sie ihm offriren“. (Kaiserin Elisabeth 360) Elisabeth flüchtet sich wie immer in ihre eigene kleine Welt, wo niemand sie erreichen und folglich auch nicht verletzen kann. Dort träumt sie von Liebe und Romantik und stilisiert harmlose „Flirts“ und ihr zugetragene Verehrung zu tragischen Liebesgeschichten auf.

Die Flucht aus der Wirklichkeit machte Shakespeares „Sommernachtstraum“ für die Kaiserin so bedeutend. [...] In all den Palästen, die Elisabeth bewohnte, finden sich Darstellungen dieser Szenen. Manchmal veranstaltete sie Aufführungen von Teilen der hintergründigen Shakespeare-Komödie und übernahm dabei die Rolle der Titania. Christomanos, ihr griechischer Vorleser, der elegante, bucklige Homosexuelle, musste die Rolle des Puck spielen. In den Inszenierungen des [...] 19. Jahrhunderts war Puck [...] eine lustige Figur, ein harmloser Waldschrat. Ganz anders sah ihn die Kaiserin. Für sie war er ein Teufel, ein Dämon. So veranstaltete dieser Puck in einem Wald, der von Teufeln, Vampiren, Hexen und Zauberinnen bevölkert ist, ein orgiastisches Spiel voll animalischer Anwandlungen (Dichand 7/8).

Zum Verständnis dieser ungewöhnlichen Frau, die viel intensiver in ihrer Traumwelt lebte als mit ihren reellen Mitmenschen in der Wirklichkeit, ist dieses erotischste aller

---

<sup>227</sup> Széchényi-Bibliothek Budapest, Handschriftensammlung. Tagebuch der Gräfin Festetics.

Stücke Shakespeares, aus dem sie ihre gesamte Lebensphilosophie ableitete (Cioran 194), von immenser Bedeutung.

### 3.7.3. Meister und männliche Muse: Heinrich Heine

Die facettenreiche Beziehung der Kaiserin zu Heinrich Heine hat in der neueren Heineforschung Niederschlag gefunden; Vor allem im so genannten Denkmalstreit<sup>228</sup> hat die Kaiserin ein Mal für die „Zukunftsseelen“ hinterlassen, das von vielen wahrgenommen wurde. Für sie selbst war der bereits verstorbene Dichter die nie gekannte Liebe. In sexuell konnotierten Tagträumen und Phantasien kommuniziert sie mit ihm, wobei er interessanterweise alternierend dominierend und dominiert erscheint. Seine Rolle wechselt von männlicher Muse zum omnipotenten Meister. Diese ambivalente Umkehrung oder Verkehrung von Objekt- und Subjektcharakteristika erinnert an Sigrid Weigels Theorie zum „schielenden Blick“<sup>229</sup>, wo sich die Frau in ihrer verzerrten Reflexion im Spiegelbild der patriarchalen Gesellschaft selbst erkennt und dieses Bildnis als reale Identität annimmt. Elisabeth transzendiert hierbei ihre Rolle als Frau, in dem sie die Subjektposition einnimmt und ihr männliches Objekt der Begierde in die Passive drängt. Den Individualismus des 19. Jahrhunderts schrieb sie sich auf ihre Fahnen und lebte ihn zum Exzess. Sie war nicht nur eine der meistgebildeten Frauen Europas<sup>230</sup> (nachdem Schwiegermutter und Oberhofmeisterin ihre

---

<sup>228</sup> Siehe Teil 3.8. der Dissertation.

<sup>229</sup> Sigrid Weigel (1983): *Die verborgene Frau*.

<sup>230</sup> Mit dieser Ansicht widerspreche ich Aussagen von etwa Praschl-Bichler, die sie als wenig intelligent beschreibt, was sie gleichsetzt mit einer „Unterentwicklung des menschlichen Verhaltens“ und „fehlendem charakterlichen Fortschritt“ (Praschl-Bichler *Fitneß- und Diätprogramm* 194). Sie sei lebenslang ein „pubertärender Teenager“ (194) gewesen, was meiner Meinung nach keineswegs mit geistiger

„Erziehungsmaßnahmen“ der reifenden Kaiserin als fehlgeschlagen einstellen mussten begann sie sich nach ihrem eigenen Lernkatalog autodidaktisch zu bilden mit Hilfe von handverlesenen Sprachlehrern, die sie sich selbst auswählte). Und da die Literatur in ihrem späteren Lebensabschnitt den Platz sportlicher Betätigungen einnahm, fokuzierte sie in gewohnt selbstdisziplinierter Manie ausdauernd und zielgerichtet bis zum erfolgreichen Meistern der jeweiligen Sprache oder zum Laien-Expertentum bezüglich des Werks des jeweiligen Dichters. Doch auch in der Welt der verschriftlichten Leidenschaften behält sie ihren kompromisslosen Starrsinn, der sich in borniertem, fast schon affektiertem Stolz niederschlägt und ihre gesamte Existenz und Schaffen infiltriert. In einem ihrer längsten Gedichte „Hofball“ vom 20. Januar 1887 stellt Elisabeth, die Kaiserin von Österreich und Königin von Ungarn und Böhmen, sich und ihr Leben dar. Die Prioritäten der etwa fünfzigjährigen Kaiserin sind klar: Kaiserlicher Gatte, Repräsentationspflicht und tatsächliches Schloß müssen dem Phantastischen weichen. „Meister“ und Herzensangelegenheit Heine, Dichten und „Traumlands Nebelschloss“ nehmen Elisabeth in Anspruch:

Ach! Wie endlos lange Stunden/ Hab ich, Meister, Dich entbehrt!

Und mein Hirn, wie ward's geschunden/ Und mit Blödigkeit genährt!//

Doch an der gewohnten Stelle/ Weilst Du wieder mir am Bett;

Fröhlich ist mein Geist und helle,/ Seit der Deine ihn umweht.//

Lass Dir, Meister nun berichten,/ wie den Abend ich verbracht;

Ja, die dummen Hofgeschichten/ Währten weit bis in die Nacht.//

---

Mittelmäßigkeit zu koppeln ist: gerade die intelligenten und fähigen Menschen sind oft feinsinnig, neigen zu Nervosität und Exzentrik – und es sei noch einmal auf Gabriele Reuters *Aus guter Familie* hingewiesen, in der die Phänomenologie und Kasualität dieser für das 19. Jahrhundert so typischen labilen, nervösen und psychisch kaputten Frauentypen so vortrefflich vorgeführt werden.



In dem goldbrokatnen Kleide,/ Reich mit Zobelpelz verbrämt,  
 Eine Krone als Geschmeide/ Und das Haar antik gekämmt,//  
 Schritt ich feierlich gemessen,/ Mir zur Seite der Gemahl,  
 Wie sich's ziemt solch extra Wesen,/ In den lichtdurchstrahlten Saal./[...]  
 Seufzend von dem müden Haupte/ Nehm' die Krone ich herab;  
 Wie viel gute Stunden raubte/ Heut der Ceremonienstab!//  
 Auf das funkelnde Geschmeide/ Blick' ich lange sinnend noch;  
 Andern wär' es höchste Freude,/ Mir ist's nur ein schweres Joch.//  
 Das dort sind meine Juwelen,/ Deine Worte, Deine Schrift,  
 All' die tausend süssen Stellen,/ Die du in mein Herz vertieft!//  
 Und nun, Meister, lass' mich steigen/ Hinter Dir aufs Flügelross;  
 Lass' es rauschend aufwärts fleuchen/ In des Traumlands Nebelschloss!  
 (Elisabeth 153-160)

Diese überirdische, reine und mystische Liebe ersetzt reale zwischenmenschliche emotionale Bindungen, welche die Kaiserin enttäuschend und unbefriedigend fand. Der in vornehmen Kreisen verpöhlte sozialkritische Poet<sup>231</sup> wurde der melancholisch-depressiven Monarchin zum Lebensmentor, wie ihre Tochter zu vermerken wusste: „Seit ihrem [spiritistischen] Verkehr [mit Heine] ist Mama wirklich [...] ruhiger und glücklicher und hat im Sinnen und Dichten [...] eine befriedigende Aufgabe gefunden“. (Marie Valerie 121) Elisabeths Schriftstellertum war ihr größtes Geheimnis, ihr „Doppelleben“ die einzige Freude der unglücklichen und einsamen Kaiserin, wie ihre

---

<sup>231</sup> „Heine avancierte zu einem der Lieblingslyriker des Bürgertums, das ihm gegen Ende des Jahrhunderts in lustern illustrierten Prachtausgaben wahre Denkmäler setzte, während gleichzeitig die bürgerlichen Ideologen gegen ihn zu Felde zogen. Das Dichten im Heine-Ton wurde unter Literaten wie Laien, von Wilhelm Busch bis Elisabeth („Sissy“) von Österreich, zu einer Beschäftigung, der sich Heerscharen von „Dichtern“ mit Inbrunst und Ausdauer hingaben.“ (Kortländer *Buch der Lieder* 397/398)

Lieblingstochter Marie Valerie in ihrem Tagebuch vermerkte: „eigentümliches Leben das meiner Mutter – ihre Gedanken beschäftigt die Vergangenheit, ihr Streben die ferne Zukunft. Die Gegenwart ist ihr ein wesenloses Schattenbild, ihr größter Stolz, dass niemand ahnt, dass sie eine Dichterin.“ (Marie Valerie 126)

Warum gerade Heine zum geistigen Mentor der Kaiserin wurde, wird klar, betrachtet man die Lebensgeschichte Elisabeths<sup>232</sup>, ihre Eigenheiten, ihre Weltflucht und ihre Einstellung zu ihrer Position. Nach dem Vorbild ihres „Meisters“, schuf sie ihr eigenes Paralleluniversum, eine Traumwelt, in die sie sich retten konnte, wenn die Realität für die lebensmüde Elisabeth unerträglich wurde.

An meinen Meister:

Ich eil` ins Reich der Träume,/ Mein Meister, da bist du,

Es jubelt meine Seele/ Begeistert schon Dir zu.//

Dein Geist hat mich geleitet,/ beherrscht den ganzen Tag;

Ich fühl', wie er gebreitet/ Auf meiner Seele lag.//

Er drang mit goldnen Worten/ Bis in mein tiefstes Sein,

Und in mein Hirn da bohrten/ Sich seine Lehren ein.//

[...] Du warst ja mein Begleiter,/ Hast mir so viel gesagt;

Ernst klang es oft, oft heiter,/ Hab` stets es heimgebracht.//

Noch lange jeden Abend / Steh ich vor deinem Bild

Es in mein Herz begrabend,/ dass es die Qual dort stillt./

Und nun ins Reich der Träume!/ Nur da ist endlich Ruh`

Für meine arme Seele;/ Denn, Meister, da bist Du! (Elisabeth 152)

---

<sup>232</sup> Auf den diesbezüglichen Einfluß ihres Vaters Herzog Max in Bayern wurde bereits zu Anfang dieses Kapitels verwiesen.

Anstatt sich dem Leben und seinen Herausforderungen zu stellen, gab sie, wie Heine es formulierte, der „Sehnsucht des isolierten Geistes nach Verschmelzung mit der Erscheinungswelt“ (Kortländer *Heinrich Heine* 83) nach. Der poetische Träumer sehnt sich danach, das Traumreich der Poesie in die Realität der Erscheinungswelt zu überführen, aber die Mittel der Kunst reichen dazu natürlich nicht aus. Diese Mittel vermögen immerhin ein Traumreich der Freiheit auf- und auszubauen, das mit all jenen Ingredienzen geschmückt ist, die Heine, von seinem Freiheitsparadies erwartet, dem Reich, in dem sich die „gleichherrlichen, gleichheiligen, gleichbeseligten Götter“ wohlfühlen können.“ (Kortländer *Heinrich Heine* 83) Elisabeth ging auf in Melancholie und Weltschmerz, sie glorifizierte ihre Einsamkeit und Weltflucht. Ihrer Meinung nach sollte man nicht seinem Glück hinterherlaufen, sondern gemäß der Vorstellung der Antike, sein Schicksal akzeptieren und damit leben: „Wenn man nicht nach seiner Art glücklich sein kann, so bleibt einem nichts übrig, als sein Leid zu lieben. Nur das gibt die Ruhe und die Ruhe ist die Schönheit auf der Welt.“ (Christomanos 59) Genau diese Einstellung ist es, die sie hochhielt und sie all ihre Schicksalsschläge überstehen ließ; obwohl sie dieses Lebens überdrüssig schien, so hat sie doch erst nach dem Tod des Kronprinzen wirklich aufgegeben – „Das Leben hat nur den einen Zweck, in seiner jeweiligen Form überwunden zu werden wie eine Krankheit“ (Christomanos 67) – bis dahin hat sie noch immer gekämpft, auch wenn sie wohl selbst nicht wusste warum und wofür. Elisabeths literarische Verarbeitung des Alltages war ihr letztes Ressort; noch einmal wurde sie quasi aktiv um sich, zumindest den „Zukunftsseelen“, mitzuteilen. Nach dem ihr auch die Dichtung keinen Trost mehr spenden konnte, resignierte sie, versank ganz in ihre innere Welt und flüchtete vor den Menschen. So ließ sie ihren Ehemann nicht

nur physisch zurück, sondern entfernte sich von ihm auch mental immer weiter. „Ich liebe diesen traurigen Juden“ (Gräfin Sztaray 90) beteuerte die fünfzigjährige Kaiserin von Österreich ihrer Hofdame Irma Gräfin Sztáray. Die Tatsache, dass Heinrich Heine, die „große geistige Liebe“ (Praschl-Bichler *Mythos und Wahrheit* 231) Elisabeths, bereits seit 1857 tot war, machte ihn nur noch anziehender, „denn die Kaiserin liebäugelte mit dem Tod und dem Leben nach dem Tod. [...] Sie fand [medial] Zugang zu ihm als Mann, der sie erotisch gefangen hielt und als Dichter über ihre Feder weiterhin Literatur produzierte.“ (Praschl-Bichler *Mythos und Wahrheit* 231) Heine bildete den Hauptinhalt ihrer Gedanken, sie richtete ihr gesamtes Leben nach ihm aus: „Heine ist immer und überall mit mir, (...) jeder Buchstabe, der nur in „Heine“ vorkommt, ist ein Juwel.“ (Corti 331) Das Ausmaß ihrer Verehrung des toten Schriftstellers in der für Sisi üblichen Grenzenlosigkeit beängstigte ihr Nahestehende; Königin Elisabeth von Rumänien, selbst eine schwärmerische, dichtende Natur fürchtete, dass die Originalität ihrer kaiserlichen Freundin dem Wahnsinn manchmal bedenklich nahe war, wenn diese ihr gestand: „Da hängt man mir schöne Kleider um und viel Schmuck, und dann trete ich hinaus und sage den Leuten ein paar Worte. Stundenlang, bis ich kaum mehr kann. Endlich aber eile ich in mein Zimmer, reiße das alles ab und schreibe, und Heine diktiert mir.“ (Hamann *Kaiserin wider Willen* 205) Auch ihre Lieblingstochter Valerie, der sie wohl am meisten anvertraute, wusste nicht immer, wie sie mit den Eigenheiten ihrer Mutter umgehen sollte. Oft belasteten die Informationen die junge Frau, da sie ja auch mit niemandem über derartige Dinge sprechen mochte und konnte. Als ihre Heirat anstand, hatte Valerie Angst ihre Mutter zu verlassen, da diese sich dann „völlig dem Totenkult hingabe, den sie mit König Ludwig und Heine treibe, was sich auf ihren Geisteszustand so nachteilig

auswirke.“ (Haslip 393). Nach Berichten wie dem Folgenden erscheint diese Angst absolut berechtigt zu sein:

[...] sie [Elisabeth] habe, als sie eines Abends im Bett lag und das Mondlicht durch das Fenster fiel, deutlich das Profil des Dichters vor sich gesehen, wie sie es von Bildern her kannte, und dabei die merkwürdige, ziemlich unangenehme Empfindung gehabt, als wolle diese Seele die ihrige aus dem Leib herausreißen. Der Kampf dauerte einige Sekunden, [...], aber Jehova gestattete der Seele nicht, den Körper zu verlassen. Die Erscheinung verschwand und ließ mir trotz der Enttäuschung des Weiterlebens eine beglückende Befestigung im zuweilen schwankenden Glauben, eine größere Liebe zu Jehova und die Überzeugung zurück, dass der Umgang von Heines Seele und der meinen von ihm gestattet sei.

(Haslip 392-393)

Diese zunächst spiritistisch anmutende Szene hat doch auch eine deutlich erotische Färbung, woran abzulesen ist, wie real ihre selbst geschaffene Parallelwelt zu diesem Zeitpunkt für Elisabeth bereits war. Ihre Heine Verehrung überstieg bald die geheimen Sphären ihrer Traumwelt und wurde für die Öffentlichkeit bemerkbar, was ihr herbe Kritik einbrachte, da Heinrich Heine in den höheren Gesellschaftsschichten alles andere als beliebt war. Sie ließ in allen ihren Schlossparks Büsten und Statuen von ihm aufstellen, auf deren Sockeln sie als Stifterin „Frau Heine“ angab<sup>233</sup> und damit sich selbst meinte. Außerdem besuchte sie noch lebende Verwandte Heines auf, um die ihm ähnlichsten Portraits ausfindig zu machen, persönliche Details zu erfahren und sich ihm noch verbundener zu fühlen. Die Kaiserin führte auf ihren Reisen stets eine Gesamtausgabe der Heine Werke mit sich, die sie mit Bemerkungen versah; Friedrich

---

<sup>233</sup> 11.Kapitel: „Die Jüngerin Heines“. *Elisabeth. Kaiserin wider Willen*. S. 425-481.

Hirth gab 1915 einen Faksimileabdruck der aus dem Besitz der Kaiserin stammenden Originalausgabe von *Deutschland, ein Wintermärchen* heraus, in die er vier Blätter aus dem Brouillon der Kaiserin einschloss<sup>234</sup>. Die großartige Sammlung von Originalhandschriften Heines, die die Kaiserin besaß, hatte für die spätere Heineforschung unaussprechliche Wichtigkeit, „ohne sie wäre die Denkmalsgeschichte in Düsseldorf nicht der Vorläufer für das Heine-Archiv und das heutige Heine-Institut geworden.“<sup>235</sup> So schreibt Stefan Zweig nach dem Erscheinen des Faksimiledrucks des *Wintermärchens*: „Über den ganzen Umfang dieses Besitzes, der heute in den Händen der Erzherzogin Marie Valerie sich befindet, sind bisher Publikationen noch nicht erfolgt, doch stellt offenbar das Manuskript von „Deutschland, ein Wintermärchen“, das Friedrich Hirth nun in trefflicher Faksimilierung herausgibt, das Kronstück dieser Sammlung dar. (Zweig *Eine Faksimileausgabe* 255)

Es ist bekannt, dass die Kaiserin einen Grossteil der Heine-Gedichte auswendig konnte und somit, vielleicht zu einem gewissen Grad unbewusst, dessen Ideen, Konzepte und Formulierungen kopierte. Da sie sich auch mit der Biographie des von ihr verehrten Dichters auseinandersetzte und sich mit den Schwierigkeiten, mit denen er sich im Laufe seines Lebens konfrontiert sah, identifizierte, sah sich Elisabeth tatsächlich in der Nachfolge Heines und ihr dichterisches Schaffen als eine Fortführung seines Werkes.<sup>236</sup>

---

<sup>234</sup> Einer der Faksimiledrucke von 1915 findet sich in der Hornbake Library an der University of Maryland. Im Anhang der Dissertation sind die vier handschriftlichen Blätter der Kaiserin zu sehen.

<sup>235</sup> Zitiert aus einer Email des Vorsitzenden der Heine-Gesellschaft Düsseldorf, Professor Joseph A. Kruse an mich, 14. Februar 2012.

<sup>236</sup> Sowohl Heine als auch Elisabeth verklärten im Erwachsenenalter ihre glückliche Kindheit in Düsseldorf, beziehungsweise Bayern und schöpften in problematischen Lebensphasen Kraft aus diesen Erinnerungen. Beide konnten zeitlebens nicht ihren Platz in der Welt finden, vielmehr wurde er ihnen verwehrt, und durch ihre kritische Haltung gegenüber der vorherrschenden Staatsform der Monarchie und gegenüber der Religion grenzten sie sich von der übrigen Gesellschaft aus und wurden gleichzeitig von ihr angefeindet. Ebenso war es beiden eigen, dass sie keine Erfüllung in der Liebe fanden, verheiratet mit Partnern, die sie nie verstanden. Kaiser Franz Joseph, Monarch und Staatsbeamter durch und durch konnte

Elisabeth, die „Jüngerin“ (Hamann *Kaiserin wider Willen* 425) Heines, versuchte den Stil ihres Idols „für [den] seine ironische Distanz zu den behandelten Themen (Grundthemen: enttäuschte Liebe, Todessehnsucht), sein von der Romantik übernommener, aber ironisch gebrochener schlichter Volksliedton und die von ihm angewandte moderne und allgemeinverständliche Sprache“ (Krywalski 124) typisch ist, zu imitieren, sie versuchte, die für seine Werke charakteristische Zerrissenheit und Widersprüchlichkeit, sowie dessen Weltschmerz, den er auf spielerische und belächelnde Art und Weise darin anklingen ließ, in ihren Gedichten einzubetten. Da der „Meister“ aber auf geniale Weise „neben konventionell romantischen Liebesgedichten [...] ironische Distanzierungen [verwendete], häufig konzentriert in pointiert desillusionierenden Schlußversen“ (Vaßen 102), gelang es Elisabeth nicht im Ansatz, sich seinem Stil anzunähern.

„Bei Heine [entspringen] trotz der einfachen Volksliedform [...] Naturidylle, Liebesleiden und Todessehnsucht nicht einem unmittelbaren Gefühl, vielmehr verwendet er bewusst romantische Stilmittel, eingebettet in Reflexion und Sentimentalität. [...] an die Stelle einer linearen Komposition treten Brüche und Assoziationen. Die widersprüchliche Subjektivität des Ich-Erzählers, die Mischung verschiedener Sprachebenen, Konversationston neben scharfer Satire, eine spezifische Bildhaftigkeit [...] und die vorherrschende Stilfigur der Antithese führen zu einer Poetik der Dissonanz, des Fragmentarismus und ansatzweise der Montage in der Art der literarischen Moderne (Vaßen 102/103)

-wozu der dichtenden Elisabeth ganz einfach der Witz und die technische Eleganz fehlten. So poetisierte Elisabeth:

---

und wollte den geistige Höhenflügen seiner Frau nicht folgen, und Mathilde Heine erfasste nie die Bedeutung, die ihrem Mann durch seine Arbeit schon zu Lebzeiten zukam.

In meiner großen Einsamkeit/ Mach` ich die kleinen Lieder;  
Das Herz, voll Gram und Traurigkeit,/ Drückt mir den Geist darnieder.//  
Wie war ich einst so jung und reich/ An Lebenslust und Hoffen;  
Ich wähnte nichts an Kraft mir gleich,/ Die Welt stand mir noch offen.//  
Ich hab geliebt, ich hab gelebt,/ Ich hab` die Welt durchzogen;  
Doch nie erreicht, was ich erstrebt.-/ Ich hab` und ward betrogen! (Elisabeth 137)

nach dem Vorbild des Meisters:

Aus meinen großen Schmerzen/ mach ich die kleinen Lieder;  
Die heben ihr klingend Gefieder/ Und flattern nach ihrem Herzen.//  
Sie fanden den Weg zur Trauten,/ Doch kommen sie wieder und klagen,  
Und klagen, und wollen nicht sagen,/ Was sie im Herzen schauten. (Heine 96)

Es wäre ja auch eher verwundernswert, hätte Elisabeth tatsächlich so kunstvoll dichten können wie Heinrich Heine, einer der bis heute weltweit bekanntesten und am häufigsten übersetzten Dichter Deutschlands! <sup>237</sup> Trotzdem – oder gerade deswegen – scheint es „unangebracht [...], die literarischen Arbeiten der Kaiserin einfach als billige psychologische Ersatzhandlungen abzuqualifizieren und als mehr oder weniger misslungene literarische Parodien für den Privatgebrauch einzustufen“. (Kruse „Mich dünkt, dass Du dictierst“ 42)

Die freiheitsliebende und nach Selbstbestimmung dürstende Elisabeth verlieh dieser ihrer Sehnsucht in all ihren Gedichten Ausdruck, auch nachdem sie sich von

---

<sup>237</sup> Der Heinespezialist Dr. Joseph Kruse gibt ausserdem zu bedenken, dass es ein Trend der Zeit war, Heinrich Heine zu imitieren; es sei keineswegs gesichert, dass andere zeitgleiche Adaptionen Heines von einschlägigen kanonisierten Autoren (es „klingelte“ z.B. Rainer Maria Rilke auf Heine Weise) unbedingt hochwertiger gewesen waren, und selbst wenn dies der Fall gewesen wäre, gerieten diese in Vergessenheit.



Ehemann und Hofetikette befreit hatte und vogelfrei ihrer Reiselust frönte, wohingegen Heine so geartete Postulate in der Schriftstellerei als Schein-Liberalismus entlarvte<sup>238</sup>.

Ja, in guter Prosa wollen/ Wir das Joch der Knechtschaft brechen  
Doch in Versen, doch im Liede/ Blüht uns längst die höchste Freyheit.//  
Hier, im Reich der Poesie/ Hier bedarf es keiner Kämpfe  
Laßt uns hier den Tyrsus schwingen/ Und das Haupt mit Rosen kränzen.  
(Heine *Atta Troll* 4, 216)

Diese Unterscheidung, die Heine zwischen der Welt der Kunst und des tatsächlichen Lebens zu machen verstand, blieb Elisabeth verborgen. „Seine romantischen durch Ironie gebrochenen Phantasieeiche wurden ihr zu Fluchträumen, die ihr zumindest zu geistiger Freiheit verhelfen“. (Kruse „Mir dünkt, dass Du dictierst“ 45) Sie sah Heine als Freiheitskämpfer, sie identifizierte sich mit ihrem Seelenfreund und nahm einige seiner Äußerungen als Lebenshilfe an.

„Heine unterscheidet sich von den übrigen Dichtern dadurch, daß er das Scheinheiligtum haßt und sich in seiner Wahrhaftigkeit mit allen Eigenschaften und Fehlern zeigt“, sagte Elisabeth über den Poeten. In dieser Charakterisierung lag ihr eigenes Selbstportrait. [...] „Alle Kraft der Menschenbrut wird jetzt zu Freiheitsliebe, und die Freiheit ist vielleicht die Religion unserer Zeit.“ Dieser wesentliche Satz Heines konnte auch als Motto Elisabeths gelten. Heine versuchte

---

<sup>238</sup> [Es ist] von Liberalismus in der Kunst soviel die Rede [...], zumal in der Poesie, wo die Dichter, die in ihren Versen beständig die Freyheit predigen, als die eigentlichen freyen Männer betrachtet werden. Nein, der freye Mann singt nie von Freyheit, sondern nur der Knecht, der sich halb emanzipirt hat und mit der gebrochenen Kette klirrt. – Nichts ist mir in der That fataler als der sogenannte Liberalismus in der Kunst. Ich habe immer gefunden, dass es die dürftigsten und engbrüstigsten Naturen waren, die vernagelt bornirtesten Seelen waren, die das Gewerbe von Freyheitsprädikanten in der Kunst trieben. (Kortländer *Heinrich Heine* 83)

der „selbstbewussten Freiheit des Geistes“ zu folgen. Darin fand Elisabeth in ihm einen Wesensverwandten. Die Ähnlichkeiten beider lagen in zwei zentralen Bereichen: Im Gefühl des Fremdseins und in der Suche nach dem Selbst. (Fischer 112)

Dass Heine, ein geächteter Freigeist, Gotteslästerer und Sozialkritiker von den höheren Kreisen abgelehnt wurde, machte ihn für Sisi nur noch interessanter. Sie „bediente sich seines Formenschatzes und übernahm Titel [...], Ideen ([...], Kontakt mit Toten), Bereitschaft für übersinnliche Wahrnehmungen, Motive ([...], Todessehnsucht), literarische Vorbilder (Shakespeare)“ (Prachl-Bichler *Mythos und Wahrheit* 233). Um die einer Gotteslästerung gleichkommende Abrechnung mit dem Hochadel überhaupt in Worte fassen zu können, bedurfte sie seiner Führung, „eine gnadenlose, ironische und gleichzeitig gemessen-vorsichtige, eben blasiert vornehm-distanzierte Übung“ (Kruse „Mir dünkt, du dictierst“ 49), für die ihr Respekt gebührt. Durch ihr ständiges Studium der Heine Schriften, brachte sie es bald zu einem gewissen Expertentum, das der, von ihren Zeitgenossen unterschätzten Kaiserin, ein doch recht hohes Maß an Intelligenz bescheinigt. Ihr Ruf als „Heine-Kennerin“ (Hamann *Kaiserin wider Willen* 440) eilte ihr bald voraus, und so wurde sie unter anderem einmal gebeten, die Authentizität von Heine Gedichten zu untersuchen. Wie sich herausstellte, lag sie in ihrem Urteil richtig und fand das nicht von Heine stammende, aus mehreren ihr vorgelegten Gedichten, heraus.<sup>239</sup> Noch viel erstaunlicher allerdings ist der Einfluß, den Heine auf die Gefühlswelt und Lebensgestaltung der Kaiserin ausübte – was aufgrund seiner Freiheitsliebe nicht überrascht: „Man muss Heine immer wieder von seinem Unernv, von seiner Freiheitsliebe, zu fassen [...] suchen. Die Unabhängigkeit des Einzelnen, die

---

<sup>239</sup> „Kapitel 11: Die Jüngerin Heines“. *Kaiserin wider Willen*. S. 425-481.

Persönlichkeit als höchstes Glück der Erdenkinder ging ihm über alles. [...] Darum hasste er die Machtanmaßung des Pöbels, der Krapüle, wie er sagte, ebenso wie die Übergriffe der Willkürherrscher“. (Eulenberg 441) Nicht nur, dass sich die „Schülerin“ Heines bemühte, seinen Stil nachzuahmen, beziehungsweise in ihren Augen sein Werk fortzusetzen, sie erkannte sich auch in seinen bestehenden Schriften wieder: „Als ich [der Schriftsteller] mich umsah, erblickte ich ein [...] Frauenzimmer, das sich fächerte, und hinter dem Fächer erspähte ich Myladays kichernde Augen [...]“ (Heine, Bäder, Kapitel VII) Es scheint wirklich, als hätte das schriftliche Vermächtnis des Dichters wie eine Art Schablone oder Muster für die Lebensgestaltung der Kaiserin von Österreich gedient. Der Geist Heines begleitete die unglückliche und einsame Kaiserin zu jeder Zeit, sie sprach zu ihm und sein angeblicher Wille war ihr Rechtfertigung und Trost zugleich. „Dieses obige Gedicht/ ich verfasste es selber nicht./ Während ich im Wald spaziert,/ Hat der Meister mir’s dictiert./ Anfangs wollt’ ich nicht daran./ „Solche Faxen geh’n nicht an“./ Hat er mir drauf streng gesagt;/ Ungehorsam wär’ gewagt;/ Nun so schrieb’ ich’s (contre coeur);/ Denn der Meister bleibt doch Er.“ (Elisabeth 187) Dass es gerade die eingehende Beschäftigung mit und der Einsatz für Heinrich Heine waren, die Elisabeth bei den (literaturkundigen) „Zukunftsseelen“ unsterblich machten, hätte sie bestimmt als kosmische Voraussetzung gedeutet. Heinekennern und –kritikern ist sie jedenfalls bis zum heutigen Tage ein Begriff und deren Zahl übersteigt die Leser des *Poetischen Tagebuch[es]*, das den Nachruhm sichern sollte, bei Weitem. Ihre einzigartige Sammlung von Heine-Handschriften und ihr Engagement im Denkmalstreit<sup>240</sup> sicherten ihr die Ehre (die es in ihren Augen bedeutet hätte), ein Teil der Heineschen Rezeptions- und Wirkungsgeschichte zu sein – ihre Gedichte waren geheim, nicht aber ihre

---

<sup>240</sup> Siehe Teil 3.6.2. der Dissertation.

überschwengliche Begeisterung. Allerdings rief das auch die im ausgehenden neunzehnten Jahrhundert erstarkende antisemitische Flanke auf den Plan, etwa als der Meuchelmord an der Kaiserin in der Presse zum Aufheizen und Aufhetzen antisemitischer Strömungen aufgegriffen und eine bizarr-groteske Kausalität zwischen dem Attentat und der „philosemitischen“ Anhängerschaft Elisabeths an den prototypischen „Literaturjuden“ hergestellt wurde. Die liberale „Danziger Zeitung“ konterte diesen jeder Vernunft baren Kommentaren: „Also Herr Dühring argumentiert so: Die Kaiserin war eine unbekannte Persönlichkeit; da sie die „Judenrasse“ begünstigte und Heine liebte, wurde sie von der Judenrasse bekannt gemacht; Anarchisten morden, um Propaganda zu machen, nur bekannte Leute: folglich tötete Luccheni Kaiserin Elisabeth. Ergo: die Juden haben die Dulderin umgebracht!“ (*Danziger Zeitung* 24. Dezember 1898)<sup>241</sup>. Diese Auswüchse übelster Polemisierung waren leider keine Ausnahme, „die tote Kaiserin wurde auch in den nächsten Jahren immer wieder von den verfeindeten Lagern zur Verteidigung oder aber zur Diffamierung Heines herangezogen“ (Goldschnigg 82) – die kaiserliche Heine-Verehrung „zeigte nämlich weltweite Folgen.“ (Kruse „Mir dünkt, dass Du dictierst“ 46)

So wie seinem Standbild, so bot Deutschland nirgends seinem Nachlaß Heimstatt. Nur eine Frau hat versucht, das Schönste seines Werkes in Verehrung zu vereinigen, die verstorbene Kaiserin Elisabeth von Österreich, die auch auf Korfu in ihrem weißen Schlosse ihm das erste Denkmal setzen ließ. Eigens war sie einmal nach Hamburg zur greisen Schwester Heines, Charlotte v. Embden, gekommen, um Erinnerungen, gesprochene und geschriebene, zu gewinnen, und ihr Sohn, der Kronprinz Rudolf, wußte ihr keine größere Geburtstagsfreude zu

---

<sup>241</sup> „Kaiserin Elisabeth“. *Danziger Zeitung*, 24. Dezember 1898. Zitiert in Ute Kröger (1989), S. 123/124.

bereiten, als durch den Erwerb von Handschriften ihres Lieblingsdichters. (Zweig *Eine Faksimileausgabe* 255)

Die von der österreichischen Herrscherin in Auftrag gegebenen Denkmäler Heines finden sich heute von Paris bis New York. So „wanderte“ etwa die von Louis Hasselriis per Auftrag der österreichischen Kaiserin 1891 aus weißem Marmor gefertigte Statue des kranken Heinrich Heine zuerst nach Korfu, wo sie im Park des Achilleions in einem kleinen Tempel ihr Heim fand. Als 1908 der deutsche Kaiser Wilhelm II. das Schloß erwarb, bot er das Marmorbild dem Sohn des Heine-Verlegers Julius Campe in Hamburg an, wo es in Privatbesitz blieb bis der Nationalsozialismus die Familie zwang, das Konterfei ausser Landes zu schaffen, um es vor der sicheren Zerstörung zu retten. 1939 übersiedelte das Dichterbild in Heines Wahlheimat Frankreich, wo es schließlich 1956 seinen endgültigen Standplatz in Toulon erhielt.

### **3.8. Der Denkmalstreit**

So läßt sich feststellen, dass die angeblich unpolitische, untätige und historisch unerhebliche Kaiserin in allem, dessen sie sich annahm, definitiv ihre Kerbe hinterließ: im Ausgleich mit Ungarn (der zugebenermaßen den Untergang der Habsburger einleitete), der zum großen Teil auf ihr Konto ging und schließlich Weltgeschichte machte, in dem er die Machtbalance innerhalb Europas verschob, und zum anderen in der Literatur- und Kulturgeschichte nicht nur des deutschsprachigen Raumes, indem sie sich für die posthume Verehrung des verleumdeten und exilierten Lieblingsdichters in die Bresche warf. So war „die Erfinderin der Heine-Denkmalidee [...] die sich als Wiedergängerin ihres „Meisters“ verstehende und ihm ihre zahlreichen Gedichte

widmende Kaiserin Elisabeth von Österreich.“ (Kruse „Mir dünkt, dass Du dictierst“ 128) Dieses war (und ist) – wie der Vorsitzende der Heinrich-Heine-Gesellschaft Joseph Kruse nicht müde wird zu betonen – eine immense und respektable Leistung einer Hocharistokratin des 19. Jahrhunderts, als es wohl akzeptabel war, im stillen Kämmerchen zu dichten, aber keinesfalls sich öffentlich zu profilieren und sich für die eigene Agenda einzusetzen. „In einem Gedicht „Aufruf“ vom September 1887 warb sie für ein „Standbild“ des Meisters; sie las es –als einziges ihrer Poeme – mehrfach im Familienkreis vor, was ihr jedoch in erster Linie Tadel und Vorwürfe eintrug.“ (Goldschnigg BD I 49)

#### Aufruf

Es zieht ein leises Rauschen durch die Linden,/ Die auf den weiten deutschen  
Gauen steh'n./ „Wir wollen“, flüstern sie, „uns jetzt verbinden/ Mahnend in die  
deutschen Herzen weh'n;/ Doch ob wir deren heute wohl auch finden,/ Die unsre  
Blütensprache noch versteh'n?// Und dennoch werden wir nicht eher schweigen,/  
Bis auf ein Marmorbild wir uns neigen.“ [...] Die Linden werden Ehrenwache  
halten,/ Umrauschend ihres Sängers Marmorbild;/ Zu seinen Füßen werden sich  
entfalten/ Die Rosen, deren Sehnen dann gestillt,/ Es wird nicht ihre Glut am Stein  
erkalten,/ Die rosig dankend seinen Fuss umhüllt;/ Doch eines ganzen Volkes  
Dank zu bringen/ Dies kann der Nachtigall allein gelingen.// Und süßter noch soll  
ihre Stimme tönen/ Aus Lindenbäumen, Rosensträuchern jetzt./ Ward doch erfüllt  
ihr träumerisches Sehnen,/ Dem Meister wird sein Standbild nun gesetzt,/ Dem  
Dichter all des Lieblichen und Schönen,/ Das heute noch des Menschen Herz

ergötzt.-/ Es will die Nachwelt Ihm den Dank nun geben,/ Ihm, dessen goldne  
Lieder ewig leben. (Elisabeth 291-292)

Der Skulpturist Ernst Herter erhielt von der Kaiserin 12950 Mark<sup>242</sup> für einen Loreleibrunnen<sup>243</sup>, die andere Hälfte des Honorares sollte durch öffentliche Spenden bestritten werden. Für diesen Spendenaufruf dichtete Elisabeth obige Zeilen. Die ebenfalls von ihr komponierte „Antwort an...“ zeigt, wie wenig Zusprache sie im Familienzirkel erfuhr; es ist nicht gesichert, ob das Gedicht an Franz Joseph gerichtet ist, genauso gut hätte es an ihren Bruder „Gackel“ (Carl Theodor) adressiert sein können, der, wie schon erwähnt, seiner Schwesters Heineschwärmerei eher reserviert entgegenstand.

Antwort an...

Dass meinem „Aufruf“ du nicht Lob geschenkt,/ Ja, dass du ihn sogar schlecht gefunden,/ Es hat mich dies wahrhaftig nicht gekränkt,/ Ich hab´ des Tadels Stachel nicht empfunden./ In *seine* Seele hätt´ ich mich zu tief versenkt/ Und zu begeistert ihm den Kranz gewunden?/ Der solche Kritik über mich verhängt,/ Der Arme bellt mir gut mit andern Hunden. (Elisabeth 292)

Ihre öffentlich offerierte großzügige Spende zur Unterstützung des Projektes ließ das Unterfangen internationale Züge annehmen und rief Intellektuelle, Politiker und natürlich die Presse auf den Plan, was die in der öffentlichen Meinung wenig beliebte Kaiserin als Lapalie abtat, sie innerlich aber wohl doch in ihrer Mission bestätigt haben mußte: „Die Journalisten rechnen es mir sehr hoch an, daß ich eine Verehrerin von Heine bin; sie sind

---

<sup>242</sup> Siehe Hamann Editorenkommentar. *Poetisches Tagebuch*. S. 290.

<sup>243</sup> Hertels Loreleibrunnen steht heute in der Bronx, New York City. Anlässlich des 100. Geburtstags Heines im Juli 1897 konnte es wegen des Denkmalstreits in Deutschland nicht ausgestellt werden. Stattdessen wurde es genau zwei Jahre später in der Bronx im großen Stile enthüllt und eingeweiht.

stolz darauf, daß ich ihren Heine liebe, aber ich liebe an ihm seine grenzenlose Verachtung der eigenen Menschlichkeiten und die Traurigkeit, mit der ihn die irdischen Dinge erfüllen“. (Christomanos 151). Mitte 1888 jedoch, während sich die Gremien und Stadtväter in Düsseldorf und dem restlichen Deutschland zankten und keinen Konsens bezüglich der Entscheidung für ein Modell und einen Künstler erreichen konnten und dann „der Rat unschlüssig [...] um einen weiteren Entwurf bat, nahm der Druck der öffentlichen Meinung Österreichs und des habsburgischen Kaiserhauses (und wohl auch der deutschen Regierung auf dieses) zu, so dass die Kaiserin sich aus der Förderung des Projekts zurückziehen mußte“. (Goldschnigg Bd 1 56) Doch auch nachdem die publikumsscheue Kaiserin sich aus dem Kreuzfeuer zog, blieb sie in der Denkmalstreit-Diskussion gegenwärtig:

Die Agitation gegen das Heinedenkmal hat eine höchst lächerliche, aber auch eine höchst traurige Seite, der entfesselte Fanatismus hat sich nicht entblödet, die feinsinnige Frau, welche die österreichische Kaiserkrone trägt, in hämischer Weise anzugreifen, weil sie einen großen Beitrag zu dem Denkmale des Dichters in Aussicht stellte, im Namen von Thron und Altar kämpft man gegen die Verherrlichung des angeblichen Staatsfeindes und Verräters und hat doch so wenig Achtung vor den Institutionen des Staatslebens, dass man die Herrscherin des großen Nachbarstaates ob ihrer Vorliebe für den rheinischen Dichter befehdet!“ (Fulda 273)

Die gewaltige Bedeutung, die der Kaiserin in der Heine Rezeptions- und Wirkungsgeschichte zukommt, wird ersichtlich in den zahlreichen Beiträgen, die ihr von vielen namhaften Literaten, Journalisten und Kulturpolitikern seit den 1880er Jahren bis



in die Gegenwart gewidmet wurden,<sup>244</sup> aus denen hier nur eine kleine Selektion einbezogen werden kann. Besonders herauszustellen wäre der *Heine-Almanach als Protest gegen die Düsseldorfer Denkmalverweigerung*<sup>245</sup> von 1893, in dem ein eigener Abschnitt der Würdigung von Elisabeths Einsatz gewidmet ist<sup>246</sup>. Bertha von Suttner, für die sich die Kaiserin in den letzten Lebensjahren erwärmte<sup>247</sup>, stiftete dazu folgenden Beitrag:

„Ich bin´s gewohnt den Kopf recht hoch zu tragen“<sup>248</sup>

In einem Gedichte an seine Mutter sagt Heinrich Heine:

Ich bin´s gewohnt den Kopf recht hoch zu tragen

Mein Sinn ist auch ein bisschen starr und zähe!//

An anderer Stelle klagte er der Mutter:

Die Liebe suchte ich auf allen Gassen,

Vor jeder Thür streckt´ ich aus die Hände,

Und bettelte um geringe Liebesspende

Doch lachend gab man mir nur kaltes Hassen.

Würde der Dichter – wenn er es schon könnte – sich über das kalte Hassen kränken, das ihm die Stadtväter seiner Vaterstadt jetzt bekunden, würde er sich der Liebesspende freuen, die eine edle Kaiserin ihm gereicht hat?

---

<sup>244</sup> Sich auf Kaiserin Elisabeth beziehende Beiträge sind allen drei Bänden von Goldschnigg (2006) zu finden.

<sup>245</sup> Literarische Gesellschaft Nürnberg. *Heine-Almanach, als Protest gegen die Düsseldorfer Denkmalverweigerung*. Nürnberg: Koch, 1893.

<sup>246</sup> Das Kapitel „Heinrich Heine und die Kaiserin Elisabeth von Österreich“ findet sich auf den Seiten 75-91 (aus 223 Seiten Gesamtumfang).

<sup>247</sup> Sie las von Suttners *Waffen nieder!* wiederholte Male; die Gräfin hatte ihr persönlich ein Exemplar des Romans zukommen lassen. Für genauere Details siehe Kapitel 4 der Dissertation.

<sup>248</sup> Bertha von Suttner war in Verfolgung einer guten Partie kurzzeitig mit dem Halbbruder Heinrich Heines, Gustav von Heine-Geldern (1810-1886) verlobt. Sie konnte jedoch das Gefühl sich „zu verkaufen“ nicht ertragen und löste das Verlöbnis.

Oder wäre er sich bewußt, daß sein Dichterruhm ganz unabhängig lebt von der Errichtung oder Ablehnung steinerner Bilder? Ich denke wohl, denn er war gewohnt, „den Kopf recht hoch zu tragen.“ (Suttner *Heine Almanach* 188)<sup>249</sup>.

Da das tatkräftige Engagement der Kaiserin schon zu Lebzeiten Furore machte, rätselte die deutsche und österreichische Presse nach ihrem Tod und dem Ankauf des Achilleions durch den deutschen Kaiser, wie dieser mit dem dort prominenten Heinedenkmal verfahren würde und äußerte sich dahingehend, dass „[...] schon aus Ehrfurcht vor dem tragischen Schicksal Elisabeths das Denkmal des verehrten „Meisters“ auf seinem idyllischen Platz belassen werde[n] [...]“ (Goltschnigg Bd 2 20) sollte:

Heinrich Heine an den deutschen Kaiser

[...] Im Marmortempel, blütenumlaubt,/ Sitz´ich im griechischen Garten

[...] Und will den Kaiser erwarten/ [...] Du sollst vollenden mit Rittersinn

[...] Das Werk, das eine Kaiserin begonnen.//

Sie hat mir in homerischer Welt/ Ein Obdach angeboten

Und hoch mein Bildnis aufgestellt/ Am Fels der Korfioten.

Des Südens Wind liegt mir im Haar,/ [...] Doch, Kaiser, daß ich ein Deutscher war,

Das hab´ich nie vergessen! (Presber 203-204)

Die Verdienste, welche die Kaiserin an ihrem „Meister“ geleistet hatte, trugen in manchen Fällen erst nach ihrem Tod Blüten; so geht das Grabdenkmal Heines auf dem Pariser Montmartre Friedhof, das 1901 den ursprünglichen einfachen Grabstein ersetzte und bis zum heutigen Tage dort zu bewundern ist, auf Elisabeths Bemühungen zurück!<sup>250</sup>

Die Enthüllung dieses Monuments brachte die verstorbene Wohltäterin wieder in die

---

<sup>250</sup> Siehe dazu Kruse (2005): *Heinrich Heine* .S. 128.

Mühlen der Presse; die Ansprache der Wiener Stadträte zur Kranzniederlegung, die Grabrede des Präsidenten des Wiener Heine-Comités und die Widmung des Vertreters Frankreichs, Schriftsteller Gaston Deschamps verknüpften das Andenken Heines mit dem der Kaiserin:

Immer, bis in die Angst ihres tragischen Endes hinein gewährte sie ihren Lieblingsdichter durch den schwarzen Schleier hindurch, der sie wie das Bild der schmerzreichen Mutter umgab. [...] Glauben Sie nicht, meine Herren, daß alle Liebesschmerzen, über die unser Dichter klagte, aufgewogen werden durch die Huld dieser höchsten, äußersten Liebe, die mit sanftem Eigensinne, bis in die Nacht des undurchdringlichen Geheimnisses, über dem Ruhm des Dichters wacht?“ (*Neue freie Presse* 25. November 1901 3)<sup>251</sup>

Der exilierte Dichter, der zeitlebens mit Verleumdung und Ausgrenzung geschlagen war, befand sich in einer ähnlichen Identitätskrise wie die bayrisch-deutsche Prinzessin, die sich in dem „fernen, fremden Land“ (Corti 56) nie wirklich heimisch gefühlt hat. Und so schuf sie dem „heimatlosen“ Dichter auf dem von ihr geschaffenen „Asyl“ („Das ist mein „Asyl“, wo ich ganz mir angehören darf“ (Sztáray 83)) eine Bleibe. Hier, in der Intimität ihres eigenen Reiches konnte sie die Seelenverwandtschaft und Seelenliebe ungestört zelebrieren; so fand man sie oft schon um fünf Uhr morgens vor seinem Denkmal einherwandeln, und sie verbot sich von seiten der Dienerschaft und Gefolge jegliche Störung. Das nachstehende Gedicht von Nordau illustriert dieses romantische Gedankenband und kontrastiert es mit dem militärisch-zackigen Realismus des preußischen Kaisers:

Der tote Dichter war aus dem Grab/ Im Marmor auferstanden;

---

<sup>251</sup> „Enthüllung des Heine-Denkmal in Paris“. *Neue freie Presse*. Wien. 25. November 1901, S. 2-3.

Er zog mit jüdischem Wanderstab/ Umher in deutschen Landen.//  
 Er suchte ein Plätzchen, wo man Rast/ Dem fahrenden Sänger gewähre,  
 [...] Doch sieh! Eine holde hohe Frau/ Erschien vor dem Irregänger:  
 „Dir biet´ ich als Heim einen Tempelbau,/ Mein auserwählter Sieger;  
 Einen schimmernden Tempel und stolzen Palast/ Für Helden, Dichter und  
 Fürsten,  
 Dir, der du fürstlich geschenkt mir hast,/ Wonach wir auf Thronen dürsten.//  
 [...] Es schritt das schwarze Verhängnis: ein Weh/ Ließ alle Lippen erbleichen –  
 Die blumenfeine gekrönte Fee/ Erlag eines Unholds Streichen.//  
 [...] „Ein Luginsland schön wie ein Traum/ Ist des Palastes Warte;  
 Doch für einen Heine kein Raum/ Unter des Kaisers Standarte.“//  
 Es warfen ihn derbe Fäust´ am Genick/ Aus dem Tempel unverweilet –  
 So hatt´ ihn sein altes Judengeschick/ Auch im Achilleion ereilet. (Nordau 205-  
 206)

Ganz ähnlich wie des „Meisters“ Standbild ging es auch der alternden Kaiserin: sie fand keinen Ruheplatz; in steter Reisemanie durchzieht sie die Kontinente. Seit der Barockzeit<sup>252</sup> sind uns Reiseberichte überliefert. Alle Reisenden verfolgen einen bestimmten Zweck, sie haben ein Ziel vor Augen. Sei es um zu staunen (Ida Hahn-Hahn, *Orientalische Briefe* (1844)), um sich zu bilden (Johann W. von Goethe) oder um patriotisch-national tätig zu sein (Frieda von Bülow). Die Reisen der österreichischen Kaiserin glichen eher Irrfahrten: sie verfolgte keinerlei Absichten mit ihrer Odyssee - ausser niemals greifbar zu sein. Sie flüchtete vor allem und jedem, ziel- und rastlos.

---

<sup>252</sup> „Geh aus, mein Herz, und suche Freud“ (Paul Gerhard „Sommerlied“, 1653)

### 3.9. Die fliehende Möwe: Reisen um des Reisens Willen

Ständige Unruhe treibt die Kaiserin; ihre unzähligen Reisen nach Madeira, Korfu, Ungarn, England, Irland, Italien und Algerien folgen in immer kürzeren Abständen aufeinander, sie findet kein Ziel, keine Ruhe. In diesem Pendeln zwischen Welten und Identitäten kulminiert alle Wehmut und Melancholie ihrer „Weltschmerztag“ (Kaiserin Elisabeth 121); Aberglaube, Vorsehung und Sendungsbewusstsein einer kaiserlichen, im Untergang begriffenen Welt forcieren eine ständige Bewegung gegen die gefürchtete innerliche Erstarrung, eine panische Flucht vor der verdrängten Emotionalität. Sie kann der „fröhlichen Apokalypse“<sup>253</sup>, der zelebrierten Decadence in Wien nichts abgewinnen, als privilegierte Außenseiterin konnte sie sich dem Epizentrum des Schmerzes und der Verzweiflung, auch der Schuld entziehen. Da sie das Meer über alles liebt, die wilden Stürme und haushohen Fluten, vor allem aber die völlige Freiheit, die sie an Bord – nur umgeben von den Elementen – zu spüren glaubt, verbringt sie den Großteil ihres letzten Lebensjahrzehnts auf Schiffen, sämtliche Ozeane überquerend:

An Bord der Miramar:

Und schlagt ihr diese Blätter auf,/ Dann sprühe Euch entgegen

Der blauen Wellen weisser Schaum,/ Wie salzig frischer Regen.//

Keck blase Euch die Meerluft an,/ Recht mitten in die Herzen;

Gar bald vergesst ihr alsdann/ Die Welt sammt ihren Schmerzen.//

Und fühlet Ihr erst ab und auf/ Der Wogen dreistes Wiegen,

Dann gebt dem Geiste freien Lauf;/ Versucht´s mit mir zu fliegen. (Elisabeth 83-84)

---

<sup>253</sup> Schlagwort der Wiener Decadenz, geprägt von Hermann Broch.

Am Beginn ihrer „Dienstzeit“ als Kaiserin begleitet sie ihren Mann auf Zweckreisen, um Macht und Gloria der kaiserlichen Herrschaft zu repräsentieren; diese führten sie in die Peripherie, aber hauptsächlich die Metropolen des riesigen Vielvölkerstaates und waren bis ins kleinste Detail durchgeplant. Es handelte sich hierbei mehr um eine Kulisse zur Inszenierung der kaiserlichen Allgegenwärtigkeit und Allmacht als einer tatsächlichen Reise, die ein In-sich-aufnehmen neuer Eindrücke zugelassen hätte. Man eilte von einem Empfang zum nächsten und sah ansonsten wenig von den bereisten Kronländern. „Die Stereotypen der Huldigungsarchitektur bestätigen den Zentralismus des Staatsgebildes und verkünden die habsburgische Mythologie des Überall, der Übernationalität, jene Axiome des Vielvölkerreiches, die die symbolische Präsenz der kaiserlichen Ordnungsmacht für alle Teile des Territoriums fordern.“ (Vogel 47) Der in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts erfolgende Ausbau der Infrastruktur mit Bahn und Schiffsverkehr sublimierte die politische Inszenesetzung des kaiserlichen Auftritts. Um von der politisch motivierten Visite der untergeordneten Länder abzulenken, fokuzierte man auf die Zurschaustellung der weiblichen Komponente, den ausstaffierten Frauenkörper der jungen Monarchin. Der Ruf ihrer außergewöhnlichen Schönheit eilte Elisabeth voraus und durch ihr charmantes Auftreten zog sie die Aufmerksamkeit des Publikums auf sich, auf die schicke Finesse ihrer Garderobe und gab dem Kontrollbesuch den Anstrich von humanitärem Interesse und innovativer Diplomatie.

Elisabeth nutzte die einsetzende Reisemanie auch der bürgerlichen Frauen, um sich quasi unsichtbar zu machen: als Kaiserin brach sie auf und verwandelte sich in eine incognito reisende Nomadin, die staatliche Grenzen fluide machte. Beim Durchkreuzen der Ozeane hielt sie sich oft in staatenlosen Gewässern auf, sie überholte das doktrinierte

Zeremoniell und überschritt *den* öffentlichen Raum um im Gewirr der öffentlichen Plätze unterzugehen. Dieser geographische Symbolismus führt den Beweis tatsächlicher Grenzüberschreitungen und Lebensabschnitte, die sich mit topographischen Lebensstationen decken. Hier nähern sich Revolution und Evolution einander an, der neue Frauentyp entwickelt sich aus dem Aufbegehren des vorhergehenden. In dieser selbstinitiierten Evolution wurde jede Frau ihre eigene Schöpferin; Elisabeth schien sich – nach der Beschreibung ihres griechischen Vorlesers und Reisebegleiters – nach dem Vorbild von Heines lyrischen Figuren zu richten. Während einer stürmischen Überfahrt wurde Heines Nordseezyklus gelesen und Christomanos sah, was er las, in Lebengröße vor sich: „Fern an [...] Felsenküste/ Steht eine schöne, kranke Frau./ Zartdurchsichtig und marmorblaß/ Und der Wind durchwühlt ihre langen Locken/ und trägt ihr dunkles Lied / über das weite, stürmende Meer.“ (Christomanos 92) Für manche Frauen – gerade der Hocharistokratie, die sich nicht aus dem Korsett der Etikette befreien konnten – blieb das Reisen eine Phantasie: „Auch rückten wir in unseren Zimmern Stühle hintereinander, um so Eisenbahnzüge vorzutäuschen, die uns in unserer Phantasie in weit entfernte, prächtige Länder führten.“ (Kronprinzessin Stephanie *Memoiren* 39) Die Kronprinzessin, die eine horrende Kindheit durchlebte, konnte ihre kosmopolitische und freiheitliche Schwiegermutter wohl nur im Ingeheimen beneiden, da die Traumata ihrer frühesten Jahre jeden Elan in ihr gebrochen hatten. Sie wurde eine Aristokratin des alten Schlages, altmodisch und rückständig. Die neue Frau lief diesen flügelahnen Geschöpfen schon seit Mitte des neunzehnten Jahrhunderts den Rang ab. Elisabeth inszenierte sich selbst, sie modellierte die zu ihren Pflichten als Landesmutter gehörende Repräsentationsreise um und machte sie zu einer Selbstfindungsreise ohne Ziel und Agenda.

Wir [müssen] nach Möglichkeiten trachten, wenigstens einige Augenblicke zu erretten, in welchen wir, jeder nach seiner Art, in unser eigenes Leben kommen können. Ich entdecke mich jedesmal neu, wenn ich in eine neue Atmosphäre gelange, die noch niemand eingeatmet und verbraucht hat [...] in einer einsamen Landschaft [...] fühle ich, daß meine Beziehungen zu allen Dingen ganz verschieden werden, als wenn auch andere Menschen dabei sind: nur an diesem Unterschiede erkenne ich mich selbst. (Christomanos 74).

Die Insel Korfu, die zu den ersten Reisezielen der jungen Kaiserin gehörte, erfüllte dieses Postulat. Nach wiederholten Besuchen der Insel wurde in der unberührten Landschaft eine Villa nach genauen Vorgaben der Kaiserin errichtet; Über dem Eingangsportal ihrer korfiotischen Zufluchtstätte stand in großen griechischen Lettern ACHILLEION, um ihre Bewunderung für den großgesinnten Helden der Illias auszudrücken. Gemäß ihrem Ausspruch „Die Erde gibt dir, was dir gleich“ (Kaiserin Elisabeth 102), glaubte sie wohl auch, dass ihr stolzer Held Achill den wesentlichen Aspekten ihrer Persönlichkeit entsprach. Achills „Unsterblichkeit ist nicht nur ein Aspekt ihrer [Elisabeths] ewigen Jugend und Schönheit, sondern auch Bestandteil ihrer Einbettung in mythologische Gestalten und Figuren.“ (Fischer 98). Sie hatte mehrere Statuen Achills im Garten des Achilleion verteilt, den sterbenden ebenso wie den siegreichen Achill. Sie konnte sich mit vielen der Eigenschaften dieses Helden identifizieren, wie sie in Gegenwart ihres Vorleser äußerte: „Er hat nur seinen eigenen Willen für heilig gehalten und nur seinen Träumen gelebt, und seine Trauer war ihm wertvoller als das ganze Leben.“ (Christomanos 107) All das, was sie in ihrer Ehe mit dem Kaiser von Österreich entbehrte, projizierte sie in ihre transzendierte Liebe zu Achill, alle Eigenschaften, die



Franz Joseph in ihren Augen fehlten, fand sie beim Unsterblichen. Achill war schnellfüßiger als alle seine Widersacher, er überragte sie an Tapferkeit und Schönheit, er war maßlos und leidenschaftlich, gutmütig und zärtlich gegen seine Freunde aber ebenso kaltblütig mordend gegen seine Feinde. Er war nicht nur ein guter Krieger, sondern zudem äußerst gebildet, er war Künstler, Sänger und Heiler, und vor die Wahl gestellt zwischen einem kurzen, aber ruhmreichen Leben und einem langen, aber unbedeutenden entschied er sich für ersteres.<sup>254</sup> Vor allem dieser Entschluss gegen das Leben und für den Mythos muss Kaiserin Elisabeth imponiert haben, da sie für sich diese Wahl schon lange getroffen und sich aus dem realen Leben zurückgezogen hatte um ihrem Mythos den Weg zu bereiten.

In Wien machte das geflügelte Wort „Die Kaiserin, die Reiserin“ (Schad *Elisabeth von Österreich* 51) die Runde. Dass es bei Elisabeths fluchtartigen Reisen um viel tiefere Ursachen ging als um das Vergnügen einer Schiffspartie, war den wenigsten bewußt. Erst mit dem Vexierbild der Mater dolorosa in Folge der Geschehnisse von Mayerling akzeptierte man das Verhalten der unglücklichen Kaiserin in weiten Gesellschaftskreisen. Elisabeth setzte für sich selbst ein deutliches Zeichen, wie tief in ihrem seelischen Inneren ihre Reisemanie wurzelte. Sie verkörperlichte ihren Drang, er ging ihr unter die Haut: in Form einer Anker-Tätowierung auf ihrer Schulter. Diese stellt Lisa Fischer in Bezug zum Mythos der paradiesischen Südsee, der sich aus der Erotik und Exotik kolonialer Phantasien semantisch auflädt. Die Tätowierung gilt als „das Zeichen archaischer Körperlichkeit, das im europäischen Kulturkreis seit dem 18. Jahrhundert [...] bekannt wurde“ (Fischer 127) und der „Impuls zur Wiederbelebung des europäischen Hautstiches kam von den Reisen nach der Südsee“ (Oettermann21). So

---

<sup>254</sup> Nach Roy Willis (1998): *Mythen der Welt*, S. 158/159

importierten Matrosen und Seefahrer mit ihren Hautbildern Traumbilder, die dem dekadenten Menschen des fin de siècle am Beginn des bürgerlichen Zeitalters Neuzeitstimmung und die Hoffnung auf ein ewiges Paradies schenkten. Ein Neubeginn inmitten von Palmen und Natur, fern der Krisenherde und der Zerrissenheit der europäischen Zivilisation mit einem Touch von Abenteuer und Geheimnis lockte. „Diese Fin de siècle-Menschheit kämpft gegen das aus jedem Busche auf sie lauende Mißgeschick und hat sich damit eine neue Last auferlegt; sie krankt an übermäßiger Vorsicht, die als Fessel auf ihr lastet.“ (Sztáray 123) So äußerte sich die heimatlose Kaiserin und *verankerte* sich in der eigenen Fremde, ihrem ureigenen imaginierten Paradies, welches für sie nach eigenen Worten nur an Board eines Schiffes zu verorten war:

Das Leben auf dem Schiffe ist viel schöner als jedes Ufer. Die Reiseziele sind nur deswegen begehrenswert, weil die Reise dazwischen liegt. Wenn ich irgendwo angekommen wäre und wüsste, dass ich nie mehr mich davon entfernen würde, würde mir der Aufenthalt in einem Paradies zur Hölle. Der Gedanke einen Ort verlassen zu müssen, rührt mich und lässt mich ihn lieben. Und so begrabe ich jedes Mal einen Traum, der zu rasch vergeht, um nach einem neuen zu suchen.

(Christomanos 90)

„Die Tätowierung unternimmt den verzweifelten Versuch, der Wahrheit des Traums vom irdischen Paradies Dauer zu verleihen; nicht etwa in der Meinung, daß sich dadurch bereits der Traum bewahrheitete, sondern um nach dem Verlust des Paradieses nicht auch noch den Traum von ihm zu verlieren“ (Oettermann 49), quasi als tabula rasa im Sinne einer Projektionsfläche für Sehnsucht und Zivilisationskritik. So suchte man nach Wegen

die Entzauberung und Entmystifizierung der Welt durch die Technik und der Etablierung der Leistungsgesellschaft zu kompensieren. „Früher hat man sich in einer abgeschlossenen Talmulde, die man nie verließ, als Gott empfunden. Jetzt rollen wir als Globetrotter wie Tropfen im Meer, und wir werden schließlich erkennen, daß wir nichts als solche sind.“ (Christomanos 93) So segelte sie zwischen Europa, Asien und Afrika umher und lebte und handelte ganz als Privaterson – abgesehen von ihrem kaiserlichen Konvoi: „Die Reisen der Kaiserin waren mit einem erheblichen Kostenaufwand verbunden, [...] ihr Personal vom Küchenchef bis zum Stallburschen konnte bis zu 70 Personen umfassen. Dazu kam noch das offizielle Gefolge für die Kaiserin [...] [Früher] wurden auch bis zu 18 Pferde und mehrere Equipagen mitgeführt.“ (Schad *Elisabeth von Österreich* 52) Aus heiterem Himmel fiel es ihr manchmal ein, spontane Hausbesuche zu machen, die die überraschten Damen des Hauses in enormen Zugzwang brachte, so berichtet Irma Sztáray von einem „afrikanischen Erlebnis“ (Sztáray 39), dem unangekündigten Besuch bei Gouverneurin Madame N. Nachdem die Gouverneurin die Kaiserin und ihre Hofdame ungebührlich lange warten ließ, sandte sie schließlich einen Lakaien, der sie nervös als nicht anwesend entschuldigte.

So entfernten wir uns denn erheitert und fest überzeugt, daß man uns hier nicht empfangen habe, und die Kaiserin meinte lachend, daß wir diese kleine Blamage gewiß der Toilettenfrage zu danken hätten. Ihre Exzellenz hatte der unverhoffte Besuch verwirrt und da sie nicht in entsprechender Pracht erscheinen konnte, ließ sie sich lieber verleugnen. [...] – [wenn sie nur geahnt hätte, wie schlicht die Kaiserin sich kleidete] Ihre Majestät trug immer Schwarz, nur an Kaisers Geburtstag machte sie eine Ausnahme und legte ein liches Gewand an. [...] Jedes

ihrer Kleider konnte sie durch Hinaufknöpfen kürzen lassen, um im Gehen nicht gehindert zu sein. (Sztáray 40)

In Briefen beschreibt die Gräfin ihre abenteuerlichen Abstecher ohne Gefolge oder männlichen Begleitern, wie zum Beispiel den Besuch des arabischen Stadtviertels Algiers:

Die auf der Schwelle lungernenden Männer verliehen der Gasse einiges Leben. Sie beschäftigen sich zumeist mit einer Stickerei, oder tun wenigstens dergleichen, denn ich sah sie meist Zigaretten rauchen oder Kaffee schlürfen. Frauen sah ich nirgends, diese werden hinter den Mauern gehütet. „Ein furchtbares Leben“, bemerkte die Kaiserin, „wie bedaure ich diese armen Geschöpfe, ich kann nie genug Freiheit und Luft haben und der Gedanke, daß ich so leben müßte, erfüllt mich mit Schaudern.“ (Sztáray 45)

Die Reiseberichte aus der Feder der Kaiserin fallen eher süffisant aus:

Smyrnas heisse Sonne brennet/ Nieder auf die engen Gassen,  
Wo die Karawanen ziehen,/ Majestätisch und gelassen.//  
Voraus führt der kleine Esel/ Mit dem Türken, kopfumwunden,  
Der Kameele [sic] lange Reihe,/ Einzeln an den Strick gebunden.//  
Reich beladen mit den Schätzen/ Asiens auf dem hohen Rücken,  
Schreiten stolz die edlen Tiere,/ Ohne sich der Last zu bücken.//  
Doch, um dieses int´ressante/ Wüstenbildnis anzusehen,  
Braucht man nicht einmal bis Smyrnas/ Bunter Wunderstadt zu gehen.//  
Führt ja doch im Heimatlande/ Oft ein Esel, winzig kleine,  
Selbst die höchsten der Kameele/ An der Nas´ herum alleine. (Elisabeth 90-91)

Bei den Aufenthalten im Achilleion auf Korfu verbringt die Kaiserin ganze Tage alleine ohne ihre Hofdamen; sie ist in sich gekehrt und introvertiert, isst und schläft wenig, führt Zwiesprache mit den Statuen Heines und Achilleis, dichtet und ergibt sich ganz in ihre todessehnsüchtige Melancholie. Bei einem der eher seltenen Ausflüge in das Innere der Insel kommt es laut Gräfin Sztáray zu folgendem Austausch von Beobachtungen:

„[...] rastend [konnte ich] oftmals die schönen, Wasser schöpfenden Mädchen von Gasturi bewundern [...] Eine Gestalt voll edelsten Ebenmaßes und herrlicher Haltung nähert sich mir, auf dem Kopfe trägt sie den Krug und, während sie ihn füllt, läßt sie ihre mandelförmigen, großen, braunen Augen auf der Fremden ruhen“ (Sztáray 84) [ – Elisabeth:] „Und die Frauen von Gasturi [...] imponieren mir nicht nur durch ihre antike Schönheit, sondern auch durch ihre unermüdliche Arbeitsamkeit. Sie besorgen nicht bloß die häusliche Arbeit, sondern auch zum großen Teile die Garten- und Feldarbeit. Haben Sie schon den Griechen auf dem Esel und das Weib neben ihm dahintrottend gesehen? Nun, dies charakterisiert das Verhältnis von Mann zu Weib hierzulande.“ (Sztáray 93)

Der in einer offenen Ehe lebenden Kaiserin konnte diese patriarchische Geschlechterhierarchie nur noch als Kuriosum, als eine verschwommene Erinnerung an lange vergangene Tage erscheinen; um die rudimentären Relikte ihrer Ehe – auch in sich selbst – zu erhalten, nahmen beide, der Kaiser und die Kaiserin, geographische Entfernung und persönliche Entfremdung als notwendig und unumgänglich hin, da sie zu verschieden waren, um lange friedlich zusammen zu leben. Und doch hatten sie eins gemeinsam: ein ungestilltes Verlangen. Elisabeth sehnte sich nach Freiheit und Seelenruhe, der Kaiser sehnt sich nach seiner Frau. In ihrem Streben nach

Selbstbestimmtheit entfernte sie sich vom Mann als Zentrum und Angelpunkt des weiblichen Begehrens und gab ihm einen neuen Platz in der Peripherie ihres Lebens, ordnete ihn ein unter den sekundären Prioritäten. Da sie sich als Kaiserin trotz aller Versuch nicht völlig aus dem Auge der Öffentlichkeit zurückziehen konnte, wurde ihr emanzipatorischer Lebenswandel registriert und zum potentiellen Vexierpunkt der sich regenden bürgerlichen Frauenbewegung.

Elisabeths Gemüt wurde nach dem Tod ihres Sohnes zunehmend trübsinniger; fluchtartig verließ sie Orte, brach zu neuen Ufern auf, entzog sich Pflicht und Familie, und schließlich sich selbst. Die Unruhe ihrer Seele trieb sie vorwärts, fliehend vor ihren Schuldgefühlen. „Den Wandervogel treibt der Selbsterhaltungstrieb zum Abfluge. Auch in ihr mag dieser Trieb tätig gewesen sein. Sie lebte und starb für ihre Familie; unendlich schwer schied sie vom Kaiser, und obschon sie, fern von ihm, in ewiger Angst um ihn lebte: Sie mußte dennoch fort.“ (Sztáray 158) Die Beziehung zwischen dem Kaiserpaar ist schwer zu fassen; die große emotionale Enttäuschung, die Franz Joseph für sie bedeutete, konnte die Kaiserin nicht überwinden. Doch brauchte sie ihn als ruhenden Pol in ihrem Leben, er war für sie der heimatliche Hafen, in dem sie bei Bedarf immer Anker werfen konnte. „Nein!“, fügte sie bitter hinzu, „eines will ich nicht: den Kaiser überleben. – Jeden Schicksalsschlag habe ich ertragen, doch dies will ich nicht, dies könnt´ ich nicht ertragen!“ (Sztáray 172) Ein Gedanke mehr, den es zu verdrängen galt, so sollte der schnelle Rhythmus ihrer Irrfahrten die schwermütige Kaiserin von ihren zunehmenden Ängsten und Sorgen ablenken. Sie bereiste die Länder Europas und Nordafrikas im zwei bis drei Monatstakt: Bad Kissingen, Brückenau, Karlsbad, Wiesbaden, Nauheim, Meran, Aix-les-Bains, Portugal, Spanien, die Balearen, Biarritz, Sizilien, die afrikanische Küste,

Korfu, Baden-Baden, Heidelberg, München, Possenhofen, Wien, Comberemere, Paris, Marseille, Korsika, Florenz, Pompeji, Capri, der Comosee, Mailand, Genua, Athen, Korinth, Zürich, Luzern, den Genfer See, Kairo, Budapest, Ofen, Gödöllö, Miramar, Ischl, Cap Martin, Gastein und andere.<sup>255</sup>

Was ihr eine psychologische Notwendigkeit gegen die Verzweiflung und die fortgesetzte Suche nach der Freiheit war, wurde für die Monarchie paradoxerweise auch jenseits des Zeremoniells die beste Werbemaßnahme und förderte den Tourismus. Diese Tatsache zog man bereits 1868 ins Kalkül, als sie der gerade neu gegründete Kurverein der Insel Lesina bat, die Patronanz über seine Tätigkeit zu übernehmen. Elisabeth gewährte nicht nur die Benennung eines Hotels nach ihr, sondern auch finanzielle Unterstützung. (Fischer 139)

Elisabeth war die erste wahre Kosmopolitin der Hocharistokratie, die sich auf Schiffen am meisten zu Hause fühlte, grenzenlos und frei; so ist es durchaus verständlich, dass sie die erste Kaiserin war, die die Werbetrommel rührte und als „Postergirl“ ins Marketing in Sachen Reisen einstieg. Das buddhistische Motto „Der Weg ist das Ziel“ hätte ihr Mantra sein können, da das Übersetzen von Festland zu Festland für sie das eigentlich Erstrebenswerte war:

Das Leben auf dem Schiff ist doch mehr als ein bloßes Reisen. Es ist ein verbessertes, wahreres Leben. [...] Man befindet sich wie auf einer Insel, aus der alle Unannehmlichkeiten und Beziehungen verbannt sind. Es ist ein ideales, chemisch reines, kristallisiertes Leben, ohne Wunsch und ohne Zeitempfindung.[...] Das Leben ist viel schöner als jedes Ufer. Die Reiseziele sind

---

<sup>255</sup> Siehe Abbildung im Anhang der Dissertation.

nur deswegen begehrenswert, weil die Reise dazwischen liegt.“ (Christomanos 89-90)

Im Alter reduzierte sie auch das sie begleitende Personal auf ein Minimum, um sich von möglichst wenig Formalitäten umgeben zu sehen. Ihre späten Hofdamen kann man ohne Übertreibung als „Wahlschwester“ (Fischer 80) bezeichnen, so daß sie trotz aller Hierarchie ein wirklich freundschaftliches Verhältnis verband. Im Kreise dieser Vertrauten fernab aller höfischen Etikette, war es Elisabeth möglich, ihre Phantasien und Träume ein Stück weit in der Realität auszuleben.

#### Seelenbrautfahrt

[...] Stern des Abends, Stern der Liebe,/ Weit und frei vom Weltgetriebe,

Grüsst dich meine Seele heut´;/ Einen Sprung in diese Wogen,

Und der Geist käm´ angeflogen,/ Wo du strahlst in Ewigkeit!//

[...] Von dem Erdenwahn genesen,/ Alle Leiden die gewesen,

Abgestreift im Lebensflug,/ Richtet heut´ die freie Seele,

Die kein irdisch´ Band mehr quäle,/ Gegen Troja ihren Zug.//

[...] Riffe, Klippen, Myrtensträucher,/ Weingelände, keine Eiche,

Hier der Fels, wo Sappho sprang;/ Klingt´s wohl noch in stillen Nächten,

Als ob Nixen Kunde brächten/ Von der Dichterin Gesang?//

[...] Endlich, endlich ihn gefunden,/ Hält ihn tausendfach umwunden

Meine Seele, lodernd heiss;/ Sterne könnte sie versengen,

Feuer in die Meere mengen,/ Göttersohn, mein Achilleus! (Elisabeth 84-89)

Nicht wenige der Achill-Gedichte der Kaiserin enden mit einer Todesphantasie: „O stoss´ ins Herz mir deinen Speer,/ Lös´ mich aus einer Welt,/ Die ohne dich so öd, so leer,/



Umsonst mich ferner hält.“ (Elisabeth 71) Tatsächlich kam Elisabeths Sterben diesem in Vers gesetzten Todeswunsch sehr nahe.

### **3.10. „Ich aber breite [...] aus die weiten weissen Schwingen, und kehre ins Feenreich nach Haus – nichts soll mich wieder bringen“<sup>256</sup> – der Tod der Kaiserin**

Am 10. September 1898 wurde die österreichische Kaiserin in Genf von einem jungen italienischen Anarchisten ermordet. Das Incognito, sie reiste unter dem Namen einer Gräfin Hohenembs, flog auf und die Züricher Zeitung berichtete von dem hohen Gast; Luigi Luccheni, vom abgrundtiefen Hass gegen alle Aristokraten beseelt<sup>257</sup>, erschlug die sechzigjährige Monarchin. Der Schock, den die Nachricht dieses gewaltsamen Aus dem Leben-gerissen-werdens der Kaiserfamilie bescherte, saß tief. Doch trösteten sich diejenigen, welche die Kaiserin gut gekannt hatten damit, dass der schmerzlose Tod für die lebensmüde und seelenkranke Monarchin eine Erlösung bedeutete: „[...] das letzte Mal hat [die Kaiserin ihren] Herzenswunsch einen Tag vor ihrem Tod ausgesprochen [...]: „Ich wünsche mir, dass meine Seele durch eine winzigkleine Öffnung des Herzens zum Himmel aufsteigt.“ Diesen einen Wunsch hat ihr der Himmel erfüllt.“ (Praschl-Bichler *Die Habsburger* 120) Eine Autopsie ergab, dass der Stichkanal 85 Millimeter tief ins Herz hineinreichte und so dünn war, dass das Blut nur tropfenweise aus der Herzkammer austreten konnte und die Herzfunktion langsam lahm legte, „nur so konnte es geschehen, dass Elisabeth im Verein mit ihrer

---

<sup>256</sup> (Elisabeth 336)

<sup>257</sup> Luccheni hatte eigentlich Prinz Henri von Orléans als sein Opfer auserkoren; wie das Schicksal spielt, kam dieser aber nicht in die Stadt und aus der Zeitung erfuhr Luccheni vom Aufenthalt der österreichischen Kaiserin – und dieser Zufall wurde ihr zum Verhängnis: als sie mit ihrer Begleitung das Hotel verließ, um mit dem Schiff den Genfer See zu überqueren und sie um halb zwei Uhr nachmittags die wenigen Meter zum Anlegeplatz eilte, stürzte sich der Attentäter auf die Kaiserin und stieß ihr eine auf drei Seiten scharf gespitzte Feile in die Brust.

außerordentlichen Energie und bewunderungswürdigen Willenskraft noch hundertzwanzig Schritte bis auf das Schiff gehen konnte und erst dort zusammenbrach“ (Corti 461) und direkt nach der Katastrophe auch noch „[jedem] mit der herzlichsten Freundlichkeit in seiner eigenen Sprache, deutsch, französisch, englisch, für die Teilnahme dankte[und] bestätigte, daß ihr nichts fehle, und mit herzlicher Bereitwilligkeit [gestattete], daß der Kutscher ihr bestaubtes Seidenkleid abbürstete.“ (Sztáray 229) Als an Board des Schiffes klar wurde, wie besorgniserregend der Zustand der Kaiserin war, wendete das Schiff und brachte die Kaiserin zurück ans Ufer, wo sie um 14:40 Uhr für tot erklärt wurde. Danach wurde sie im Hotelzimmer aufgebahrt und die ihr treuergebene Gräfin Sztaray hielt die Totenwache, bis am 14. September der schwarzverhüllte Hofsonderzug die Kaiserin heimholte. Zwei Tage später wurde sie in der Kapuzinergruft in Wien neben ihrem Sohn beigesetzt, genau dort, wo sie seit dessen Freitod ihren Seelenfrieden zu finden hofft. „Ich sehne mich so sehr, dort zu liegen in einem guten, großen Sarg, und nur Ruhe zu finden, nur Ruhe. Mehr erwarte und wünsche ich nicht. Weißt du, Valerie, dort wo gerade oberhalb das Fenster liegt, doch ein wenig Licht und Grün in die Gruft hereinblickt und man die Spatzen zwitschern hört.“(Corti 429)

Nun ist es gekommen, wie sie es immer wünschte, rasch, schmerzlos, ohne ärztliche Beratungen, ohne lange, bange Sorgentage für die Ihren... „Und wenn ich einmal sterben muß, so legt mich an das Meer“, hat sie einmal gesungen. Das Meer war es wohl nicht, aber der blaue Genfersee- „Es ist ganz die Farbe vom Meer, ganz wie das Meer“, wiederholte sie noch am Freitag öfters zu Irma Sztaray (Schad *Marie Valerie* 309)

schrieb ihre Lieblingstochter Valerie am 21. September 1898 in ihr Tagebuch; ähnlich passende Worte fand Elisabeths Dichterfreundin Carmen Sylva, alias Königin Elisabeth von Rumänien:

Nur für die Welt [habe ihr Ende entsetzlich gewirkt, für Elisabeth aber] schön und still und groß im Anblick geliebter, großer Natur, schmerzlos und friedlich [...] Es ist nicht allen Menschen angenehm, im Kreise zahlreicher Leidtragender den Geist aufzugeben und von allen möglichen Zeremonien noch im Sterben umgeben zu sein. Manche sterben gern noch schön für die Welt, das hätte ihr gar nicht ähnlich gesehen. Sie wollte gar nichts sein für die Welt, auch im Sterben nicht. Sie wollte einsam sein und auch ebenso unbemerkt die Welt verlassen, durch die sie so oft dahingeschritten war, Ruhe suchend, in ihrem rastlosen Drängen nach Höherem und Vollkommenerem (Carmen Sylva *Neue freie Presse* 25.12.1908)<sup>258</sup>.

Dass ausgerechnet sie, die sie der Monarchie keine große Zukunft voraussagte, von einem Anarchisten erdolcht wurde, entbehrt nicht einer gewissen Ironie. Sie fiel dem damals gerade beginnenden Klassenkampf zum Opfer, einer sozialromantischen Motivation ohne Finesse, Plan oder Strategie. „Das Double zu spielen, wenn man die große erste Rolle sein möchte, heißt zweimal ermordet zu werden.“ (Morand 192) Doch war es dieser gewaltsame Tod, der der Kaiserin den Eintritt in die Unvergesslichkeit gewährte; fünfundvierzig Jahre hatte sie an ihrem posthumen Kultfigurstatus gefeilt und Lucheni vollendete ihr Werk für sie. So bemerkte Constantin Christomanos schon lange vor ihrem Tod, daß es sich nicht vorstellen könne, „daß sie auf gewöhnliche Art aus dem Leben scheiden könne, nachdem sie in das reale Leben nicht hineingehört.“ (Christomanos 144) Elisabeth schaffte es, sich von ihrem Ehemann und ihrem Status –

---

<sup>258</sup> Carmen Sylva. „Die Kaiserin Elisabeth in Sinaia“. *Neue freie Presse*. 25.12.1908.

der unabdingbar an den Mann gebunden war – loszusagen und unabhängig von beidem unsterblich zu werden. Trotz (oder vielleicht auch gerade wegen) der vielen Mißkonzeptionen wurde ihr emanzipatorischer „Sonderweg“ zu einem Symbol der Frauenbewegung. Bis in die postmoderne Zeit hinein leistete sie verschiedensten Frauen (und anderen marginalisierten Gruppen) Identifikationshilfe, machte ihnen Mut und gab ihnen als Impulsgeberin Starthilfe in die eigene Freiheit.

Auf Umwegen, die Trauer war verklungen, kam von fernher ein verspäteter Gruß. Er klang, als sei er von einem großen Dichter erdacht. Frauen aus Ägypten sandten Jerichorosen und Lotusblumen mit einem Zweige des alten Feigenbaums, unter dem Maria, nach der Sage, auf der Flucht vor Herodes, geruht haben soll. Die Schleife des Gebindes trug die Inschrift *Flores etiam miseri desertorum te salutant!* „Die armen Wüstenblumen grüßen Dich!“ (Tschuppik 295)

Die Kaiserin, die viele Charakterschwächen in sich vereinigt, hatte doch mit ihrem Leben nicht nur für sich selbst etwas bewirkt; es fühlten sich, wie obige Quelle zeigt, viele von ihr und ihrer Lebensweise berührt und betroffen.

### **3.11. „Nie lässt sich in den Käfig zwingen, und wär er golden auch, was frei..“<sup>259</sup> – Elisabeths emanzipatorischer Sonderweg**

Elisabeths lyrisches Vermächtnis an die Nachwelt war nicht alles, was die pathetische Elisabeth unternahm, um ihre Präsenz bei den Lebenden auch nach ihrem Tod zu gewährleisten: Sie war sechzig und starb in der Wahrnehmung der Welt als eine der schönsten Frauen ihrer Zeit. Noch bevor sie vierzig Jahre alt war, fror sie ihr Bild für

---

<sup>259</sup> (Elisabeth 105)

immer ein und konservierte sich somit im Gedächtnis der Öffentlichkeit.<sup>260</sup> Sie verweigerte Porträts und Fotografien ihrer selbst und war bei ihren wenigen öffentlichen Auftritten tief verschleiert.<sup>261</sup> Elisabeth war ihrer Zeit weit voraus, die Vielschichtigkeit ihrer Persönlichkeit, der Facettenreichtum ihres Charakters, ihr Körperbewusstsein, ihr Drang zur Selbstverwirklichung, die Ablehnung der Selbstaufgabe zugunsten von Mann und Kindern, die Weigerung sich in eine Schablone pressen und sich von andern vereinnahmen zu lassen – all das ist für moderne Frauen heute nahezu selbstverständlich, aber vor über 100 Jahren gehörte dazu eine gehörige Portion Mut und ein starker Wille. Ich habe versucht, dies besonders herauszuarbeiten, auch im kontrastierenden Vergleich mit anderen außergewöhnlichen Frauen aus Elisabeths unmittelbarem Kreis und Ära, wie Carmen Sylva, Kaiserin Eugénie und Lola Montez. In einschlägigen Werken der Kaiserin Elisabeth-Literatur wird sie immer wieder mit Lady Di (Lady Diana, Princess of Wales, 1961-1997)<sup>262</sup> und Evita (María Eva Duarte de Perón, 1919-1952)<sup>263</sup> in Verbindung gebracht; ich finde beide Analogien eher oberflächlich (traurige Märchenprinzessin und Königin des Proletariats) und klischeehaft, während Lola Montez und Kaiserin Eugénie wirklich ähnliche Kämpfe zu bestehen hatten, wie die österreichische Kaiserin. Die Dichterfreundschaft zur rumänischen Königin ist weithin bekannt. Auch, oder besonders

---

<sup>260</sup> Sie verbarg sich hinter Fächern und Schirmen. So waren die Fotografen gezwungen, sie durch Retouche künstlich ältern zu lassen. Da die Kunst und Technik des Fotografierens damals noch nicht so ausgereift war, als dass Paparazzis verbotenerweise geheime Schnappschüsse von ihr hätten erhaschen können, ging ihre Strategie auf.

<sup>261</sup> Wie in so vielen anderen Dingen, sind sich Schülerin und Meister auch hierin einig; es überrascht nicht weiter, dass Heine ganz ähnliche Maßnahmen zur Sicherung seiner Privatsphäre ergriff: „...die Darstellung seiner äußeren Erscheinung hat er mit Erfolg zu kontrollieren gewusst, was so viel heisst wie: Er hat eine wirklichkeitsgetreue Abbildung verhindert.“ (Kortländer 11).

<sup>262</sup> Renate Daimler (1998): *Diana & Sisi. Zwei Frauen – ein Schicksal*.

<sup>263</sup> Michaela Lindinger (1998): “Stratosphäre des reinen, unentweihten Mythos.“ *Keine Thränen wird man weinen....*

im Vergleich mit diesen bemerkenswerten Frauenbiographien steht die der Kaiserin-Königin als noch facettenreicher hervor.

Bei all ihren Schwächen wie ihrer zügellosen Ich-Bezogenheit, ihrem Egoismus und ihrer Verantwortungslosigkeit, darf man folgendes nicht vergessen: sie war eine der ersten Frauen, die aktiv für ihre Rechte gekämpft hat – und das obwohl sie Kaiserin eines gewaltigen Reiches war; vielleicht aber auch gerade deshalb wollte sie nichts anderes sein als sie selbst, und dieses Ziel hat sie auf ihre eigene Weise erreicht. Was Elisabeth mit ihrem Nachlass an die „Zukunftsseelen“ erreicht hat, ist vielleicht nicht der erwünschte Ruhm als gefeierte Künstlerin, aber Verständnis, Empathie und vor allem aber Bewunderung zollt man dieser aussergewöhnlichen Monarchin allemal, liest man ihr Tagebuch. Und da sie als Kultfigur sozusagen zum gesellschaftlichen Allgemeingut gehört, wird sie für so manche Zwecke eingespannt; sie kann sich ja weder dagegen verwehren, noch kann sie die absolute Widersinnigkeit – wie die der folgenden Quelle – artikulieren:

The Vienna Christian Women's Association (*Frauenbund*) defined the empress as “the truly loving spouse – the concerned, tender mother – the adored, deified grandmother – the gentle good ruler [...] she exchanged the golden crown with the crown of the martyr!” This [...] organization, unable to embrace the living empress, organized a special gathering devoted to her memory during which the Christian Social mayor Karl Lueger and the leadership of the *Frauenbund* raged against the dangerous progression from liberalism to radicalism to social democracy to anarchism – and created a fund in her name for Christian orphans. (Unowsky 91)

Was sich zeigt, ist, dass die Kaiserin Elisabeth für die Frauenbewegung einen weitaus wichtigeren Stellenwert einnimmt, als angenommen – freiwillig oder unfreiwillig wurde sie zum ‚Wappentier‘ der emanzipierten Frau im deutschsprachigen Raum des 19. Jahrhunderts.

So außergewöhnlich Elisabeth als Person auch gewesen ist, ihre Geschichte wäre wohl nicht zur Legende, und sie sicher nicht zur Kultfigur geworden – das war vor allem das Ergebnis ihrer exponierten Stellung: „Wir klatschen mit beiden Händen Beifall. Unsere Zivilisation beginnt wahrhaftig zu begreifen, dass Frauen eine Seele [...] und auch Verstand haben, selbst wenn sie auf dem Throne sitzen.“ (Duff 290)<sup>264</sup> Wie einige ihrer überlieferten Gesprächsbruchstücke zeigen, kannte sie sich mit der Frauenemanzipation ganz gut aus, hielt sie allerdings als Trend für uninteressant; sie griff die Grundforderungen jedoch für ihr eigenes Leben und Streben auf und wurde so zur Trendsetterin für die bürgerlichen Emanzipierenden. Elisabeth kritisierte die (aufgezwungenen) Institutionen von Ehe und Mutterschaft ganz aktiv in ihrem Handeln; die Ehe mit dem Kaiser aufzulösen kam ihr doch nicht in den Sinn; sexuelle Freiheit war für sie scheinbar nicht auf der Agenda zur Schöpfung ihres persönlichen Freiraumes. Als Ersatzbefriedigung erlebte sie Körperexstase im Leistungssport, wo sie selbst – im wahrsten Sinne des Wortes – „die Zügel“ in der Hand hielt und Richtung und Intensität angab. Auch wurde sie dank ihres Pioniergeistes und ihres starken unbeugsamen Willens zur „Schutzheiligen der unverständenen Frauen“ (Hamann „Einführung“ 25), da sie durch ihre Stellung den Traum aller unglücklichen, unterdrückten Ehefrauen leben konnte: Sie brach aus den sie bedrängenden Zwängen aus. Trotz allem bürgerlichen

---

<sup>264</sup> *L'Opinion Nationale*, über Hocharistokratinnen, wie etwa Kaiserin Eugénie, die Orden (Kreuz der Ehrenlegion) vergab an Frauen, die Bahnbrechendes leisteten.

Individualismus, den sie nicht nur in ihrem literarischen Bildungskanon nachvollzog, setzte sie sich ab als privilegierte Aristokratin; während der Kaiser, der die luxuriösen Hobbies seiner Frau finanzierte, bis zu seinem Todestag mit 86 Jahren in stoischer Pflichterfüllung an seinem Schreibtisch saß und diszipliniert der bürgerlichen Arbeitsmoral frönte, lebte und liebte sie als „eine Kaiserin der Einsamkeit“<sup>265</sup> einzig im Reich der Phantasie. Umso mehr Respekt gebührt ihr für die Antriebskraft, die sie in sich selbst fand und die sie als Energie benutzte, um sich zu erheben – physisch und psychisch – und sich weigerte ein eindimensional-einheitliches Frauen(-ideal) -bild vorzuleben.

---

<sup>265</sup> Die Schicksalsschläge, mit denen die Kaiserin zeitlebens zurechtkommen mußte, fügen sich in eine lange Liste: „[...] Ihre Schwester, die Herzogin von Alençon verbrannte während des „Bazar de la Charité“ in Paris; eine andere Schwester verlor auf heroische Weise ihr Königreich; ihr Schwager, Kaiser Maximilian I., wurde am 19. Juni 1867 in Queretano erschossen; ihre Schwägerin, die Kaiserin Charlotte, verlor vor Kummer den Verstand; ihr Lieblingsvetter, König Ludwig II. von Bayern, ertrank im Starnberger See am 13. Juni 1886; ihr Schwager, Graf Ludwig von Trani, nahm sich in Zürich das Leben; der Erzherzog Giovanni von Tosca verzichtete auf seine Würden und ging im Meer unter; der Erzherzog Wilhelm stürzte tödlich vom Pferd; ihre Nichte, die Erzherzogin Mathilde verbrannte; der Erzherzog Ladislaus, Sohn des Erzherzogs Joseph, kam bei einer Jagd ums Leben; ihr eigener Sohn schließlich, der Kronprinz Rudolf, verübte am 30. Januar 1889 in Mayerling Selbstmord.“ (Barrès 185-186)



## **Kapitel 4: Bertha von Suttner (1843-1914), eine gesellschaftlich hybride Freidenkerin**

Bertha von Suttner eine gesellschaftlich hybride Freidenkerin zu nennen, rechtfertigt sich auf der Grundlage ihrer gesamten Existenz: für die Hocharistokratie war sie mütterlicherseits von zu niederer Geburt, für eine Assimilation in das Bürgertum war ihre väterliche zu hoch. So saß sie zwischen allen Stühlen und schaffte sich selbst ein erfolgreiches und erfülltes Leben abseits dieses Schubladendenkens. Die selbstbestimmt denkende und handelnde Frau brachte es als Gründerin und Vorsitzende der österreichischen Friedensliga und als Schriftstellerin zu Weltruhm. Elfriede Jelinek<sup>266</sup> hat 2005 folgenden Nachruf auf Bertha von Suttner verfasst:

Bertha von Suttner hat einmal ein Buch unter dem Pseudonym 'Von Jemand' veröffentlicht, damit man nicht wissen sollte, ob es von einem Mann oder einer Frau geschrieben war. Damit ihr Werk nicht abqualifiziert würde als von einem minderwertigeren Menschen stammend. Niemand hatte unter dem Pseudonym eine Frau erwartet. Auch das Leben einer Abenteuerin, in dem sie, gemeinsam mit ihrem Mann, allerdings immer dem Schreiben als Brotberuf nachgegangen war, um sich zu ernähren, ist nicht für viele Frauen vorgesehen gewesen, und nur wenige haben es gewagt. Im sehr fremden Land Georgien, dem Land der Medea. Was mit deren Kindern passiert ist, wissen wir aus der Mythologie. Bertha v. Suttner konnte sich Kinder buchstäblich nicht leisten. Sie hat ihr Leben (und um ihr Leben) immer schreiben müssen, immerfort schreiben, immer fortschreiben.

---

<sup>266</sup> Elfriede Jelinek (geboren 1946), österreichische Theater- und Romanautorin, erhielt 2004 den Literaturnobelpreis.

Wie gut, daß dieses Leben und Schreiben jetzt endlich gewürdigt wird! (Jelinek o.S.)

Unter der Erwähnung aller Schwierigkeiten und Besonderheiten im Leben der Bertha von Suttner als Frau und Schriftstellerin läßt diese Widmung einen der Bestimmungsfaktoren für deren Leben aus: Bertha von Suttners gesellschaftliche Positionierung und ihr Selbstverständnis als Aristokratin; Bertha von Suttner identifizierte sich über den Klassenkodex des habsburgischen Neoabsolutismus, in den sie geboren wurde – selbst dann noch, als sie im Zuge ihrer Selbstbefreiung dessen starres Regelwerk zu verletzen begann.

Die emanzipierte Aristokratin Bertha von Suttner wird von vielen Frauenvereinen als ihre Ahnherrin genannt, doch entzog sie sich selbst zu Lebzeiten allen organisierten Frauenrechtsvereinigungen und feministischen Freiheitsbewegungen. Als ihr Lebenswerk muß ganz klar die Friedensbewegung anerkannt werden, wofür sie auch in ihrem letzten Lebensjahrzehnt 1905 öffentlich und weltweit mit der Verleihung des Friedensnobelpreises geehrt wurde. Mein Ziel ist es zu zeigen, dass ihr Verdienst für die feministische Emanzipation – obwohl nicht anerkannt – ihrem pazifistischen Vermächtnis nicht weit nachsteht. Die moderne Konzeptionalisierung der internationalen Politik in Staatenbündnissen geht auf ihre Agitation zurück, und ganze Frauenverbände berufen sich auf Bertha von Suttner als Impulsgeberin oder zumindest Inspiration. Sie entzog sich jeglicher Kategorisierung durch ihren unbändigen Trieb zum Individualismus und Freiheitsdrang.

Ähnlich wie bei Kaiserin Elisabeth verhalf ihr der soziale Rang beim Auf- und Durchbruch, bei dem Hinwegsetzen über Gendernormen und einengende Rollenmuster;

jedoch gestaltete sich ihr emanzipatorischer Sonderweg völlig anders als der der Kaiserin, die zeitlebens nicht unter finanziellen Nöten zu leiden hatte. Bertha von Suttner wird anhand ihrer (autobiographisch unterlegten) Texte, dem darin suggerierten Frauenbild und ihrer persönlichen Emanzipationsbestrebung als Unikat in der aristokratischen Frauenbewegung im Rahmen dieser Dissertation analysiert. Aufgrund ihrer jeweils einzigartigen Lebensumstände entziehen sich die hier thematisierten Ausnahमारistokratinnen jedem direkten Vergleich; daher wird sich auch bei Bertha von Suttner die interpretierende Erarbeitung ihres literarischen Lebenswerkes immer wieder mit der Biographie durchkreuzen, da ihre immanent validen Werke (diejenigen, die sie nicht als Auftragschriftstellerin zum Erhalt ihres Lebenserwerbes verfasste) sich aus ihrer privaten Perspektive heraus motivieren und nur unter Einbezug derselben ganzheitlich erfassbar sind. Besonderes Augenmerk soll dabei den Texten *Die Waffen nieder!* (1889) und *Maschinenzeitalter* (1888) gewidmet werden unter steter Einbeziehung ihres Lebensrückblickes in den *Memoiren* (1909). Nur in der Kombination von Autobiographie und propagandistischer Literatur läßt sich diese gesellschaftlich hybride, sich jeglicher Kategorisierung entziehende adelige Schriftstellerin verstehen, die zu Lebzeiten keinesfalls unumstritten war. Auch in der eigenen Familie wurde ihr „nicht die Begeisterung entgegengebracht [...] wie anderswo [und das] hatte seine Gründe [...] im weltanschaulichen und politischen Bereich.“ (Wintersteiner 7)<sup>267</sup> So wurde Bertha von Suttner nicht nur in der Tagespresse immer wieder „als ‚streitbare Baronin‘ apostrophiert“ (Wintersteiner 7); eine treffendere Charakterisierung gab ihr Mann Arthur von Suttner ab, er „nannte sie ‚Löwos‘, womit er andeutete, daß sie von Löwenmut

---

<sup>267</sup> Carl von Suttner (1918-1990), Großneffe des Bertha von Suttner Gatten Arthur Gundaccar von Suttner, zitiert in Wintersteiner (1984).

beseelt war.“ (Wintersteiner 8) Die bis heute renommierten publizistischen Erfolge der regen Baronin wurden ihr keinesfalls leicht gemacht, ganz im Gegenteil mußte sie diese hart erkämpfen und sich gegen ein Heer von Opportunisten mit ‚Löwenmut‘ behaupten.

Unbestreitbar ist Bertha von Suttners Hauptverdienst ihre Friedensarbeit, für die sie größtmögliche Ehrung bereits zu Lebzeiten erhielt. Im folgenden Kapitel der Dissertation soll anhand ihrer eigenen Aussagen, Texte und ihrer Lebensgeschichte gezeigt werden, dass sie im Zuge ihres außergewöhnlichen politisch-internationalen Engagements gegen die Phänomenologie des Krieges und für die Etablierung internationaler Schiedsgerichte ebenso die feministische Emanzipationsbewegung der Frau weltweit beeinflusste und voranbrachte. In der Konsequenz ihrer Friedensagitation wurde sie zu einer international bekannten und öffentlichen Figur, deren freiheitliche Lebensführung Frauen in aller Welt als leuchtendes Beispiel vor Augen stand. Nicht zufällig versuchten viele Frauenverbände die Baronin als Schirmherrin oder „Gallionsfigur“ ihrer Bewegung zu gewinnen. In der Ausleuchtung ihrer vielen Facetten – als Angehörige der Hocharistokratie, als Auftrags- und Propagandaschriftstellerin, als Politikerin und „Friedensbertha“<sup>268</sup>, als Ehefrau und Exilantin soll ihr feministisch-emanzipatorisches Vermächtnis aufgezeigt werden.

#### **4.1. Ein Frauenleben in der Polarisierung von Geschlecht und Klasse**

Bertha von Suttner widersetzte sich in ihrer resoluten Art von der Gesellschaft institutionalisierten künstlichen Hemmschwellen energisch. Im Grunde ihres Wesens war Bertha von Suttner ein freier Mensch: sie entzog sich jeder Kategorisierung im Sinne eines Schubladendenkens. Sie war eine Frau in expositionierter Stellung und redete der

---

<sup>268</sup> Geflügeltes Wort der Zeit, zitiert in Hamann (2009): *Bertha von Suttner*, S. 7.

Befreiung der Frauen das Wort, distanzierte sich jedoch von jeder organisierten Form des Feminismus und der Frauenbewegung – sowohl der bürgerlichen, wie auch der proletarischen. Sie war eine Frau der Tat, die aktiv in das Weltgeschehen eingriff: „Ideale nennt man die Dinge, solange sie noch im Reiche der Idee schweben, als erreichte Fortschritte stehen sie da, sobald sie in eine sichtbare, lebendige und wirkungskräftige Form gebracht worden sind.“ (BvS *Inventarium* 8)<sup>269</sup> Bevor sie sich die Einsicht und Lebensphilosophie einer autarken Existenz erarbeitete, führte sie das standesgemäß elitäre Leben einer habsburgischen Komtesse.

#### 4.1.1. Komtesse Kinsky, eine „Zigeunerin des Luxus“

Die Komtesse Kinsky von Wchinitz und Tettau erlebte die Achterbahnfahrt der Gefühle am eigenen Leib, die hochfliegenden Träume und Wünsche im Hinblick auf eine gute Partie, die ihr ein luxuriöses und sorgenfreies Leben in höchsten Gesellschaftskreisen ermöglichen sollte. Nicht zuletzt waren die Kinskys eines der vornehmsten alten Adelsgeschlechter Böhmens; Bertha von Kinsky jedoch profitierte davon wenig, da ihre Mutter eine Bürgerliche war und ihr betagter adeliger Vater noch vor ihrer Geburt starb. Die Witwenapanage war bald aufgebraucht, doch nahm Berthas Vormund, Friedrich Landgraf zu Fürstenberg Mutter und Tochter auf, und dort verbrachte Bertha von Kinsky eine behütete, standesgemäße Kindheit. Der „Fritzerl“ (BvS *Lebenserinnerungen* 39), wie ihn die Komtesse nannte, kümmerte sich bis zu seinem Tode pflichtbewußt um seine kleine Ziehtochter und ihre Mutter, die Dame seines Herzens, die für ihn als Nicht-Hoffähige unstandesgemäß war. In ihren jungen Jahren

---

<sup>269</sup> Bertha von Suttner wird in der bibliographischen Kurzangabe als „BvS“ abgekürzt.

adorierte Bertha von Kinsky diesen „Typus von Altösterreichertum“ (BvS *Lebenserinnerungen* 40) und identifizierte sich mit dessen Elitismus. Dies lernte sie von ihrem Vormund, der seine Gesellschaftsschicht, in die er geboren wurde, als identitätsstiftendes Element empfand, und die ihm als „einzige Menschenklasse, deren Leben und Schicksale ihn interessierten“ (BvS *Lebenserinnerungen* 39) galt. Die junge Komtesse Kinsky fügte sich naht- und problemlos in diese militante und erzkonservative Umgebung ein; ihre Träume waren ihrem aristokratischen Milieu standesgemäß:

Meine Zukunft sah ich deutlich vor mir: Erwachsen sein und Einführung in die Welt, zufliegende Herzen und Heiratsanträge, eine Begegnung des Einen, Einzigen, dem auch mein Herz zufliegen würde, weil er der Vornehmste, Schönste, Gescheiteste, Reichste und Edelste von allen wäre. Was er mir bieten würde – und ich ihm auch reichlich zurückzahlen –, das wäre vollkommenes und lebenslängliches Glück.“ (BvS *Lebenserinnerungen* 52)

Mit zwölf Jahren endlich endete die einsame Abgeschiedenheit auf dem Anwesen des Landgrafen zu Fürstenberg, und es begann die gemeinsam verlebte Kindheit mit Berthas gleichaltriger Cousine Elvira. Diese – keine Adelige – zog mit ihrer Mutter, einer Schwester der Gräfin Kinsky zu ihnen. Elviras verstorbener Vater, seines Zeichens vermögender Privatier und Philosoph, brachte seiner Tochter die großen Philosophen und Dichter nahe, „[d]as Resultat dieser Erziehung war natürlich ein Blaustrümpfchen.“ (BvS *Lebenserinnerungen* 47)<sup>270</sup> Elvira begann mit acht Jahren zu dichten und hatte tatsächlich unübersehbares Talent und um eine valide Wertung zu erhalten, wandte sich Elvira schon als Jugendliche an den Dichter Grillparzer, „der auf der Höhe seines Ruhmes stand und

---

<sup>270</sup> Diese frühesten Prägungen in der Kindheit – Altösterreichertum und Standesdünkel des Vormundes, sowie die belesene Gelehrtheit der bildungsbürgerlichen Cousine – sind die Grundfesten, auf denen die Persönlichkeit der erwachsenen Bertha von Suttner gegründet ist.

an Marie Ebner-Eschenbach, deren Stern damals aufzugehen begann. Diese beiden sind gekommen, Elvira zu besuchen, und zwar in unserer Wohnung. Ich sehe noch im Geiste den alten, etwas mürrischen Grillparzer, wie er, ermüdet vom Stiegensteigen, in unser Zimmer trat.“ (BvS *Lebenserinnerungen* 63) Von dem gefällten Qualitätsurteil erinnerte von Suttner wenig, aber dass Marie von Ebner-Eschenbach, die Elvira als nächste große Sappho rühmte, in der nachfolgenden Korrespondenz sich „stets mit Sympathie um die schöne (sie sagte „schöne“, ich kann nichts dafür, und nach nahezu einem halben Jahrhundert ist es erlaubt, das entschwundene Prädikat zu vindizieren) Komtesse Kinsky“ (BvS *Lebenserinnerungen* 63) erkundigte, schrieb Bertha von Suttner in ihre späten Annalen ein. Die beiden romantischen Cousinen sahen einer hoffnungsvollen Zukunft entgegen, „[das Glück] lag in uns, in unserem lebensfrohen Jugendgefühl, in unserer – daß ich´s nur sage – maßlosen Eitelkeit. Die eine die größte Dramendichterin der Zukunft, die andere wenn nicht anders, so doch eine gefeierte Schönheit... Oh, die dummen, dummen Mädels!“ (BvS *Lebenserinnerungen* 61)

Das schwesterliche Mütterpaar glaubte die Sehergabe bei sich entdeckt zu haben und wollte nun den Beweis aufs Exempel folgen lassen: Mütter und Töchter reisten nach Wiesbaden und Baden-Baden, das „Millionengeschäft“ (BvS *Lebenserinnerungen* 59) ließ jedoch auf sich warten und musste schließlich aufgegeben werden. So konnte der Winter 1856 aus Geldmangel nicht in Wien, sondern musste auf dem Land bei Klosterneuburg verbracht werden. Aus Langeweile „führte [die junge Komtesse] einen Streich aus“ (BvS *Lebenserinnerungen* 84) und gab folgende Annonce in der Wiener *Presse* auf:

Aus purer Caprice einerseits, aus Seelendrang nach Gedankenaustausch andererseits, wünscht ein auf einsamem Schlosse lebendes adeliges Geschwisterpaar, Bruder und Schwester, mit warmfühlenden und tiefdenkenden Menschen in brieflichen Verkehr zu treten. Die Aufsicht über den Briefwechsel wird ein strenger Papa führen, der den jungen Enthusiasten beweisen will, wie unpraktisch sie sind mit ihrer Seelenaustauschidee. Briefe unter `Cela n`engage à rien´ an die Expedition des Blattes. (BvS *Lebenserinnerungen* 84)

Bei der Sichtung der Antwortschreiben kam ans Licht, dass Elvira trotz ausdrücklichem Verbot ihrer Mutter auf die im Familienkreis als Kuriosität in der gemeinsam gelesenen Zeitung besprochene Annonce geantwortet hatte.<sup>271</sup> Suttners Jugendstreich endete mit Elviras Verheiratung und, nachdem die veranschlagte Frist in Bescheidenheit und ruraler Zurückgezogenheit genug Ersparnisse gebracht hatte, „um das `Lehrgeld´ zu ersetzen und in die Welt zurückzukehren“ (BvS *Memoiren* 37), sollte die Einführung Bertha von Kinskys in die große Gesellschaft in Wien von statten gehen. Jedoch wurde es sehr schnell nur zu deutlich, dass die bürgerliche Herkunft ihrer Mutter und ihre nicht vorhandene Mitgift eine gute Partie unmöglich machten. Tatsächlich saßen die seelischen Wunden, die ihr auf ihrem ersten, lang ersehnten Ball zugefügt wurden, tief und verfolgten sie ein Leben lang.<sup>272</sup> Ihre Existenz als „Zwitterwesen“, halb adelig,

---

<sup>271</sup> Während Bertha bald das Interesse verlor, trat Elvira unter dem Decknamen „Kurt im Walde“ in einen emsigen Briefwechsel mit „Doris in See“ (BvS *Lebenserinnerungen* 85). Die immer länger werdenden Briefe und Seelengespräche veranlassten Elvira schließlich sich als Frau zu offenbaren, bevor „Doris“ sich in sie verliebte. Die Jubelantwort kam postwendend: „Herrlich, mein bester Freund, mein Dichter und Denker Kurt ist ein junges Weib, und Doris – jetzt muss ich es sagen – ist Offizier der k. k. Marine.“ (BvS *Lebenserinnerungen* 85) Am unglaublichen Ende dieser Geschichte stand eine (durch die kurze Lebensspanne Elviras) kurze, aber sehr glückliche Ehe zwischen der „Sappho des neunzehnten Jahrhunderts“ (BvS *Lebenserinnerungen* 48) und dem k.k. Linienschiffsfähnrich Joseph Tiefenbacher und damit der Abschied Berthas von der Gefährtin ihrer Kinder- und Jugendzeit.

<sup>272</sup> „Voll freudiger Erwartung betrat ich den Saal. Voll gekränkter Enttäuschung habe ich ihn verlassen. Nur wenige Tänzer habe ich gefunden. Die hochadeligen Mütter saßen beisammen, meine Mutter saß einsam;



halb bürgerlich zu sein, konnte sie nie ganz überwinden; selbst als sie als Baronin Suttner Berühmtheit erlangt hatte, blieb auf ihrer Visitenkarte der Vermerk „geborene Gräfin Kinsky“. Sie war stolz auf ihren Namen, wurde aber von Seiten der Kinskys nicht als vollwertiges Familienmitglied anerkannt, was es paradox erscheinen lässt, „daß in einer modernen Geschichte des Hauses Kinsky [...] ausgerechnet die einstmals in der Familie so wenig geschätzte Bertha als ‚berühmteste Angehörige des Hauses‘ bezeichnet wird. Eine späte Genugtuung, die Bertha von Suttner sicherlich mehr gefreut hätte als der Friedensnobelpreis.“ ( Hamann *Bertha von Suttner* 15) In ihrem ganzen Leben wurde sie in diesen hochfeudalen Kreisen nie freundlich aufgenommen, doch konnte sie sich, trotz aller Kritik, die sie am Hochadel übte – in der „Welt der Hocharistokratie [herrschte] ein seliges Nichtwissen all der Dinge, die das Jahrhundert bewegen“ (BvS *High Life* 209) – einer gewissen Schwärmerei und romantischen Verehrung derselben nicht erwehren:

Da sind die Galerien mit den Bildern gekrönter Vorfahren; da ist die Rüstkammer mit den Waffen, die von heerführenden Mitgliedern des Hauses getragen wurden; da sind Zimmer, wo königliche Gäste gewohnt haben; da sind ganze Museen von Pretiosen, Pergamenten und Dokumenten, die von der historischen Herrlichkeit des Hauses zeugen: da spricht alles von Macht, Glanz und Ruhm. Von der höchsten Zinne des Turmes, wo in den Wappenfarben die Fahne weht, bis hinab in das Gruftgewölbe, wo jahrhundertealte Gerippe in steinernen Särgen ruhen: alles verkündet die Hoheit des hier waltenden Geschlechtes. Der Respekt, den das Alter einflößt; der fromme Schauer, den die sichtbare Spur längst verflössener Zeiten in jeder Seele weckt; die Achtung vor der melancholischen, aber

---

die Komtessen standen in Rudeln und schnatterten miteinander – ich kannte keine; beim Souper bildeten sich lustige kleine Gesellschaften, ich war verlassen.“ (BvS *Memoiren* 63)

ehrfurchtgebietenden Majestät der Vergangenheit – diesen Zoll von Gefühlen, die das prächtige, traditionsreiche Schloß jedem Beschauer abzwingt, den zollt der Besitzer seiner eigenen Geburt, die ihn zum Erben und zum Repräsentanten aller gehäuften Ehren seines Hauses eingesetzt hat. Diese Selbstherrbietung heißt dann Hochmut – aber liegt nicht auch eine Pietät darin? (BvS *High Life* 214)

Daher scheint es nur zu verständlich, wie verheerend die gesellschaftliche Zurückweisung auf die verträumte und behütete Komtesse gewirkt haben muss; desillusioniert und resignierend nimmt sie den ersten ernstzunehmenden Heiratsantrag an, der ihr gemacht wird. „Der Bewerber war zwar nicht Aristokrat und schon 52 Jahre alt“ (BvS *Memoiren* 86), doch ließ sie sich von Reichtum und sozialer Hochachtung blenden, die ihr als Verlobte einer der wohlhabendsten Partien in Wien gezollt wurde, und die sie als Adelige zweiter Klasse lange ersehnt hatte. Als der Bräutigam Gustav Freiherr von Heine-Geldern<sup>273</sup> jedoch Avancen machte und seiner Braut einen Kuss stahl, riss diese sich mit einem „unterdrückten Ekelschrei“ (BvS *Memoiren* 88) los. Bertha von Suttners „Jugend spielte in einer Zeit, da ein Mädchen aus gutem Hause nicht eine Viertelstunde unbewacht bleiben durfte. Zehn Schritte allein über die Gasse – das durfte nicht vorkommen; damit wäre man wenn nicht verloren, so doch heillos kompromittiert gewesen.“ (BvS *Lebenserinnerungen* 59); so war diese Entscheidung ein Skandal, sehr mutig von ihr und brachte ihr ein großes Stück Selbsterkenntnis: „Ich war geblendet und sagte ‚ja‘. Ich versuche nicht, diese Tatsache zu beschönigen. Es ist eine hässliche

---

<sup>273</sup> Gustav Heine von Geldern, ein jüngerer Bruder des Dichters Heinrich von Heine war 34 Jahre älter als Bertha von Kinsky; geboren 1805, begann er seine erstaunliche Karriere als Landwirt, trat in den Dienst der österreichischen Armee, wurde Offizier, nahm den Namen seiner Mutter van Geldern an, und wurde Journalist und Zeitungsverleger. Er gründete und publizierte das *Wiener Fremdenblatt*, ein Bollwerk des Konstitutionalismus, das gegen den Liberalismus anschrieb. Er machte ein Vermögen und wurde geadelt als Baron Gustav von Geldern.

Tatsache, wenn ein achtzehnjähriges Mädchen einem ungeliebten, so viel älteren Mann die Hand reichen will, nur weil er Millionär ist! Es heißt – um es bei seinem wahren Namen zu nennen – sich verkaufen.“ (BvS *Memoiren* 40) Nach diesem Blick ins Innere half es auch nichts, zu wissen, dass der besagte Herr, einer der reichsten und einflußreichsten Männer der Wiener Geldaristokratie war – gegen den Willen der Mutter beendete sie die Verlobung und sandte alle Geschenke zurück.

Anders als viele ihrer Standesgenossinnen begann die Komtesse Kinsky aus ihren Fehlern, besser aus ihren Niederlagen zu lernen: sie durchschaute die Oberflächlichkeiten und Stumpfsinnigkeiten der hoffahrenden Gesellschaft; was nicht heißen soll, dass sie bei sich bietender Gelegenheit in die selbe nicht eingeeiratet und sich angepasst hätte. Sie war zeitlebens dem altösterreichischen Adelsmilieu tief verbunden, doch wusste sie um dessen Schwächen, was sie von vielen Frauen des Standes abhob.

Die erste Etappe, die ersten dreißig Jahre ihres Lebens, war die Vorbereitungszeit für ihre spätere Lebensaufgabe; aus der flittersüchtigen, „heiratswütigen“ und regelkonformen Komtesse Kinsky konnte sich nur die höchst emanzipierte und „regelwidrige“ Baronin von Suttner metamorphisieren, *da* ihr diese Erfahrungen der Jugendzeit zuteil wurden; Bertha von Suttner hat im Grunde *zwei* Leben gelebt.<sup>274</sup> In frequenter Reisetätigkeit verbrachte sie diese zu großen Teilen im Ausland, in Homburg, Baden-Baden, Wiesbaden, Rom und Paris, sie lernte mehrere Fremdsprachen, galante Umgangsformen und knüpfte internationale Bekanntschaften, die ihr später ermöglichten, ein Netzwerk zur Unterstützung der Friedenssache zu konstellieren. Gräfin und Komtesse Kinsky fanden in Modeorten und Bädern Anschluss an eine schillernde Elite, die nach

---

<sup>274</sup> „In der ersten Hälfte war sie weitgehend in ihre Klasse integriert, mit allen Gewohnheiten und unter Beachtung aller Gesetze. In der zweiten Hälfte ging sie zunehmend ihren eigenen Weg und emanzipierte sich. Aus den *Memoiren* ergibt sich, dass Bertha von Suttner das selbst so empfunden hat.“ (Götz 171)

selbsterstellten Regeln lebte und als Trendsetter gesellschaftlich Ton angehend war: die „Gruppe des internationalen High Life“ wird beschrieben als

[...] nomadisierende Völkerschaft, die ihre Zelte an alle Vergnügungsorte schleppt und sich überall da zu Hause fühlt, wo sie ihresgleichen begegnet und wo das Leben `à grandes guides`geführt wird. Es sind die Zigeuner des Luxus. Wo es von Opernmusik, Pferdehufschlag, Champagnergläsergeklirr und Flirtgekicher erschallt; wo Wappen und Kronen, Fächer und Reitgerten, Puderquaste und Jagdgewehr die Insignien des Berufes bilden; wo man Baccara spielt, sich auf Degen schlägt, Zweitausend-Francs-Toiletten trägt, Tauben schießt, Corso fährt, verschleiert zum Rendezvous eilt, seine Ahnen von Kreuzzügen datiert oder seinen Kredit nach Millionen beziffert: da hat sich solch ein Luxuszigeunerlager aufgeschlagen. (BvS *High Life* 150)

Mutter und Tochter wurden zu „Zigeuner[n] des Luxus“ und flanieren mit den restlichen Müßiggängern Europas in den Modebädern und Luxuslokalitäten der großen Gesellschaft. Neben dem Hauptziel, die junge Komtesse meistbietend zu verheiraten, verfiel Gräfin Kinsky noch einmal der wahnwitzigen Idee seherische Fähigkeiten zu besitzen und so im Glücksspiel die klägliche Mitgift ihrer Tochter gehörig aufstocken zu können. Der Spielerfolg setzte nicht ein und so blieb die Witwenapanage in den Casinos von Baden-Baden und Wiesbaden und die Heiratschancen der jungen Komtesse schwinden. „Das absolut sichere System“ (BvS *Memoiren* 24), das die fehlenden 16 hochadeligen Ahnen der halb-bürgerlichen Komtesse wettmachen sollte, resultierte in einer abwärtsgerichteten Spirale, die geradewegs in das Milieu der verarmten Aristokratie, eines Adels zweiter und dritter Klasse führte. Trotz der Finanzmisere genoss

Bertha von Kinsky ihre Jugendjahre sehr; so konnte auch die Abgeklärtheit des Alters sie nicht vor der Torheit schützen, in ihren *Lebenserinnerungen* noch voll Stolz von königlicher Begleitung beim Spaziergang im Park und ihren anderen Eroberungen aus dem Nähtäschchen zu plaudern, auch wenn das Gesamturteil über die junge Bertha harsch ausfällt: „Die jugendliche Bertha war doch eine rechte Null.“ (Suttner 23.10.1907)<sup>275</sup>

Zunächst war es jedenfalls nicht absehbar, dass Komtesse Kinsky im Alter von dreißig Jahren unverheiratet in Anstellung gehen musste; bereits dreizehnjährig erhält sie ihren ersten Antrag, als Prinz Philipp Wittgenstein bei ihrer Mutter um sie anhält, die natürlich ablehnte. Außer dem Ausschauhalten nach potentiellen Heiratskandidaten hatten die Sommeraufenthalte in den „Hotspots“ der High Society das Schließen lebenslanger Kontakte zur Folge: etwa 1864 machte sie in der Sommerkur die Bekanntschaft der Fürstin Ekaterina von Mingrelien<sup>276</sup>, deren Freundschaft ihr bis zu deren Tode erhalten blieb und die dem vor dem Skandal in den Kaukasus fliehenden Brautpaar Suttner später Zuflucht gewähren sollte. Die Fürstin von Georgien war nur eine der monarchischen Bekanntschaften der Kinskys. „Der Umgang mit all den Fürstlichkeiten, Kaiserlichkeiten und Königlichkeiten war mir etwas zu Kopf gestiegen“ (BvS *Lebenserinnerungen* 136), schließlich plauschte sie bei ihren Promenaden in Baden-Baden des Öfteren mit König Wilhelm I. von Preußen und tauschte mit ihm sogar

---

<sup>275</sup> Tagebuch Bertha von Suttners, bei UNO, Collection Suttner-Fried, Eintrag vom 23.10.1907.

<sup>276</sup> Bertha von Suttner beschreibt die Fürstin: „Das Orientalische, Exotische, vermischt mit dem russisch und pariserisch Weltlichen, gewürzt von Romantik und eingerahmt von Reichtumsglanz, das übte einen eigenen Zauber auf mich; ich war wirklich geradezu glücklich über diese Beziehung, sie war mir die Erfüllung unbestimmter, lang gehegter Träume. Ihre Erscheinung war eine wahrhaft majestätische... die klassisch regelmäßigen Züge – man weiß ja, wie schön Weiber von Georgien sind – hatten ihre Linienreinheit bewahrt.“ (BvS *Memoiren* 51)

Photographien.<sup>277</sup> Dass sie dieser und zahlreichen anderen Anekdoten mit Hocharistokraten in ihren vierzig Jahre später erschienen *Memoiren* viel Platz einräumte, zeigt, wie bedacht sie auch noch am Ende ihres Lebens darauf war, der richtigen Gesellschaft zugerechnet zu werden.<sup>278</sup> Sie wollte standesgemäß sein und so fiel sie als Fünfundzwanzigjährige auf einen Heiratsschwindel im großen Stil herein; als ein älterer, kränklicher Herr im Rollstuhl mit den Worten „ich bin der reichste Mann von Australien“<sup>279</sup> (BvS *Lebenserinnerungen* 136) für seinen Sohn um ihre Hand bittet, willigten die beiden Gräfinnen von Kinsky (wegen ihres fortgeschrittenen Alters betitelte man auch Bertha nun als Gräfin) ein. Die Bedenken der erklärten Braut – „ich kenne den jungen Menschen kaum, liebe ihn nicht, ich bin zu alt für ihn...“ (BvS *Lebenserinnerungen* 137) verstummten angesichts des Reichtums und der damit verbundenen sozialen Stellung, denn „wenn der junge Mann auch keinen aristokratischen Namen hatte – ich brachte einen solchen mit, und Millionen, so viele Millionen bedeuten heutzutage mehr als Rang und Titel.“ (BvS *Lebenserinnerungen* 137) Das jugendliche Alter des Bräutigams im Vergleich zu ihrem fortgeschrittenen bereitere ihr zurecht Sorge,

---

<sup>277</sup> Bei der formellen Vorstellung während einer Soiree gemeinsamer Bekannter rief der alte Monarch aus: „Oh“, [...] lächelnd mir die Hand reichend, „wir kennen uns schon lange – vom Fenster aus.“ (BvS *Lebenserinnerungen* 134) Er hatte in der Komtess seine hübsche junge Nachbarin erkannt, die in der Villa nebenan ihr Feriendomizil hatte. Der König bat sie sogar um ihre Fotografie, fand sie jedoch schlecht getroffen und bat sie um eine andere. Den Erhalt derselben nach seiner Abreise quittierte der König in einem Brief<sup>277</sup>: „Soeben empfangen ich Ihre *etwas* bessere Photographie, gnädige Komtess [...]. Sie [wissen] sehr wohl [...], eine Eroberung gemacht zu haben, und zwar die eines zweiundsiebzigjährigen Greises, dessen Sentiments oft noch sehr lebhaft Eindrücke aufnehmen [...]. Mich ihrem ferneren Andenken angelegentlich empfehlend, verbleibe ich gnädige Komtess Ihr sehr ergebener Wilhelm rex.“ (BvS *Lebenserinnerungen* 135)

<sup>278</sup> 1899 wurde an dieser Manie viel Kritik geübt, als sie in ihrem Buch über die Internationale Friedenskonferenz in Den Haag, das sie per Auftrag verfasste um sachdienliche politische Information zu vermitteln, Beschreibungen ihrer Diner-Verpflichtungen und Einladungen bei der Haute Voile etwa die Hälfte des Volumens einnahmen, deren Einzelheiten langatmig und für an der Diplomatie Interessierte störend wirkten.

<sup>279</sup> Der australische Millionär berief als Leumund das Haus Rothschild, auf das auch seine Kreditbriefe liefen. Nach der geplatzten Verlobung kam jedoch heraus, „daß auch die ganze Häuserzeile in Melbourne und die sonstigen Millionen nur Märchen gewesen [waren].“ (BvS *Lebenserinnerungen* 140)

denn „it is built into the social structures of the time that young men, however attractive, lack the necessary [...] substance or social position to be considered as husband; hence a pattern of older husbands and younger wives is set up, which tends to repeat itself.” (Ockenden 37) Eine Kutschenfahrt durch das Villenviertel blieb die Klimax dieser Verlobung, da der Bräutigam in spe unentschuldig die eigene Verlobungsparty versäumte und heimlich mit seinem Vater abreiste. Aus der Rückschau war Bertha von Suttner dankbar für die Entwicklung der Dinge, und hatte nichts zu bereuen. „Ich bin noch heute froh, diese [...] Spazierfahrt erlebt zu haben. Ich habe dabei eine Sensation kennen gelernt, die durchzukosten nur wenigen Menschen zuteil wird; nämlich das Bewusstsein, dass man über unermesslichen Reichtum verfügt und dass man nur zu winken braucht, um alles, alles zu erlangen, was für Geld zu haben ist.“ (BvS *Lebenserinnerungen* 138)

Das letzte Kapitel im Verlobungsreigen der Komtesse Kinsky ereignete sich in ihrem neunundzwanzigsten Lebensjahr: Bertha von Kinsky, der von ihrer Mutter eingeredet wurde, eine Singstimme zu haben, die einer Primadonna zur Ehre gereichte, arbeitete hart an diesem Traum vom reichen und sorglosen Leben, nachdem Aussteuer und Witwenapanage im Spielsaal geblieben waren und altersbedingt sich kein wohlhabender Heiratswilliger am Horizont abzeichnete. Sie nahm zahlreiche Stimmbildungs- und Singstunden und musste sich bald selbst eingestehen, dass ihr das Talent zu einem großen Durchbruch fehlte. Genau in diesem eher stagnierenden Lebensmoment, betrat Adolph Prinz Sazyn-Wittgenstein-Hohenstein Bertha von Kinskys Leben. „Mit einer phänomenalen Tenorstimme begabt, ein leidenschaftlicher Sänger“ (BvS *Memoiren* 77) suchte er die Komtesse, die oftmals am offenen Fenster ihre Arien

probte, auf und sie begannen Liebesduette zusammen einzustudieren, woraufhin die romantische junge Frau sich am Ziel ihrer Träume wähnte; der Prinz hielt auch wirklich um ihre Hand an, die ihm Gräfin Kinsky gewährte, „meine Genehmigung hatte er schon in dem Kuss erhalten, mit welchem eines der in süßen Terzen ersterbenden Duette geendet hatte.“ (BvS *Memoiren* 78) Sein Glück als Sänger vermutete er in Amerika, und da er seine Braut erst ehelichen wollte, wenn sich seine finanziellen Umstände gebessert hätten, brach er alleine auf, die zukünftige Braut sollte folgen. Tragischerweise starb der Prinz auf der Schiffsreise, und nun musste man schließlich einsehen, dass fortgeschrittenes Alter, fehlende Mitgift und mangelnde soziale Stellung eine gesellschaftlich wünschenswerte Heirat unwahrscheinlich machten. Auch die Hoffnung, als Sängerin das große Los zu ziehen, erwies sich als Sackgasse. So fällte Bertha die überaus vernünftige – obwohl für ihre halbadelige Geburt doch noch immer ungewöhnliche Entscheidung, sich als Gouvernante zu verdingen. Gegenüber ihren bürgerlichen „Kolleginnen“ hatte sie immense Vorteile, da sie sowohl durch ihren sozialen Status als auch ihre überdurchschnittliche Bildung sich eine gute Stellung aussuchen konnte. „Zweifellos hat ihr ihr aristokratischer Status – und auch ihr Geschlecht – Tore geöffnet, die ihr unter anderen Voraussetzungen verschlossen geblieben wären.“ (Cohen 87) Sie war gebildet, belesen, sprach mehrere Sprachen fließend, war eine Virtuosin am Klavier und eine gut ausgebildete Sängerin;<sup>280</sup> außerdem schützte ihr Gräfinnen-Titel sie vor Ausbeutung und schlechter Behandlung durch ihre zukünftigen Arbeitgeber. Sie schien sich beinahe darauf zu freuen, die Ärmel hochzukrempeln und selbst aktiv zu werden, anstatt sich – was eigentlich angemessen

---

<sup>280</sup> „Mit meiner vollkommenen Beherrschung des Französischen, Englischen und Italienischen, mit meiner für eine Nichtberufskünstlerin überragenden Musikkünstlerschaft, mit meinen sonstigen umfassenden Kenntnissen konnte ich draußen nutzen und glänzen.“ (BvS *Lebenserinnerungen* 153)



gewesen wäre – mit ihrer Mutter in eine bescheidene kleine Wohnung zurückzuziehen und dort handarbeitend in Müßiggang ihre Tage zu verbringen. Bertha von Suttner war von ihren Komtesstagen an in beiden Gesellschaftswelten verwurzelt, und sie wäre nicht zur weltberühmten Autorin (*Die Waffen nieder* wurde in vierzehn Sprachen übersetzt und erlebte bis 1914 vierzig Auflagen)<sup>281</sup> avanciert, wenn sie sich ausschließlich als den oberen Zehntausend zugehörig definiert hätte; in bürgerlichem Fleiß erweiterte sie autodidaktisch ihre weit gefächerte Bildung, und anders als ihre hochadeligen „Konkurrentinnen“ las sie von Kindheit an leidenschaftlich anspruchsvolle – und allgemein für junge Damen als unpassend erachtete Literatur.<sup>282</sup> Nicht nur hatte sie am Ende ihrer Mädchenzeit das Gesamtwerk der deutschen Klassiker Goethe, Schiller und Lessing durchgearbeitet, auch den ganzen Dickens, sowie den ganzen Hugo – jeweils in der Originalsprache gelesen. „Doch ebenso wie die schöne Literatur und vielleicht noch mehr fesselte mich die wissenschaftliche. Ich las ethnographische, chemische, astronomische Werke; doch die liebste Disziplin war mir die Philosophie.“ (Suttner *Lebenserinnerungen* 143) Auf diesen intellektuellen Pfaden wandelnd, entfernte sie sich immer mehr – zunächst nur innerlich und unmerklich – von der Komtessexistenz und kam dem verpönten Blaustrumpftum gefährlich nahe, da sie ihre gesellschaftliche Umgebung durch zunehmend kritischere Augen sah. Ihre umfassende Bildung und unkonforme Haltung widersprachen dem geläufigen Frauenmuster immer mehr und

---

<sup>281</sup> „Der Roman wurde zu einem Weltbestseller, der mit guten Gründen dem Roman *Onkel Toms Hütte* von Harriet Beecher Stowe an die Seite gestellt wurde.“ (Holl 40)

<sup>282</sup> In früher Kindheit hatte mich die Lese- und Lernleidenschaft ergriffen [...] und nie, unter keinen Umständen, hat sie mich verlassen. Ob ich nun zu Hause, in Baden-Baden oder auf der Reise war, ob ich Opernschulen besuchte oder in der großen Welt unter Festen und Freunden mich bewegte, ob ich verliebt, verlobt und wieder entlobt war, ob mir die Existenz Glanz und Freuden oder Kummer und Sorgen bot – immer verbrachte ich mehrere Stunden des Tages in der Gesellschaft von Büchern.“ (BvS *Lebenserinnerungen* 142)

machten eine Anpassung an das unbeschwerte, weil passive Leben einer Hocharistokratin bald nicht nur aus finanzieller Rason unmöglich. Ihre Zweigleisigkeit half ihr jedoch im entscheidenden Moment ihr Leben selbst in die Hand zu nehmen und aktiv zu steuern, anstatt an der Seite der Mutter das ärmliche und erbärmliche Leben einer ledigen, mittellosen Adelligen zu fristen. Mit frischem Mut nahm sie den wenig reputablen Weg ins Arbeitsleben in Angriff: Sie bekam Anstellung im Haus des Barons von Suttner, der als extrem wohlhabend galt und mit guten Verbindungen zum österreichischen Kaiserhaus in gesellschaftlich hohem Ansehen stand. „[Man] bewohnte ein eigenes Palais in der Casanovagasse in Wien. [...] es war ein großer Haushalt; die Dienerschaft bestand aus Kammerdiener, Jäger, Bedienten, Kammerjungfer, Stubenmädchen, Koch, Küchenmädchen, Kutscher und Portier, Equipage und Opernloge.“ (Suttner *Lebenserinnerungen* 154) Wenn auch nicht als Hausherrin, so war sie doch in dem erwünschten gesellschaftlichen Rahmen angekommen und konnte, da sich mit der Herrschaft und den halberwachsenen Zöglingen bald freundschaftliche Beziehungen etablierten, diese Privilegien genießen. Dieser Posten stellte die Weichen für ihr weiteres Leben in der Person des Sohnes des Hauses, Baron Arthur Gundaccar Suttner. Es kam, was kommen musste: die jungen Leute gingen ein Liebesverhältnis ein. Das Geheimnis konnte bis 1875 gehütet werden, alle Eingeweihten waren sich klar darüber, „dass eine Lebensverbindung unmöglich war.“ (BvS *Lebenserinnerungen* 157) Als die Mutter der Sache auf die Schliche kam, antwortete die Gouvernante auf eine Zeitungsanzeige, in der Alfred Nobel eine Sekretärin suchte – weit weg in Paris. Wiederum eine beachtungswürdige Emanzipationsleistung: als lediges Fräulein im Hause eines alleinstehenden älteren Mannes Anstellung zu nehmen als Folge einer Zeitungsannonce

war höchst ungewöhnlich. Der Abschied fiel allen Beteiligten schwer, Bertha von Kinsky fuhr nach Paris, wo sie nach wenigen Tagen eine Depesche von Arthur von Suttner erhielt - „Kann ohne Dich nicht leben!“ (BvS *Lebenserinnerungen* 165) Eine Frau der Tat durch und durch verkaufte sie ein wertvolles Diamantkreuz, das einzige Erbstück ihres späten Vormundes, das ihr geblieben war, beglich die Hotelrechnung (Nobel ließ für sie einen eigenen Flügel seines Hauses herrichten, der noch nicht fertig gestellt war) und verließ Paris in Abwesenheit ihres neuen Arbeitgebers und Gönners. Es zeugt von ihrem aufrichtigen Charakter, dass sie Nobel nichts schuldig bleiben wollte, hatte sie ihm doch Unannehmlichkeiten und Enttäuschung bereitet. Der menschenscheue Nobel kam nur mühsam mit der herben Enttäuschung zu Rande, die ihm der Verlust der lebensfrohen Bertha bedeutete<sup>283</sup>; die Freundschaft und Vertrautheit, die in kurzer gemeinsamer Zeit zwischen den beiden entstand, dauerte ein Leben lang an. Arthur von Suttner und Bertha von Kinsky beschlossen heimlich zu heiraten und dann sofort – des zu erwartenden Skandals wegen – Österreich zu verlassen. Bertha von Kinsky nahm eine früher ausgesprochene Einladung ihrer Freundin Fürstin Ekaterina von Mingrelien beim Worte, und so stand der Plan. Die Durchführung jedoch, es mussten Geldmittel und Papiere besorgt und das Aufgebot bestellt werden, dauerte ein halbes Jahr, während dessen sich die deklarierte Braut versteckt halten musste. Ohne Kenntnis der von Suttners und ohne Beisein der Gräfin von Kinsky, die ihnen zwar keine Steine in den Weg legte, jedoch mit der „ganzen Partie und der abenteuerlichen Flucht“ (BvS *Memoiren* 101) nicht

---

<sup>283</sup> [Sie] begegnete [...] in Paris Alfred Nobel, einem hoch gebildeten, steinreichen schwedischen Industriellen, Chemiker und Erfinder, dessen Reichtum auf der Herstellung von Explosivstoffen für militärische Zwecke wie des von ihm entwickelten Sprengmittels Dynamit beruhte. [...] Was Nobel als Erfinder und Produzent militärischer Zerstörungs- und Tötungsinstrumente, als menschenscheuen und zur Schwermut neigenden Skeptiker zutiefst bewegte, war der Gedanke, auf welche Weise er selber am wirksamsten dazu beitragen könne, den Krieg endgültig aus der Welt zu verbannen. (Holl 38)

einverstanden war, fand im Juni 1876 in einer kleinen Vorstadtkirche die Trauung statt, und man trat sogleich die Flucht in den Kaukasus an.

#### 4.1.2.Matriarchin im Orient und Okzident

Sie entschied sich [...] für ein Leben in Unsicherheit und Abenteuer. Denn Arthur war nicht nur mittellos, wenn er gegen den elterlichen Willen heiratete, er hatte auch keinen Beruf. Mit einem solchen Mann würde sie nie das übliche Frauenleben des 19. Jahrhunderts führen können. In diesem Bund mußte sie, die um sieben Jahre ältere, die Hauptverantwortung übernehmen, und dazu war sie entschlossen. (Hamann *Bertha von Suttner* 54)

Bertha von Suttners Darstellungen ihrer Ehe und der kargen, bestimmt oft bitteren Tage im Kaukasus müssen laut Hamann als „schönfärbend“ beurteilt werden, „sehr bewusst bereitete sie künftigen Biographen das Material auf, mit dem sie zu arbeiten hatten.“ (Hamann *Bertha von Suttner* 63) Bertha von Suttner entschied sich mit ihrer Heirat bewusst gegen gesellschaftliche Normen, um auf ihre eigene Façon glücklich zu werden. Rahel Varnhagens Aufforderung – „geh an Orte, wo neue Gegenstände, Worte und Menschen Dich berühren, Dir Blut, Leben, Nerven und Gedanken auffrischen. Wir Frauen haben dies doppelt nötig“ (Kemp188) – leistete Bertha von Suttner Folge. Ihre „Hochzeitsreise“, die eher einer Flucht vor dem Skandal, als Flitterwochen glich, dauerte beinahe ein ganzes Jahrzehnt und führte sie (und ihren Mann) in eine völlig fremde, exotische Welt. Hochfliegende Träume von Reichtum und gesellschaftlichem Glanz schienen sich zunächst zu erfüllen, durch Bertha von Suttners Beziehungen fanden sie Aufnahme bei den allerhöchsten Kreisen des Landes (Fürstin Ekaterina selbst, deren

Sohn seine Hoheit Fürst Nikolaus von Mingrelien der Personaladjutant von Zar Alexander II. war, lud ins Sommerpalais ein). Doch als der Fürst an den Zarenhof zurückkehrte und das dekadente Leben im Landschloss endete, kam der Zeitpunkt, wo das junge Ehepaar sich selbst durchschlagen musste. Sie lebten in „karger Armut“, was jedoch in Relation gesehen werden muss und von Suttner außerdem als künstlerische Boheme stilisiert wird. „Suttners Weg war der diplomatisch geebnete, auf dem die V.I.P ihres Zeitalters höflich und unverbindlich den Hut vor ihr zogen, ehrfürchtig Bücklinge zelebrierten und nette, zustimmende Worte zu ihr sprachen.“ (Hierdeis 130)<sup>284</sup> Trotz all ihrer selbst gewählten „Armut“ und finanziellen Schwierigkeiten ist sie doch eine Angehörige einer der ältesten Aristokratenfamilien im großdeutschen Reich.

Das Fürstentum Mingrelien<sup>285</sup>, sollte für neun Jahre ihre Heimat sein. Die Reiseroute ging von Wien per Schiff die Donau hinab bis Galati, von dort eine Kutschfahrt bis Odessa, wo sie wiederum an Bord eines Schiffes bis Poti, einer der bedeutendsten Hafenstädte Mingreliens fuhren. Bei der Ankunft wurde das Ehepaar von einem Gesandten der Fürstin erwartet, und man blieb über Nacht im einzigen Gasthaus in Poti, wo sämtliche gepolsterte Möbel von Flöhen bevölkert waren und die von Suttners die Nacht auf Holzstühlen sitzend zubrachten. Das Stubenmädchen entpuppte sich als „barfüßiger Bauernsohn mit struppigem Bart und einem Wald von schwarzem Kraushaar“ (BvS *Lebenserinnerungen* 169) Als Waschbecken diente eine „Zinnwaschschüssel [...], die nach Bedarf von einem Gastzimmer ins andere getragen wurde und das Handtuch (in welchem Zustande!) dazu!“ (BvS *Lebenserinnerungen* 169)

---

<sup>284</sup> Dies zeigt sich vor allem später, nach ihrer Heimkehr in die Heimat, als sie sich und ihre Mission in einem persönlichen Brief und dem Geschenk ihres Buches *Die Waffen nieder!* der Kaiserin Elisabeth von Österreich empfiehlt und darauf auch Antwort erhält, oder wenn sie gekränkt und tief enttäuscht reagiert, als ihr keine Audienz bei Kaiser Franz Joseph gewährt wird.

<sup>285</sup> Mingrelien, das heutige Georgien, gehörte seit 1867 dem russischen Vielvölkerreich an.

Trotzdem fand Bertha von Suttner den Kaukasus „malerisch – orientalisch – etwas theatralisch.“ (BvS *Über Land und Meer* 1887 274) Die Legende kennt Georgien als das irdische Paradies, nicht wegen reichen Bodenschätzen und Rohstoffen, sondern wegen der üppigen Vegetation, die bei subtropischem Klima Früchte, Palmen und ein Meer von bunten und duftenden Blumen und Blüten hervorbrachte. Die beschriebene Idylle trog, das Land war von politischen Krisen gebeutelt und kriegerische Akte wurden stets erwartet; die von Suttners erlebten (aus der Ferne) auch tatsächlich den russisch-türkischen Krieg.<sup>286</sup> Dort, im Südkaukasus und im benachbarten Georgien lebten die von Suttners zuerst in Zugdidi<sup>287</sup>, danach in Gordi, Kutais und schließlich in Tiflis. Während Arthur von Suttner in seinen zahlreichen Versuchen sich Erwerbsarbeit zu finden, sowohl mit der russischen Oberschicht, den deutschen Kolonisierern als auch mit den georgischen Einheimischen in Kontakt kam, führte Bertha von Suttner ein abgeschnittenes Dasein. Sie stand unter dem Schutz der Depodali<sup>288</sup> und war als Gast geduldet, die mingrelischen Frauensitten machten es aber unmöglich für sie, Geschlechtsgenossinnen zu treffen. „Positive knowledge of languages and history was necessary, but it was never enough“ (Said xxv), konstatierte Edward Said als Voraussetzung, eine fremde Kultur darzustellen; Bertha von Suttner war der Landessprache (und all den ländlichen Dialekten) der mingrelischen Umgebung nicht mächtig, auch russisch, die Sprache der Besetzermacht verstand sie nur rudimentär. So kann es nicht überraschen, dass die von Bertha von Suttner überlieferten Bilder der

---

<sup>286</sup> Am 24. April 1877 erfolgte die russische Kriegserklärung, die Friedenserklärung wurde am 3. März 1878 unterzeichnet.

<sup>287</sup> Ehemalige Residenzstadt des mingrelischen Fürstenhauses mit etwa 500 Einwohnern.

<sup>288</sup> Depodali: „Mutter der Mütter“. Ehrentitel der Fürstin Ekaterina von Mingrelien.

georgischen Frauen von einer eurozentristischen Warte aus gesehen werden müssen.<sup>289</sup>

Auch aus Mangel an direktem Austausch mit den „Objekten“ ihres Werkes, beschrieb sie aus der Beobachtung, was soviel bedeutet, als dass sie ihren europäischen Standpunkt als Maßstab anlegte. Die in allen Punkten Außenstehende filterte Exotisches und Ethnographisches durch die Brille ihrer eigenen Vorstellung eines fiktionalisierten Orients in der Konkretisierung übernommener ethnischer Stereotypen:

Daß Georgien das Land der `schönen Weiber´ ist, gehört zu den gewissen sprichwörtlichen bekannten Dingen [...] Ebenso könnte man ignorieren, daß die Chinesinnen kleine Füße besitzen, [...] daß die Pariserinnen kokett sind ... es ist auch die Wahrheit: die kaukasischen Frauen sind reizend schön. Sie besitzen nämlich nicht allein die Regelmäßigkeit der Züge, welche dem Ideal entspricht, die üppigen Haare, die weißen Zähne, das zarte Inkarnat, die wohlgeformte Gestalt, sie besitzen vor allem Grazie, Lieblichkeit: die graziöse Haltung, das feine Mienenspiel, der edle Gang; die kleinen Händchen und Füßchen [...] kurz, alles das, was in anderen Ländern als ein Resultat sorgfältiger Erziehung oder als blaublütige Rasseeigenschaft gilt, das ist hier jedem Landmädchen angeboren. (Suttner „Kaukasische Frauen“ 173)<sup>290</sup>

Die Berichterstattung Bertha von Suttners nimmt für sich in Anspruch, aus dem realen Leben gegriffen zu sein; die Autorin beruft sich auf ihre Stellung als lebensnahe Beobachterin und bürgt für unbedingte Authentizität.<sup>291</sup> Die von ihr diskursiv

---

<sup>289</sup> „[Diese] erweisen sich als eurozentristisch, wenn sie von ästhetischen und anderen Standards europäischer Provenienz geleitet werden. Eurozentristische Paradigmen ergeben sich, wenn [europäische] Interessen und Sichtweisen [...] die Konzeptualisierung außereuropäischer Phänomene einseitig prägen.“ (Antor 162)

<sup>290</sup> Bertha von Suttner (1885): „Kaukasische Frauen“. *Deutsche Revue*.

<sup>291</sup> „Mit dem Autoritätsanspruch der überlegenen Kultur entwirft [...] der Westen auf dichotomisch manipulierter Vergleichsbasis und mit Hilfe einer heterogenen Stereotypik ein quasi-mythisches Bild vom Osten, das diesem eine Disposition zur Sensualität, Irrationalität, [...], Feminität, [...] und Brutalität

konstruierte Lebenswirklichkeit der mingrelischen Frau hat ihren Ursprung nicht zuletzt in georgischen Legenden, die Bertha von Suttner las und übersetzte. Die mythisch überhöhten Stereotypen und von der tatsächlichen Realität abstrakten Darstellungen spezifischer Rollenmuster werden hier als unmittelbar erlebte Fakten geschildert und überformt von mitteleuropäischen Einflüssen, mit denen die einstige Komtesse Kinsky groß geworden war. Auch ist für sie nur der eigene Stand von Interesse, nur mit deren Spiegelbild kann sie sich gleich- und auseinandersetzen und so zu einer Selbstidentifikation kommen. In der Konstruierung von Stereotypen und mit Klischee geladenen Bildern, zeigt sich die „Alterität als instrumentelle Folie bei der eigenen Identitätskonstitution.“ (Antor 162)<sup>292</sup>

Die georgischen Fürstentöchter, von französischen und englischen Gouvernanten erzogen, an russische Generäle verheiratet, in Pariser Toiletten gekleidet, haben nur noch in ihren Zügen den orientalischen Typus bewahrt [...]. Eins, was die georgischen Damen von den Aristokratinnen Europas unterscheidet, ist die sie niemals verlassende Grazie, sie stets bewahrte, strengste Würde. Emanzipation, Ausgelassenheit findet sich hier nie... eine edle Ruhe liegt in allen Bewegungen und Worten, im ganzen Thun und Lassen der georgischen Damen. (BvS „Kaukasische Frauen“ 174)

Mit großem Wagemut stürzte sich Bertha von Suttner an der Seite ihres Mannes in dieses außergewöhnliche Abenteuer, „Die Märchen von *Tausendundeiner Nacht* gehören geradeso gut zu meinen Orienteindrücken wie mein wirklicher Aufenthalt im

---

unterstellt. Der diskursiv `orientalisierte´ Orient ist eine bewußte oder unbewußte Projektion, die latent oder manifest zum Ausdruck kommt, [und] gegenteiligen Realitäten mit bemerkenswerter Konsistenz trotzt.“ (Kreutzer 486)

<sup>292</sup> Dieser Argumentation folgt auch Said: das Konzept des Orients wird komponiert in dem Bewußtsein des Europäers.



Kaukasus.“<sup>293</sup> (BvS *Lebenserinnerungen* 98) Die große Hoffnung war, dass sich zumindest für den männlichen Part der Suttners durch die persönliche Freundschaft zur Fürstin eine Stelle am Zarenhof ergeben würde. Nach den Reiseausgaben waren die von Suttners praktisch mittellos, Arthur Gudeccar nach wie vor ohne Berufsausbildung und Fürstin Ekaterina, die ihnen einen wahrhaft königlichen Empfang bereitete, konnte ihnen nur über die Anfangsschwierigkeiten hinweghelfen, „gern gesehener Gast zu sein, ist schließlich kein Beruf.“ (BvS *Lebenserinnerungen* 174) Sie war außerdem meist außer Landes und starb 1882. Leider wurden somit alle diesbezüglichen Karriereambitionen enttäuscht und das Paar lebte in einfachen Verhältnissen; sie gaben Musik-, Französisch- und Deutschunterricht und begannen aus simpler Notwendigkeit beide zu schreiben; er hauptsächlich Kriegsberichte und Reisefeuilletons, sie Kurzgeschichten und Essays.

Wir haben damals an einigen Tagen sogar das Gespenst `Hunger` kennengelernt. Aber alles, was uns traf, ob Freuden oder Leiden, brachte uns immer näher aneinander; und später haben wir das Schicksal gepriesen, daß es uns mit solchen Erfahrungen bereichert hat. Die haben wohl dazu gehört, unsere Charaktere zu stählen und zu jener Teilnahme am Leid der Menschheit, am Elend des Volkes zu erziehen, welche in späterer Zeit den Grund unserer Zusammenarbeit [...] abgab und welche in uns Gesinnungen weckte, an denen eins am anderen seine Freude hatte.“ (BvS *Lebenserinnerungen* 178)

---

<sup>293</sup> „So furchtbar exotisch erschien uns alles, was wir sahen und hörten und – rochen: die fremden Typen, die fremden Kostüme, die fremde Bauart der Häuser und – was den Geruchsinn anbelangt – ein ganz eigentümlicher, nicht unangenehmer Duft von sonnengetrocknetem Büffelmist. Die Büffel selber, die hier als Lastzugtiere und Melktiere verwendet werden waren uns eine exotische Erscheinung.“ (BvS *Lebenserinnerungen* 170)

Aus diesem Grunde waren die Suttner angeblich auch froh, kinderlos geblieben zu sein, „denn für eine Schar hungernder Kinder sorgen zu müssen, das hätte uns vielleicht die gute Laune noch verdorben, die uns in unserem Lebensduett nie verlassen hat.“ (BvS *Es Löwos* 287) Die Wohnsituation in der Provinzstadt Gordi unter den „betäubenden Düften“ der Mimosen (BvS *Lebenserinnerungen* 183) wird als rustikal dargestellt:

Außer der Zeile [orientalischer Häuser] gab es ein Häuflein kleiner Bauernhäuser, bewohnt von württembergischen Bauern, das war die `deutsche Kolonie´. [...] Für uns hatten wir das Häuschen eines deutschen Kolonisten gemietet, an und für sich war es wenig prunkvoll. Ebenerdig, drei niedere Zimmer und eine Küche. Vor dem Eingang eine Holzveranda. Das erste Zimmer war unser Salon [...]. In diesem Salon war auch unser großer gemeinsamer Schreibtisch [...] Die anderen beiden Räume waren Schlaf- und Garderobenzimmer. Wir konnten uns kurzzeitig auch eine Dienerin leisten: nämlich die Tochter unseres schwäbischen Hausherrn. (BvS *Lebenserinnerungen* 183)

Die Erwähnung von Garderobenzimmern und Personal stellt die „Armut“ der Aristokraten in Relation. Bertha von Suttners relativ kurze Episoden des zurückgezogenen Landlebens auf deutschen oder österreichischen Landschlössern hatte wohl nichts gemein mit dem rustikalen Leben der mingrelischen Landbevölkerung. Daher scheinen die Bräuche, Traditionen und Sitten derselben für die Aristokratin eines gewissen romantischen Charmes nicht zu entbehren. In der Abgeschiedenheit der ländlichen Umgebung formten sich die von Suttners gegenseitig, ihre Lebenssicht, ihre Philosophie und schriftstellerischen Fähigkeiten.<sup>294</sup> Trotz finanzieller Engpässe trat das

---

<sup>294</sup> Ein reiches Leben war es, das wir aus dem entlegenen Bauernhäuschen führten, um das wir des Nachts manchmal die Schakale heulen hörten. Reich, obwohl unser Einkommen das minimalste war. Obwohl

Ehepaar Suttner stets vornehm und elegant auf, „Wir halten viel auf tadellose Toilette.“ (BvS *Schriftstellerroman* 124) So konstatierte sie, dass selbst in der kargen Lebensphase im Kaukasus, ihr gesellschaftliche Position nicht zu übersehen war: „Man behandelte uns – trotz der hierzulande eingenommenen bescheidenen Stellung – als Fremde von Distinktion. Man sah in uns, was wir eigentlich von Geburt auch waren: hochgeborene Glieder der besten Gesellschaft.“ (BvS *Es Löwos* 337) So war es ihr ein Anliegen, ihre hochgeborene adlige Stellung auch in ihren Werken immer wieder zu unterstreichen.<sup>295</sup> Nicht nur die hochherrschaftliche Unterbringung und die elitären gesellschaftlichen Kontakte waren ihr stets ein Thema, auch auf die äußere Erscheinung legte man viel Wert.

Dem entbehrungsreichen Leben im Kaukasus folgte eine in ihren *Lebenserinnerungen* idyllisch beschriebene Periode: das Leben auf dem Suttnerschen Familiensitz Schloss Harmannsdorf vor den Toren Wiens. 1885 verließen die jungen Suttners ihre exotische Exilheimat, denn „die Eltern [...] hatten nun ihrem starren Groll entsagt und riefen uns nach Harmannsdorf.“ (BvS *Lebenserinnerungen* 189) Die Baronin Bertha fand sich nun wieder in einer standesgemäßen Umgebung, mit Luxus und Reputation, worauf sie in Briefen stolz hinwies, denn „wir waren inzwischen zu einer selbständigen Lebensstellung gelangt und konnten daher ohne Demütigung zurückkehren.“ (BvS *Lebenserinnerungen* 189) Das Leben der Großfamilie genoss sie in

---

unser Haushältchen so klein war, daß es geschah (wenn unsere einzige Hilfsdienerin krank war), daß wir selber unser Mittagmahl bereiten und einmal, auch – hochbelustigt – selber mit Sand und Bürste den Boden scheuerten. Reich an Erlebnissen und Erfahrungen, obwohl wir wochenlang keinen Menschen sahen und eigentlich nichts erlebten – also der Quell unserer Erlebnisse waren unsere Bücher und unsere Herzen. Das seltenste aller Erdenlose ward uns zuteil: Volles, festgeankertes Glück. (BvS *Lebenserinnerungen* 188)

<sup>295</sup> Es war ihr der Erwähnung wert, dass bei ihrem letzten Zusammentreffen mit Alfred Nobel in Zürich die Eheleute Suttner in einem Appartement des Hotels Bauer au lac Quartier nahmen, „das Tags zuvor die Kaiserin Elisabeth [...] verlassen hatte. Auf dem Toilettentisch fand ich noch eine verwelkte, blasse Rose.“ (BvS *Lebenserinnerungen* 300)

vollen Zügen, hatte sie doch ihre eigene Mutter nicht mehr lebend gesehen und ansonsten keinerlei eigene Verwandtschaft. Die Inszenierung dieses Idylls der vornehmen adeligen Sippe in malerischer Umgebung des Landschlusses füllt Seiten in den *Lebenserinnerungen*, gehörte es doch zu den glücklichsten und ruhigsten Tagen ihres unbeständigen Lebens, das schon 1902 ein jähes Ende fand, als der Konkurs des familieneigenen Steinbruchwerkes nach dem Stadtpalais auch das Schloss Harmannsdorf forderte, sämtliche Ersparnisse aller Suttners aufbrauchte und Bertha von Suttner erneut in eine neue Lebensphase katapultierte.<sup>296</sup> Das Zentrum von Bertha von Suttners Leben war ihr Ehemann und ihre Beziehung zu ihm. Interessant ist dabei, dass er „der Mann hinter der Frau“ war, er unterstützte seine Frau, die ihm in Energie, Jahren, Bildung und sämtlichen Fähigkeiten voraus war, in all ihren Bemühungen; eine Konstellation, die – selbst im zwanzigsten Jahrhundert selten zu finden – zu Suttners Zeiten ihres gleichen sucht. Noch in seinem Testament richtet er aufmunternde Worte an sie und bestärkt sie, bis zu ihrem Lebensende ihre gemeinsame Agenda voranzutreiben. Bertha von Suttner selbst, bricht ihre *Lebenserinnerungen* am siebten Todestage ihres Mannes ab, da mit seinem Ableben der größte Teil ihrer selbst starb.<sup>297</sup> Die Ehe der Suttners war eine matriachale, diametral entgegengesetzt der vorherrschenden patriarchalen Lebensrealität

---

<sup>296</sup> Die Diskrepanz zwischen Trug und Realität muss lange ihre Schatten voraus geworfen haben. Bertha von Suttner verschloß vor der bitteren Realität die Augen, so lange es ging und erhielt so die Fassade des hochherrschaftlichen Landlebens. „Das gesellschaftliche Zusammensein der zahlreichen Familienmitglieder, die Schlittenpartien auf den beschneiten Feldern, die Postrunde mit ihren umfangreichen Botschaften aus der weiten Welt, die arbeitsfrohen Sitzungen an unserem gemeinsamen Werkisch, das gegenseitige Vorlesen irgendeines interessanten wissenschaftlichen Buches, die vielen kleinen Scherze und Dummheiten, denn wir blieben wie die Kinder, das alles füllte so befriedigend unsere Tage [...]“ (BvS *Lebenserinnerungen* 203)

<sup>297</sup> „Es hat Tage gegeben – nicht viele, aber einige – wo wir nichts zum Mittagessen hatten; aber Tage, wo wir miteinander nicht gescherzt, gekost und gelacht hätten, die sind nicht vorgekommen. [...] ein bitteres Wort, ein Vorwurf, ein Streit, ein liebloser Gedanke. So etwas haben wir nicht kennengelernt [...]. In allem stimmten wir überein: in unseren Wünschen, unseren Urteilen, unseren Sympathien und Antipathien.“ (BvS *Es Löwos* 288-189)

im streng katholischen Österreich, und schon gar in der restaurativen Aristokratie. Die drückte sich schon in dem Kosenamen aus, mit dem sie Arthur, den sie selbst in ihren Schriften nie wieder beim Vornamen nannte, bedachte: „der Meine“ oder „Meiner“ war vom Hochzeitstage an sein Rufname, er nannte sie liebevoll-spöttisch „Boulotte“, also „Dicke“. Die dominierende Rolle, die Bertha von Suttner in ihrer Ehe übernahm, scheint den Baron nicht gekränkt zu haben, vielmehr kam es dem eher behäbigen, gutmütigen Charakter willkommen, die zweite Geige zu spielen; so gab er für sie wohl tatsächlich den perfekten Ehepartner ab. Interessen und Ziele verfolgten sie gemeinsam, in liebevollem und wertschätzendem Umgang;

Schwärmerische Leser und Leserinnen sollten nicht glauben, daß wir etwa ein verliebtes Paar waren, das in der Wonneverzückung seines Zusammenseins, in Flitter-, Rausch-, und Schäferstunden sich in den Himmel versetzt fühlte, - nein, nichts davon. Solcher Taumel gehört der ersten Epoche der leidenschaftlichen Liebe an; aber bei älteren Eheleuten – bei uns wenigstens – ist von alledem nichts mehr da. Unser Liebhaben war ein ganz nüchternes, ruhiges, sicheres. Die Sinne spielten keine Rolle mehr dabei. (BvS *Es Löwos* 290)

Ältere Eheleute waren sie jedoch wohl kaum nach nur drei Jahren Ehe, als Bertha von Suttner bereits die rudimentäre Rolle von Erotik, Emotionen und Sexualität in ihrer Lebensbeziehung konstatierte, „die Leidenschaft [war] davongeflogen.“ (BvS *Es Löwos* 291)<sup>298</sup> Das traditionellste aller Frauenmuster, die Mutterrolle, nahm Bertha von Suttner

---

<sup>298</sup> Das Loblied, das Bertha von Suttner ein Leben lang auf ihre Ehe und den für sie idealen und idealisierten Partner sang, hatte doch einen schwachen Punkt: die von ihr so nieder geschätzte körperliche Komponente: Anziehungskraft, Begierde und tatsächliche Liebe – nicht tiefgehende Freundschaft war es, was Arthur von Suttner in der Beziehung zu seiner sieben Jahre älteren und in der Lebensmitte voluptüösen Frau vermisste und in der kindlichen Bewunderung seiner Nichte Marie Louise von Suttner fand. Die junge Frau (einunddreißig Jahre jünger als Bertha von Suttner) wohnte im selben Haus und aus platonischer Schwärmerei wurde eine Liebesbeziehung, die sich über Jahre hinzog und die hintergangene Ehefrau

nicht an – anscheinend einer bewussten Entscheidung dagegen folgend als Entsagung mit einer politischen Komponente, so stellt sie es jedenfalls in ihren *Memoiren* da:

Daß wir kinderlos geblieben – über dieses Los haben uns wohl manche bemitleidet; denn Kindersegen gilt doch als das höchste Glück... Aber, so wie ich in diesen Erinnerungen kein einziges Mal über diesen Mangel eine Klage ausgesprochen, so haben wir beide auch niemals eine solche Klage erhoben. [...] Ich erkläre mir das so: Nicht nur, daß wir aneinander volles Genügen fanden – sondern jenes Bedürfnis, in die Zukunft hinauszuleben, das ja dem Wunsche, Nachkommen zu haben und für diese zu wirken und zu schaffen, zugrunde liegt, dieses Bedürfnis war uns durch unsere Arbeit befriedigt, die ja auch in die Zukunft hinausstrebte, die sich etwas noch Kleinem, aber Wachsendem, Aufblühendem erfreute. Daneben das literarische Schaffen – man weiß ja, und es wird auch vom Sprachgebrauch bestätigt – daß Autorschaft eine Art Vaterschaft ist. (BvS *Memoiren* 242-243)

Baron von Suttner starb im Alter von zweiundfünfzig Jahren und gleich nach seinem Ableben erfolgte die Zwangsversteigerung von Schloss Harmannsdorf; das Jahr 1902 brachte Bertha von Suttner also eine gänzlich neue Lebensrealität. Im Witwenstand trug sie für den Rest ihres Lebens Trauerkleidung und hätte nach eigenen Angaben auch

---

schwer traf – vor allem, da die jugendliche Nebenbuhlerin auch noch ein Buch über ihre Liaison veröffentlichte (*Wie es Licht geworden* (1898) erschienen bei Pierson, Dresden). Im Wissen dieser Tatsache fällt es schwer, die hochfliegenden Reden über ihre glückliche Ehe nicht als versuchte Selbstlügen enthüllen zu wollen. Es erscheint dem modernen Menschen geradezu als Folter, dass diese drei Menschen weiterhin unter einem Dach lebten, und Bertha von Suttner, die quälend eifersüchtig war, versuchte sich mit dem Verhältnis, das auf „echter Liebe“ basierte, abzufinden. Das Buch, das die Autorin ihrer „Tante Boulotte“ widmete und selbst übergab, erschüttert und verletzt diese zutiefst: „Das darf man nicht veröffentlichen; wenn es wahr war, aus Rücksicht für mich; wenn es nicht wahr, dann doppelt, auch aus Rücksicht für sich selber. [...] Heiße Szenen der Umarmung schildern – das ist ja gegen jedes Anstandsgefühl. [...] Das Verhältnis war, indem wir *drei* immer beisammen waren, sozusagen durch meine Flagge gedeckt – man mußte sich sagen, die dritte im `Kleeblatt´ ist wie ein Adoptivkind – und da kommt dieses Buch und sagt, on nein: wir liebten uns [...].“ (Tagebuch Bertha von Suttners, bei UNO, Collection Suttner-Fried, Eintrag vom 1.6.1898)

im Übrigen resigniert, hätten nicht Arthur von Suttners letzte Worte sie zum Weiterkämpfen verpflichtet, und so widmete sie ihre restlichen Jahre ganz dem Friedensgeschäft. Die sechzigjährige Witwe, die – kinderlos – trotz ihres Berühmtheitsgrades zunehmend einsamer und trostloser wurde und unter der Last des Alterns zu leiden begann, lenkte sich von Schmerz und Verzweiflung ab durch eine Freundschaft mit „unverkennbaren erotischen Akzenten“ zum Arzt ihres Mannes, Dr. Nußbaum – „Nussi“, wie sie ihn nannte.<sup>299</sup> Doch schon wenige Wochen später resignierte sie und beschloss aufgrund des „mühsamen, [...] kaltherzigen Geschreibes“<sup>300</sup> die Korrespondenz und damit den Seelenflirt mit „Nussi“ aufzugeben. Auch beschloß sie 1903 sich – zum erstenmal im Leben einen ureigenen Haushalt zu gründen, nachdem sie sich endgültig vom überschuldeten Harmannsdorf trennen musste: „Das wird mein Leben neu gestalten und mir Halt geben. Zu Hause sein, bei mir sein. Selbständig sein – arbeiten – Verbindungen – an einem Ort, wo meine Sachen stehen.“ (Suttner 2. Juni 1903)<sup>301</sup> Wenn Melancholie oder Mutlosigkeit die Oberhand gewannen, richtete Alfred Fried sie wieder auf. Der junge Mann und Mitherausgeber der *Friedenswarte*<sup>302</sup> wurde zu einem wichtigen Freund und Vertrauten ihrer einsamen, letzten Jahre. Das Alter rief bei der noch immer öffentlich agierenden Baronin Minderwertigkeitskomplexe hervor, da sie

---

<sup>299</sup> „Pflücken wird den letzten Strauß von Lebensblüten – ein lieber Mensch, der mich lieb hat – entendons nous – es ist kindliche Liebe. Nicht vor mir selber, wenn ich später in diesen Büchern blättere, wollte ich das Mißverständnis aufkommen lassen, daß ich die Würde meines Alters vergessen habe, daß ich der dummen Einbildung erlag, ich hätte andere als kindliche Gefühle einflößen können. Europas berühmteste Frau – eine große Dame –, nun, das gibt der Neigung auch eine besondere Würze, doch einen Anstrich von Roman, einen Blitzschein von Leidenschaft.“ (Suttner 28. März 1903; zitiert in Kempf (1987), S. 83)

<sup>300</sup> Beatrix Kempf (1987). S. 85: Bertha von Suttner, Tagebucheintrag vom 6. April 1903.

<sup>301</sup> Beatrix Kempf (1987). S. 89: Bertha von Suttner, Tagebucheintrag vom 2. Juni 1903.

<sup>302</sup> Seit 1890 gab Bertha von Suttner das Mitteilungsblatt *Die Waffen nieder! Monatschrift zur Förderung der Friedensidee* heraus, seit 1899 – zur Zeit der ersten Haager Friedenskonferenz fusionierte sie mit der von Alfred Fried herausgegebenen Zeitschrift *Die Friedenswarte. Blätter für internationale Verständigung und zwischenstaatliche Organisation*. Unter dem Titel *Die Friedens-Warte. Journal of International Peace and Organization* besteht diese Zeitschrift noch heute und ist das einzige wissenschaftliche Fachorgan der deutschsprachigen Friedens- und Konfliktforschung.

sich ihrer beträchtlichen Ausmaße und anderen Gebrechlichkeiten bewusst war. Eine Frau im Auge der Öffentlichkeit war schon selten, eine alte Frau ein Kuriosum. Sie lebte in einer kleinen Wohnung in Wien, in bescheidenen ökonomischen Verhältnissen, die dank des Preisgelds des ihr 1905 verliehenen Friedensnobelpreises<sup>303</sup> zeitweise aufgebessert waren. 1914 wurde ihr Krebsleiden<sup>304</sup> lebensbedrohlich, und am 21. Juni 1914 verstarb sie im Beisein Alfred Frieds; ihre letzten vernehmbaren Worte waren: `Die Waffen nieder – sag’s vielen, vielen´.“ (Hamann *Bertha von Suttner* 514) Am 28. Juni 1914, nur eine Woche nach ihrem Entschlafen, fielen in Sarajewo die verhängnisvollen Schüsse, die den Auftakt gaben zum ersten weltweiten Völkermorden.<sup>305</sup>

#### **4.2. Doppelte Emanzipation statt Geschlechterkrieg: Der „Edelmensch“<sup>306</sup>**

Als bewusstes Ziel und Betätigungsfeld galt von Suttner nur die Friedensbewegung; für die Frauenbewegung als solche schien ihr das Verständnis zu fehlen, und es erboste sie, wenn Dummheit und Rückständigkeit von der Frauenwelt selbst als Erwartungshaltung angenommen und erhalten wurde. Anstatt leere Platitüden von sich zu geben, trat sie für einige wenige Punkte ein, die von der Frauenbewegung gefordert wurden – wie etwa, als sie sich 1892 zusammen mit Marie von Ebner-Eschenbach und Marianne Hainisch für die gymnasiale Mädchenschule stark machte, um

---

<sup>303</sup> Es war der vierte Friedensnobelpreis überhaupt, der an Bertha von Suttner vergeben wurde; der erste an eine Frau und bis heute einzige an eine Österreicherin. (Insgesamt gab es bis heute sieben österreichische Preisträger, unter anderen bekam ihn Bertha von Suttners Vertrauter Alfred H. Fried 1911 verliehen).

<sup>304</sup> Die Diagnose lautete Magenkrebs.

<sup>305</sup> Gleich darauf verkündete die einst so von Bertha von Suttner eingenommene Vorsitzende der österreichischen Frauenvereine Marianne Hainisch: „Wir sind tief erschüttert und beklagen den Krieg, er trifft uns furchtbar, aber dennoch können wir nichts dagegen tun. Es wäre Verrat am Vaterland und an unseren Männern, die es verteidigen, wenn wir jetzt für den Frieden eintreten würden.“ (Schmölzer 297)

<sup>306</sup> Bertha von Suttner zitiert in Hamann (2009): *Bertha von Suttner*, S. 434.



gleiche Erziehung für junge Frauen zu gewährleisten (Cohen 83). Frauen, ebenso wie Männer, „müssten [...] zu dem großen Ziel hinerzogen werden: ‚Edelmensch‘ zu sein, in freier, selbstbewusster Partnerschaft, jeder nach seinen Fähigkeiten lebend, mit gleichen Voraussetzungen der Ausbildung und der politischen und persönlichen Rechte, ohne geteilte Moral und ohne Prüderie.“ (Hamann *Bertha von Suttner* 434) Ansonsten begegnete sie der feministischen Emanzipation mit Ungeduld – „die Frauenfrage, was ist die anderes, als das Erwachen des von der Gesellschaft und Gesetz als Kind behandelten Weibes?“ (Suttner 11.11.1889) – da für sie die meisten Fragestellungen selbstverständlich anmuteten, vor allem, da sie selbst sich seit jungen Jahren stillschweigend über veraltete Geschlechterschranken hinwegsetzte.

[...] Durch die fallenden Fesseln, welche das eine Geschlecht so lange getragen hatte, [würde] nicht nur dieses, sondern auch das andere zu höherer Menschenwürde emporsteigen. Ganz das Gegenteil von den Befürchtungen der Emanzipationsbekämpfer trat ein: nicht rohe, männliche Fehler nahm das Weib an, nicht in weichliche Weiblichkeit versank der Mann, sondern beide vereint – unter ihnen die besten, stärksten, talent- und verstandsreichsten – bildeten sich zu den Mustern einer höheren Gattung heran.“ (Bvs *Maschinenzeitalter* 137)

#### 4.2.1. Gegen die Doppelmoral: *Das Maschinenzeitalter. Zukunftsvorlesungen über unsere Zeit von „Jemand“* (1888)

Anklage führte sie in ihrem Band *Das Maschinenzeitalter, Zukunftsvorlesungen über unsere Zeit von „Jemand“* (1888), indem sie gegen die reaktionären Frauen und

Familienmütter, die den gesellschaftlichen Veränderungen gleichmütig und unbewegt gegenüber und schließlich im Wege stehen, wetterte.

Unter den Frauen hingegen fand man die eifrigsten Hüterinnen der Frauenhörigkeit, die beredtesten Gegnerinnen der Emanzipation – gerade so, wie Neger einst die besten Sklavenhüter waren. Die Mütter predigten ihren Töchtern in diesem Sinne, und in diesem Sinne sprachen die Weltdamen und schreiben sogar die Schriftstellerinnen, um so den nächstliegenden Zweck, nämlich bei den Männern sich einzuschmeicheln, am sichersten zu erreichen. Wer unterdrückt und bewacht die Mädchen am strengsten? Die selber unterdrückten Frauen. Nur die Freien spenden freigiebig die Freiheit.“ (BvS *Maschinenzeitalter* 129)

Diese Frauen, die in ihren Selbstentwürfen die Tür des goldenen Käfigs, in den die patriarchale Gesellschaft sie gesteckt hatte, zusperren, beschnitten ihre eigene Freiheit und stilisierten sich als Zierde des Hauses und Ehemanns. Das Bild von der Frau als Krone des Mannes erzürnte sie, „das vom Weib ist zwar höflich und hübsch gesagt, ist mir aber nicht recht, weil es wieder das Weib als wie eine den Mann vervollständigende Erscheinung hinstellt. Krone – Träger! Hat denn unser Leben keine Krone? Sie glauben vielleicht, die sei der Mann? Durchaus nicht! (Suttner 14.6.1891) Es handelt sich bei dem Buch um ein Kompendium von „Vorlesungen“, die aus einer fiktiven Zukunft im kritischen Rückblick auf die tatsächliche Zeit (1885) philosophische, gesellschaftliche und politische Themen behandeln. Als „Herbstlaub im April“ (BvS *Maschinenzeitalter* 35) sieht sie den Status quo, das verwelkte Laub des Vorjahres hängt im April noch an den Bäumen, darunter regen sich aber schon die frischen Triebe. In neun Kapiteln setzt sie sich auseinander mit den Topois „Die Nationen“ (I), „der

Jugendunterricht“ (II), „die Staatsformen“ (III), „die Frauen“ (IV), „die Liebe“ (V), „Soziologie und Politik“ (VI), „die Religionen“ (VII), „Literatur, Kunst und Wissenschaft“ (VIII), „Blicke in die Zukunft“ (IX). Zusammengenommen ergeben diese Vorlesungen ein Kaleidoskop, durch das man die zeitgenössische Gesellschaft und deren Kulturpolitik deutlich erkennen kann. Ein Dorn im Auge ist ihr die (Ver-) Bildung der Jugend – beider Geschlechter. Nicht nur an der Beschneidung der Mädchenintelligenz und Denkfähigkeit nimmt sie Anstoß, auch die Jungenerziehung hält das Potential der jungen Generationen zurück. „Wenn man den historischen Klatsch betrachtet, der da die unerheblichsten Ereignisse, [...] die sämtlichen Liebes-, Heirats- und Mordgeschichten aus dem Privatleben der Fürsten kolportiert, so steht dies in gar nichts dem verpönten Klatsch altweiberischer Kaffeegesellschaften nach.“ (BvS *Maschinenzeitalter* 49) Und anstatt die jungen Menschen in aufgeklärte und vernünftige Erwachsene zu formen, verschwieg man die gesamte Fortpflanzungslehre verbunden mit Glücksgefühlen und dem Postulat nach dem verantwortungsvollen Umgang miteinander,

[...] aber von den vielfachen Arten, wie das Leben unter Qual und Schmerz vernichtet wird, davon konnte man [der Jugend] nicht genug erzählen, und kein Detail der Grausamkeitswollust war zu raffiniert[...]. Dass hierin eine Unmoralität verborgen lag, eine gewiß entmenschlichere als diejenige auf dem als ‚tierisch‘ verpönten erotischen Gebiete, davon hatte die damalige Zeit noch kein Bewußtsein.“ (BvS *Maschinenzeitalter* 54-55)

Die „Vorlesungen“ verhandelten immanent wichtige, abstrakte soziopolitische und kulturhistorische Themen, die eindeutig in die öffentliche – also männliche – Sphäre fielen. Aus Erfahrung wusste von Suttner, dass die ernstzunehmende und sich selbst

ernstnehmende Zielgruppe der Männer einem „Frauenbuch“ wenig bis keine Aufmerksamkeit geschenkt hätte. Im Vorwort zur dritten Auflage 1898 äußerte sie sich zu den Beweggründen, die sie zu einem Pseudonym greifen ließen:

Das Geheimnis [...] ist nun längst verraten, [...] was ich mit der Anonymität bezweckte war erreicht: das Maschinenzeitalter ist von Leuten gelesen und ernst genommen worden, die dem von einer Frau über solchen Gegenstand verfaßten Buch keinerlei Aufmerksamkeit geschenkt hätten. Ferner ist zugleich eine Tatsache bewiesen worden, die in der Frauenfrage als ein wichtiges Argument stehen bleiben kann, nämlich, daß es keine spezifische weibliche Art zu schreiben und zu denken gibt, denn keiner unter den Kritikern hat das Geschlecht des „Jemand“ erraten. (BvS *Maschinenzeitalter* Vorwort o.S.)

In ihren *Lebenserinnerungen* schildert Bertha von Suttner eine höchst amüsante und zugleich bedeutende Situation am „Carneri-Tisch“, wo sich das Gespräch um das Buch *Das Maschinenzeitalter* und dessen bis dato noch immer mysteriösen Autor „Jemand“ drehte: „Was da gesprochen wurde, [...] [und mir] ungeheuren Spaß machte, [war] [...] als auf meine Zwischenbemerkung: „Das muss ich mir doch auch verschaffen“ jemand ausrief: „Oh, das ist kein Buch für Damen!“ (BvS *Lebenserinnerungen* 214)

Besagtes Buch ist keine geeignete Lektüre für Damen, da es ganz konkret die Sexualmoral der Männer bloßstellt, ihre Doppelmoral und ihren Zynismus. Auf das Schärfste kritisierte die Autorin die Zweiteilung der Liebe, sie sei einerseits „in metaphysische Sphären erhoben oder in Schlamm versenkt. Schwärmerischer Platonismus auf der einen Seite, gemeine Ausschweifung auf der anderen.“ (BvS *Maschinenzeitalter* 152) In dem ehrgeizigen Unterfangen, ein seriöses Publikum

anzusprechen, verstieß sie in ihrer Scharfzüngigkeit gegen Sittenkodex und guten Ton; gerade dies jedoch verhalf ihrem Werk zu der gewünschten Wirkung.

[...] O, über den Unverstand eures unseligen Dualismus, eurer lächerlichen Naturverachtung, aus der euch nichts als Selbstqual erwachsen kann, die euch zu Heuchlern und Meuchlern macht! [...] Der edlen, der ‚reinen‘ Liebe sprecht ihr das Recht ab, nach körperlicher Vereinigung zu streben; und je höher, je verfeinerter das Gefühl, desto mehr wollt ihr es von der irdischen Stofflichkeit, in der es wurzelt, losgerissen wissen. Solche Liebe einzuflößen, werden nur solche Frauen für würdig erklärt, die eher stürben als sich hingeben oder die [...] doch so ‚unschuldig‘ sein müssen, daß sie nicht einmal wissen sollen, was ihnen in der Ehe bevorsteht. Ihr seht nicht ein, daß, indem ihr die geistige Liebe so verstümmelt, ihr erst das Laster der Unzucht in die Welt gesetzt habt, denn dieses Laster ist ja eben die Befriedigung des unausrottbaren Triebes ohne Liebe. (BvS *Maschinenzeitalter* 163-164)

Die belesene Aufgeklärtheit einer Baronin von Suttner und deren Freiheitsdogma stieß vor allem bei den Damen der Aristokratie auf Unverständnis – „man bezeichnete die schreibenden Frauen als ‚Blaustrümpfe‘, ‚Mannweiber‘ oder ‚Gehirndamen‘, die sich ihrer natürlichen Bestimmung entziehen würden.“ (Schmid 7-8) Dabei wurde adeligen Frauen ein gewisses Maß an Bildung ermöglicht; im Privaten, denn öffentliche Schulen gab es für Mädchen nur in sehr begrenztem Maße:

Unfreiheit hängt überall mit Unbildung so eng zusammen, daß das beste Mittel zum Festhalten der Gefesselten stets darin bestand, sie so viel wie möglich in Unwissenheit zu belassen. Daher der instinktive Widerwille gegen weibliches

Wissen von Seiten der Männer; gegen Bildung der niederen Klassen von Seiten der hohen; gegen Aufklärung überhaupt von Seiten der Priester, dieser Gefängniswärter der Vernunft. (BvS *Maschinenzeitalter* 123)

Das Plädoyer aristokratischer Frauen wie Bertha von Suttner, die gegen die restaurativen und konservativen Normen in ihren schriftstellerischen Werken angingen, wie etwa gegen Lebensschwierigkeiten der höheren Töchter im Allgemeinen und Besonderen, traf bei nichtadeligen Zeitgenossinnen nicht selten auf harsche Kritik, da „Selbstzweckemanzipismus“ und ein „Beschränken der Frauenfrage auf die Damenfrage“ (Schmid 12) angekreidet wurde. Verständlich also, dass Bertha von Suttner an der Lösung der Frauenfrage ihre Zweifel hatte, und die Emanzipierung aus der teils selbstverschuldeten weil akzeptierten Unfreiheit als individuelle Lebensaufgabe sah und sich keiner (bürgerlichen) feministischen Organisation anschloss. Gemäß dem herrschenden Zeitgeschmack sollte das vornehme Fräulein „schön, dumm und keusch“ (BvS *Maschinenzeitalter* 113),

[...] kokett – unlogisch – flatterhaft – launisch – reizbar [...] ein Püppchen mit vibrierenden Nerven und mit einem Vogelhirn – naschhaft und scheu, flittersüchtig und schwach – ein Gemisch von Frou-frou und tête de linotte . [...] ein reizendes Bild [...] wenn neben den herzigen Fehlern die lieblichen Eigenschaften genannt werden: vornehm und zart, weich und fromm, keusch und bescheiden, sanft, mitleidig, anmutig, heiter, empfindsam. (BvS *Daniela Dormes* 48)

„Und so lange diese „ganze Litanei von Sünden [das] Frauenideal vervollständigen“ (Suttner Daniela Dormes 47) wird es, laut Bertha von Suttner, keine wirklich Frauenemanzipation geben.

Der Emanzipierungsprozess der Frau war für sie ein Etappensieg auf dem Weg zum Edelmenschen, einer friedlichen, gleichberechtigten Gesellschaft, in welcher sich die Betrachtung der Frau als erwachsenes Kind selbst überlebt hatte. Bertha von Suttners Ziel in der Geschlechterfrage war Balance; sie war weder männerfeindlich, noch männerhörig eingestellt – sie sah Schwächen und Stärken beider Geschlechter und deren individuelle Vertreter. Nur machte sie auf die unterschiedlichen Voraussetzungen aufmerksam, welche den Männern bessere Starthilfe ins Leben gaben: „Es gibt ebenso große Dummköpfinnen, als es Dummköpfe gibt; wohl auch zahlreicher, nicht wegen des behaupteten ‚physiologischen Schwachsinn des Weibes‘, sondern als Folge der [...] weiblichen Erziehung.“ (Suttner *Neue Freie Presse* 23.8.1909) Auch könne es nicht angehen, dass die Putzsucht und Koketterie den Frauen als gedankenlose und seichte Hauptbeschäftigung als Zeichen ihrer Dummheit ausgelegt werde, denn „das Gefallenwollen ward denjenigen gar bitter vorgeworfen, die man zum Gefallenmüssen aufgezogen hatte.“ (BvS *Maschinenzeitalter* 116).

Dem geflügelten Wort der Frauenrechtlerin Heymann „weibliches Wesen, weiblicher Instinkt sind identisch mit Pazifismus“ (Brinker-Gabler *Frauen gegen den Krieg* 66) konnte und wollte Bertha von Suttner nicht zustimmen, da sie geschlechtsspezifische Pauschalisierungen ablehnte. Viele Frauenrechtlerinnen verfielen im Zuge der Feminisierungspolitik auch tatsächlich ins Gegenteil und fügten in ihrem Übereifer neue Stereotypen zum Frauenideal hinzu, so sei die Frau an sich friedliebend

und sanftmütig und daher – im Gegensatz zum kämpferischen, aggressiven Mann von Natur aus prädestiniert für die Friedensmission. So dozierte Heymann über das „zerstörende männliche“ und das „aufbauende weibliche“ Prinzip: „In den modernen Männerstaaten war den Frauen nicht nur jede Möglichkeit genommen, ihr ureigenstes Wesen zum Ausdruck zu bringen, sondern sie mussten sich dem männlichen Prinzip unterordnen, es zwangsweise anerkennen, sie wurden vergewaltigt.“ (Annerl 133) Diese eindimensionale und platitudenhafte Etikettierung versetzte Bertha von Suttner in Rage, da „durch die Diffamierung des Pazifismus als weibisch und schlapp nicht nur das Ziel „Frieden“ unerreichbar [wurde], auch die gesellschaftliche Emanzipation wurde dadurch verhindert.“ (Grossmaier-Forsthuber 92) Sie persönlich vertrat außerdem die Meinung, dass

mit Bezug auf ihre Stellung zur Friedensfrage kein Unterschied zwischen dem Menschen männlichen und weiblichen Geschlechts [besteht]. Begeisterung für Kriegstaten und Kriegshelden findet man bei Frauen so gut wie bei Männern. Begeisterung und Energie für die Friedensbewegung wird von Frauen ebenso intensiv an den Tag gelegt wie von Männern, und schließlich die große Gleichgültigkeit, das Haften an der Routine, die Verständnislosigkeit einem neuen Zeitalter gegenüber gehört gleichfalls unterschiedslos allen an. [...] Vergeblich ist es, von Frauen als solchen zu erwarten, daß sie die Friedensbewegung zu ihrer Sache machen [...] die Aufgaben der fortschreitenden Menschheitsveredlung sind solche, daß sie nur von der gleichfühlenden und gleichberechtigten Zusammenarbeit beider Geschlechter erfüllt werden können. (BvS *Die Waffen nieder* 1895 254 f)



Das Patriarchat war das größte Hindernis für die „fortschreitende Menschheitsveredlung“, so lange Frauen aufgrund ihrer schwächeren Physiognomie als Menschen zweiter Klasse behandelt wurden, konnte es keine Gleichwertigkeit der Geschlechter, und damit eine gleichberechtigte Gesellschaft geben. Der logisch konsequente Schritt war die Behauptung der intellektuellen Autonomie der Frau: wenn sie schon nicht den gleichen Körperbau hatten und über vergleichbare Stärke verfügten, „in Sachen des Geistes wollten sie Anspruch auf Gleichheit erheben.“ (BvS *Maschinenzeitalter* 98) Das war auch der Beginn der Idee der Frauenemanzipation. Doch auch hier wusste die Männerwelt abzuqualifizieren, denn „das Gewicht des weiblichen Gehirns [wäre] zu gering“ (BvS *Maschinenzeitalter* 100) woraus folgt, dass „das spezifische Weib [...] keinen Hang zum Denken [hat] – das denkende Weib ist keines, sondern ein Mannweib.“ (BvS *Maschinenzeitalter* 101) Haarsträubendes wurde den Frauen über ihre eigene Unzulänglichkeit aufgetischt, etwa in den *Studien über Frauen* (1875) von Eduard Reich, wo als wissenschaftliche Erkenntnis verkauft wurde, dass Gebärmutter sowie Eierstöcke weder tiefe Wissenschaft noch Weltweisheit dulden würden. Wissenschaftliche Konzepte könnten Frauen nur in kleinen Dosen in simplifizierter Form und nur in kompartimentalisierten Teilen begreifen. Das versuchte Studium der Philosophie, wenn überhaupt möglich, erwirkt beim weiblichen Geschlecht Entartungen, weil dessen Lehren dem weiblichen Gehirn naturwidrig seien, und außerdem sei jede Gelehrtheit beim Weibe nur Schein, das tiefe Nachdenken sei physikalisch unmöglich und daher sei jedwede Universitätsausbildung der Frau vergebene Liebesmüh.

Unter dieser Rubrik liebte man es zu jeder Zeit, alle diejenigen Geschöpfe unserer Gattung, die dem weiblichen Geschlechte angehören, unter allgemeinen Gesichtspunkten zu betrachten; und man war gewohnt, den einen tatsächlichen Unterschied, nämlich den Unterschied des Geschlechts, auf beinahe alle Merkmale auszudehnen und sich unter 'Frauen' eine Klasse von Wesen vorzustellen, die in jeder Hinsicht – in geistiger gerade so wie in körperlicher – mit ganz anderen Eigenschaften ausgestattet waren als ihre männlichen Mitwesen, und daher eine Art Neben- oder vielmehr Unterabteilung des Menschentums bildeten. (BvS *Maschinenzeitalter* 91)

Bertha von Suttner konstatierte kopfschüttelnd, wie eingefahren die Stereotypen und Vorurteile gegenüber Frauen sein müssen, dass Reich, ein „sonst emanzipierter Geist“ und „in anderen Richtungen Freisinniger“ (BvS *Maschinenzeitalter* 100) Wahnsinn als Wissenschaft darbietet. Ganz allgemein stand der Mann der Nachmärzzeit dem Aufbegehren der Frau ablehnend gegenüber, da jegliche Veränderung oder Auflockerung der bestehenden Werte, Normen und Regulierungen zu vermeiden war. So konnte man eine weitreichende Verschiebung im Machtverhältnis, die sich durch ein Erstarken der halben Gesellschaft – nämlich des weiblichen Teiles – ergeben würde, keinesfalls akzeptieren.<sup>307</sup> Und die vermeintliche Achillesferse der Frau war ihre Eitelkeit – „fünfzehn bis fünfundzwanzig Jahre alt und vollendet schön zu sein, das war wohl in der Rangordnung der Frauenarmee dem Generalsgrade gleich“ (BvS *Maschinenzeitalter*

---

<sup>307</sup> „Welche Törrinnen, diese nach Gleichberechtigung strebenden Frauen! Das erste, was sie verlieren, ist unsere Anbetung. Sie wollen, daß wir nicht auf sie herabsehen und fangen damit an, uns das Hinaufschauen abzugewöhnen; sie bedauern, nicht auf einem Niveau mit uns zu sein und steigen vor allem von ihrem Piedestal herab; sie verlangen, daß wir mit ihnen ringen, und da können wir nicht länger vor ihnen knien. Sie werden sich die Haare abschneiden, Brillen aufsetzen, dreifach gesohlte Stiefel tragen, nach Aktenstaub duften und uns vergessen machen, daß es eine Schönheit gibt.“ (Suttner *Daniela Dormes* 191)

113-114) – so appellierten die Wortführer der Männer an den Verlust der weiblichen Vorzüge, der Schönheit und der Begehrtheit, welche unmittelbar eingebüßt werden, beginnt eine Dame sich zu bilden und Respekt zu fordern. Dass im umgekehrten Falle auch die Frauenwelt einiges an der maskulinen Lebensweise auszusetzen hat, bringt Bertha von Suttner aufs Tablett:

Gar manche Eigenschaften, welche vormals als dem weiblichen Ideal widerstreben und dem männlichen hingegen angepaßt erschienen, als da sind: Lust zum Kriegführen [...], Ausdauer im Trinken, Lieben und Würfeln, Befähigung zum Inquisitoren- und zum Henkerdienst – das waren alles Dinge, die auch unter der männlichen Hälfte der Vollmenschheit erst ausgerottet sein sollte, ehe die volle Gleichberechtigung der anderen Hälfte wünschenswert und erreichbar war.“ (Suttner Maschinenzeitalter 109)

Vorerst aber hatte „die Frau [...] nur einen ‚anerkannten Beruf‘: die Ehe“ ( Hamann *Bertha von Suttner* 22), was in der gesellschaftlichen Elite selten mit Liebe zu tun hatte.

Und doch werden

„Frauen“ und „Liebe“ [...] gewöhnlich in einem Atem genannt – eine Zusammenstellung, welche der Frau in Sachen der Liebe wieder deutlich die Rolle des Objektes – und nicht Subjektes – zuwies; [...] Liebe und Ehe waren nämlich diejenigen Dinge, in welchen die scheinbare Verhimmelung und thatsächliche Niederdrückung des Weibes am deutlichsten zum Ausdruck kam. In der Liebe gab’s für die Männer Rechte und Freuden, für die Frauen Pflichten und – Verbrechen. Im allgemeinen lag ein schwerer Sündenfluch, eine tiefe Acht auf diesem seligsten der Triebe; aber der ganze Fluch lastete auf den Frauenhäuptern,

die ganze Acht hatte das schwache Geschlecht zu tragen. (BvS *Maschinenzeitalter* 138-139)

Hier klingt die existentielle und universale Unrechtserfahrung der Frau an, die in der patriarchalen Geschlechterhierarchie durch Verheiratung – die günstigste aller potentiellen Konstellationen im Leben einer Frau des neunzehnten Jahrhunderts – gefangen war.<sup>308</sup> Jungen Männern aller Gesellschaftsklassen waren voreheliche Beziehungen zu Frauen niederer Klasse nicht nur erlaubt, sondern empfohlen. „In Anwesenheit von Frauen – deren anerkannter Beruf die Ehe war, und Ehe sollte doch sanktionierte Liebe heißen – durfte von erotischen Dingen nicht die Rede sein. Das Verhältnis der Geschlechter zu einander war das große, von allen gewusste und von allen verschwiegene Geheimnis; - Kinder sollten gar nichts davon erfahren, erwachsene Mädchen nicht vor der Brautnacht.“ (Suttner *Maschinenzeitalter* 140)<sup>309</sup> Die vornehmen Ehefrauen des neunzehnten Jahrhunderts wussten um die Amusements ihrer Männer, und so lange sie eben nicht mit einer Geschlechtskrankheit angesteckt wurden, zollten die meisten dem Treiben keine weitere Beachtung. „Die Verachtung, die Schmach, die sich an alle mit dem Geschlechtsleben verbundenen Begriffe heftete (das Wort geschlechtlich

---

<sup>308</sup> Die mündlich gegebene Einverständniserklärung der zukünftigen Ehefrau “(*I do*) represents a ceremonial display of hegemony as the woman ‘voluntarily’ enters a social relation of inequality with her husband, which grants him henceforth [...] coercion over her.” (McClintock *Imperial Leather* 178) Diese Geschlechterordnung war allgemein festgeschrieben, „in den unterschiedlichen Eherechtssystemen um die Mitte des 19. Jahrhunderts [...] – mit nur geringfügigen Unterschieden in den verschiedenen im Deutschen Bund geltenden Rechtsquellen, etwa dem Code civil, dem Preußischen Allgemeinen Landrecht (ALR), den unterschiedlichen Regelungen des sog. Gemeinen Rechts oder in den verschiedenen Stadtrechten: Überall war die Rechtslage durch Bevormundung, Eigentumslosigkeit und persönliche Abhängigkeit der Ehefrau und Mutter gekennzeichnet, war sie rechtlos selbst im Verhältnis zu den eigenen Kindern. Wie schon in der Französischen Revolution stellte sich die Analogie zwischen Fürstenherrschaft und Ehejoch wie von selbst her: Der Mann ist der Fürst des Weibes, der absolute Monarch.“ (Gerhard *Frauenbewegung* 36)

<sup>309</sup> Bei einer Umfrage 1912 gaben nur vier Prozent der Befragten Junggesellen als erste Erfahrung ein Mädchen an, das gesellschaftlich und klassentheoretisch als respektable Ehefrau gelten konnte. „17 Prozent der ersten Kontakte waren Dienstmädchen oder Kellnerinnen, die übrigen waren Prostituierte. [...] Die Furcht vor Ansteckung [mit Syphilis] war immer präsent, und keine soziale Klasse war von dieser Seuche ausgenommen. [...] Statistisch waren um 1900 rund zwei von zehn Männern infiziert [...]“ (Hamann *Österreich* 122)

an sich hatte schon einen bösen Klang) und bewirkte die allgemeine Totschweigung dessen, was man doch nicht töten konnte und wollte.“ (BvS *Maschinenzeitalter* 140)

Doch woher rekrutierten sich die Amüsierdamen, und wo in der streng bigotten Gesellschaftsordnung der Zeit fanden sie ihre Nische? Bertha von Suttner spricht von einer ganzen Klasse von Frauen, den als „Verlorenen“ diffamierten, die durch Armut, Elend oder Leichtsinn abrutschten und aus der Gesellschaft ausgeschlossen wurden. „Ein Heer von Sklavinnen war’s, zur Verrichtung der niederen Arbeit der Lust.“ (BvS *Maschinenzeitalter* 144) Ihre Existenz wurde auf gesellschaftlichem Parkett ganz einfach totgeschwiegen, da nicht ist, was nicht sein kann. Die Legalisierung der Prostitution im Dienste der allgemeinen Aufrechterhaltung der bürgerlich-sittsamen Fassade war in keinster Weise dazu angetan, die Situation dieser hoffnungs- und rechtslosen Frauen zu verbessern. Ganz im Gegenteil, in der Konsolidation des verwerflichen Treibens durch den Staat wurde die Rolle der Dirne gefestigt. In diesem Zusammenhang wurde die Baronin nicht müde, die Gesellschaft zu beklagen, welche diese „verlorenen“ Frauen in den Abgrund trieb und ihnen den Ausweg abschnitt, den eine weibliche Berufsergreifung und –ausübung bedeutet hätte. So gehörte das „Gewerbe“ zum Gesellschaftskolorit, die Klasse der schutzlosen Frauen, deren soziale Stellung und damit zusammenhängende Familienkonstellation eine Kompromittierung durch Männer der höheren Schichten nicht verhindern konnte.<sup>310</sup> Für Bertha von Suttner bestand die Befreiung der Frau in der Bildung. Damit wollte sie sicherstellen, dass im

---

<sup>310</sup> „Die Prüderie, diese heuchlerische und grausame, lächerliche und boshafte Wächterin der in Fesseln und Acht schmach tenden Natur – dabei dienstwillige Hehlerin des Lasters –, die Prüderie sorgte dafür, daß eine Einrichtung, in welcher Millionen von Frauen ihren Untergang und alle Männer geheime Genüsse fanden, öffentlich behandelt wurde, als wäre sie nicht. Davon zu reden, war ja im höchsten Grade unverschämt und unsittlich – das that doch kein gebildeter Mensch.“ (BvS *Maschinenzeitalter* 151-152)

Falle einer Ehescheidung auch Frauen ihren Unterhalt und den für ihre Kinder ohne Prestigeverlust bestreiten konnten. Im katholischen Österreich musste dies natürlich als größte Provokation gelten. Bertha von Suttner blieb ihrer Friedenssendung auch in der Auseinandersetzung der Geschlechter treu; keine Ideologisierung oder Aggressivität legte sie angesichts der männlichen Borniertheit und Arroganz an den Tag. Sie wollte keinen Geschlechterkrieg. Das Frauenwahlrecht erkor sie nicht zum Allheilmittel – anders als andere Frauenrechtlerinnen, die darin den einzigen Weg zur Emanzipation der Frau sahen. Sie hatte zuviel Kontakt mit der repräsentativen Demokratie und ihren Schwächen gehabt, um in sie noch genügend Vertrauen zu setzen.

Sie war auch in dem Sinne modern, dass es für sie keinen Unterschied machte, ob ein Individuum männlichen oder weiblichen Geschlechtes war, solange es ihrer Weltsicht und Agenda zustimmte; wichtiger war für sie schon die gesellschaftliche Klasse, da sie als Angehörige der Aristokratie, auf den Einfluss der sozialen Stellung baute. Sie war zeitlebens privilegiert, auch wenn ihr Stand als Halbbürgerliche kein einfacher war. Trotzdem galt sie als Aristokratin, hatte einen guten Namen und schätzte dies auch. Sie kämpfte gegen den Militarismus und die Aufrüstung, im restaurativ-konservativen Österreich der Zeit eine mutige Aufgabe. Sie focht nicht um ihren eigenen sozialen Aufstieg, was sie von anderen „Ahnfrauen“ des Feminismus<sup>311</sup> absondert; sie war keine radikale Feministin, schon deshalb weil sie genderspezifische Kategorisierungen und Abgrenzungen ablehnte. Da sie sich ihr Auskommen selbst erarbeiten musste, vertrat sie durchaus das bürgerliche Konzept der Leistungsgesellschaft und konnte sich daher nicht für untätige und phlegmatische Ehefrauen der wohlhabenden Schichten erweichen. Dass vielen Frauen die Rolle der passiven, nach außen hin verehrten Schönheit sehr zu Pass

---

<sup>311</sup> z.B: Hedwig Dohm (1831-1919), aber auch Lola Montez. (1821-1861)

kam, kritisiert Bertha von Suttner deutlich, meist aber mit resignierendem Achselzucken und Sarkasmus; ihr Leitmotto war „dem Tüchtigen gehört die Welt“ und so war es ihr Verständnis, dass diejenigen, die ihren Kopf nicht nur für komplizierte Frisuren gebrauchen wollten, sich selbst befreien würden. Ganz gemäß dem Individualismus des Jahrhundertwechsels richtete sie ihre Appelle nicht an den Staatskörper, sondern an die einzelne Frau des Volkes; nämlich forderte sie von ihr das Ablegen ihrer „[...] alten Vorrechte, die sie zum Schaden der Allgemeinheit [hielt]: eitel zu sein; ein Vogelhirn zu haben; sich aller Sorge um das Allgemeinwohl zu ent schlagen; sich der Mühe logischen Denkens enthoben zu glauben, und so die Menschheit um die ganze Hälfte der ihr zur Verfügung stehenden geistigen Arbeitskraft zu berauben.“ (BvS *Der Menschheit Hochgedanken* 177) Bertha von Suttner forderte von den Frauen die alte Maxime der Aufklärung: den Ausgang aus der selbstverschuldeten Unmündigkeit; jedoch auch hierbei war ihre Losung die der Mäßigung, jeglicher Fanatismus war ihr zuwider. So sollte die Frau ihr Frauentum nicht ablegen, ähnlich der Kaiserin Elisabeth warnte sie die emanzipierten Frauen nicht dem Blaustrumpf-Dasein zu verfallen, vielmehr sollten sie „durch ihren guten Einfluss wirken“ (BvS *Der Menschheit Hochgedanken* 131). „Das Walkürenfeuer gedämpft von mädchenhafter Würde, andachtsvoll wie eine Priesterin, verklärt wie eine Seherin“, so weckt die Frau „Hochgefühle“ und lässt die „Hochgedanken in die Welt hinausfliegen“. (BvS *Der Menschheit Hochgedanken* 116) Diese pathetischen Gedanken formulierte die Baronin drei Jahre vor ihrem Tode in der Abgeklärtheit des Alters.

### 4.3. Die Schriftstellerin Bertha von Suttner

Bertha von Suttner brachte es bereits zu Lebzeiten als Autorin zu Ruhm, man kannte sie in Europa und sogar in den Vereinigten Staaten, wohin sie Vortragsreisen<sup>312</sup> unternahm. Rudimentär enthält Bertha von Suttners Lebensgeschichte den allgemein um die Jahrhundertwende geläufigen Weltenriß, sie steht sowohl für progressives Vorwärtsdenken und Varietät, als auch für romantisch-melancholische Sehnsucht nach dem Bestand der alten Exklusivität. Ersteres, Aufstiegsdenken und die Etablierung einer neuen Gesellschaftsordnung erwiesen sich als mit der Moderne kompatibel, der Wunsch nach der Erhaltung der elitären Tradition war eher kontraproduktiv. Dieses kulturpolitische Substrat war die Antriebskraft der Baronin, gefeuert aus einer synthetischen Kombination von Wagemut und einem Mut der Verzweiflung. Die Substanz ihrer Errungenschaften, die Einsicht, dass Talent und Bildung zukunftsfruchtiger waren als Stammbäume, resultierte in einer erlernten Bodenständigkeit, welche die bürgerlich konnotierten Werte der Leistungsgesellschaft hochhielt. Schlagworte ihrer Lebensauffassung waren Mobilität, Freiheit und Freidenkertum - nicht nur formulierte sie für sich selbst Lebensziele und fand Mittel diese zu verwirklichen, auch erkannte sie die Bedrohung aus dem preussischen und altösterreichischen Militarismus und schrieb dagegen an - *Die Waffen nieder!* (1889) Ein Buch gegen den Krieg als Phänomen zur Konfliktlösung, ein Buch, das sie zu einer weltberühmten, missverstandenen und umstrittenen Stimme der Periode zwischen dem Nachmärz und dem ersten Weltkrieg machte. Lapidar gesprochen schlug dieses Buch ein

---

<sup>312</sup> Ihre USA-Touren fanden 1904 und 1912 statt.



wie eine Bombe<sup>313</sup>: 1899 kam bereits die neunundzwanzigste Auflage des zweibändigen Werkes heraus, es wurde in 27 Sprachen übersetzt und machte die internationale Friedensbewegung zu einem weltweit bekannten Schlagwort und Bertha von Suttner zu einer der prominentesten Vertreterinnen derselben. Von dem einschlagenden Erfolg ihres Buches beflügelt, machte sie sich daran, eine österreichische Friedensgesellschaft zu gründen. Um die Jahrhundertwende war es Frauen jedoch nicht einmal gestattet, als Mitglied einem Verein beizutreten, geschweige denn, eine politische Vereinigung ins Leben zu rufen. Nichtsdestotrotz folgte sie ihrer Berufung, legte den Grundstein für die Friedensliga ihres Heimatlandes<sup>314</sup> und machte sich selbst 1891<sup>315</sup> zur Präsidentin derselben. Ermutigt durch diesen Meilenstein initiierte sie 1892 die Etablierung der Deutschen Friedensgesellschaft in Berlin, der Stadt, die sie als die Wiege des Militarismus ansah.<sup>316</sup> Alleine diese Errungenschaften der Baronin, die sie mehr oder minder im Alleingang schaffte<sup>317</sup>, machen sie zu einem Exempel der selbstmotivierten feministischen Emanzipation. Ihr Bekanntheitsgrad machte sie zur karrikierten Witzfigur; sie begann ihre Friedensarbeit im Alter von sechsundvierzig Jahren, sie war eine korpulente Frau mittleren Alters und – äußerst ungewöhnlich für eine Frau, besonders eine alternde Aristokratin – eine publik tätige Persönlichkeit des öffentlichen Lebens. Als

---

<sup>313</sup> In seiner Wirkung wird dieses Buch immer wieder mit Harriet Beecher-Stowes *Uncle Tom's Cabin* (1852) gleichgesetzt. In dem Maße wie jenes die Abschaffung der Sklaverei schneller vorantrieb als viele wissenschaftliche Abhandlungen, so sorgte das Suttner-Buch für die schlagartige internationale Verbreitung des Friedengedankens.

<sup>314</sup> Die öffentliche Bekanntmachung eingeschlossen den Gründungsaufwurf erschien am 3. September 1891 in der *Neuen Freien Presse*. „[Sie] hatte das lange Schriftstück ohne jede Absprache mit anderen verfaßt und der Zeitung [...] zugeschickt.“ (Hamann *Bertha von Suttner* 152).

<sup>315</sup> Offizielles Gründungsdatum war der 30. Oktober 1891.

<sup>316</sup> Der junge preussische Kaiser Wilhelm II, der 1888 29-jährig den nur 99 Tage regierenden todkranken Kaiser Friedrich III auf dem Thron ablöste, heizte die Kriegsstimmung in Mitteleuropa merkbar an. Vor allem gegen den „Erzfeind“ Frankreich hetzte der neue Kaiser und verstärkte dadurch die bereits durch die Balkankrise gespannte Atmosphäre in Mitteleuropa.

<sup>317</sup> Die finanzielle Beihilfe zur Realisierung ihrer großartigen Projekte erhielt sie, auf Anfrage, von Alfred Nobel, ihrem ehemaligen Arbeitgeber, engem Freund und Erfinder des Dynamits, einem der reichsten Männer seiner Zeit.

solche war sie das Ziel für Spotttiraden, und doch war sie nicht nur die erste Frau, der man 1905 den Friedensnobelpreis verlieh, sie initiierte dessen Existenzstiftung durch Alfred Nobel. Durch ihre Entscheidungskraft und Willensstärke statuierte sie ein Exempel und postulierte Transparenz und Toleranz in allen sozialen und politischen Belangen; in der Aktivierung von Recht und Respektanz des Einzelnen wurde sie zu einer öffentlichwirksamen Vorkämpferin der Frauenemanzipation – quasi als Nebenprodukt der Friedensbewegung. Sie war nicht nur eine Pionierin im Geiste, sie machte sich auch tatsächlich auf in den Orient und setzte sich vor Ort mit dem gängigen Frauenbild auseinander.<sup>318</sup> Eine hybride Friedenkerin – zugleich bestrebt Tradition und Konvention zu erhalten und zu durchbrechen, modern im Aufbruch (in den Orient) und doch restaurativ verhaftet in einer eurozentristischen, chauvinistischen Perspektive.

#### 4.3.1. Zwischen Friedensmission und Auftragsschreiben

Tatsächlich wurde ihr im Ausland weit mehr Bewunderung und Achtung gezollt als im eigenen Land, wo sie von Seiten ihrer Zeitgenossen mit einigem Spott fertig werden musste – das skeptische Österreich nannte sie eine „Gschaftlhuberin“ oder die „Friedensbertha“ und nahm sie im Grunde nicht für voll (Hamann *Bertha von Suttner* 505); sie selbst ließ sich davon wenig beeindrucken und versuchte bis zu ihrem letzten Atemzug, ihre Mission voranzubringen. Sie ist eine der wenigen (politischen) Schriftstellerinnen, die nie wirklich in Vergessenheit gerieten, was hauptsächlich daran liegt, dass man ihr als erster Frau den Friedens-Nobelpreis (1905) verlieh. Bis heute bekannt, und noch immer rezipiert, sind ihre beiden Hauptwerke: das pazifistische

---

<sup>318</sup> Siehe Teil A. II. dieses Kapitels der Dissertation.

Propagandawerk *Die Waffen nieder!* (1889) und das sozialkritische *Maschinenzeitalter* (1888).<sup>319</sup> Ihr Lebenswerk als ganzes wurde nie gewürdigt, was vor allem an der bis dato verbreiteten inhaltsleeren und nichtssagenden Stilisierung von Bertha von Suttner als „Ausnahmefrau“ und „Friedensfrau“ (Klapeer 170) liegt, was auch ihre ganz persönliche Emanzipation als Frau und Adelige völlig außer Acht läßt. Erstaunlich ist dieses partielle Versinken im Vergessen vor allem, führt man sich die Resultate einer 1903 durchgeführten Zeitungsumfrage nach der bekanntesten Frau der Zeit vor Augen: Bertha von Suttner führte die Liste an, gefolgt von der rumänischen Königin Carmen Sylva und der österreichischen Schriftstellerin Maria Ebner-Eschenbach. (Grossi 163) Heute assoziiert man Bertha von Suttner ausschließlich mit der Friedensbewegung; ihre restlichen Werke kennt man nicht. Dass sie schon vor dem allseits bekannten *Die Waffen nieder!* (1889) als Schriftstellerin von ihren Honoraren lebte und zum Beispiel mit dem Text *Maschinenzeitalter* (1888), welches zugegebenermaßen unter einem Pseudonym erschien, den Nerv der Zeit traf und von sich reden machte, davon weiß man heute nichts mehr. Erst knapp zehn Jahre später in der dritten Auflage, lüftete sie das Geheimnis, dass es sich bei diesem weithin erfolgreichen und in intellektuellen Kreisen viel diskutierten Buches um „Weiberarbeit“<sup>320</sup> handelte, nachdem sie das befriedigende Gefühl hatte, bewiesen zu haben, dass es keinen evaluierbaren Unterschied zwischen dem geistigen Intellekt von Frauen und Männern gibt. Gerade für die Frauenbewegung sind ihre Erstlingswerke bemerkenswert. Sieht man ihre frühen Werke an, so findet man mannigfaltige Äußerungen und Verweise auf die Frauenfrage und ihre persönliche

---

<sup>319</sup> Aus diesem Grunde sollen auch im Rahmen dieser Dissertation die beiden Werke besonders herausgestellt werden unter Punkt B.II.b. und C.I.

<sup>320</sup> Brief Bertha von Suttners an Bartolomeus von Carneri, 8.10.1889. (Genf, Bibliothek der UNO, Collection Suttner-Fried).

Antwort darauf. Vor allem in den Romanen *Inventarium einer Seele* (1883), *Daniela Dormes* (1886) und *High Life* (1886) kommen ihre emanzipatorischen Ansätze ans Licht – besonders deutlich lässt sich eine ihrer Protagonistinnen über die inhaltsleeren Gespräche der Damen der Gesellschaft aus:

Wie gerne hätte ich oft nach einem Diner mich in die Ecke begeben, wo ein paar unserer vielgereisten Diplomaten, beredten Reichsräte oder sonstige bedeutende Männer über bedeutende Fragen ihre Meinung austauschten – aber das war nicht tunlich; ich mußte schon bei den anderen jungen Frauen bleiben und die Toiletten besprechen, die wir für den nächsten großen Ball vorbereiteten. Und hätte ich mich auch in jene Gruppe eingedrängt, sogleich würden die eben geführten Gespräche über Nationalökonomie, über Byrons Poesie, über Theorien von Strauß und Renan verstummt sein und es würde geheißen haben: ‚Ach, Gräfin Dotzky!... gestern auf dem Damen-Picknick haben Sie bezaubernd ausgesehen... und Sie gehen doch morgen zum Empfang bei der russischen Botschaft?‘ “ (BvS *Die Waffen nieder!* 66)

Bei Bertha von Suttner lässt sich ganz allgemein festhalten, dass sich – natürlich neben der Friedensforderung – zwei Themenkreise durch ihr gesamtes Werk ziehen: die Lebensrealität der Frau und die der Aristokratie – in Österreich wie auch in der kaukasischen Wahlheimat. In ihren *Memoiren* (1909) finden sich lebendige Schilderungen kaukasischer Aristokratinnen, die sie als ästhetisch und in ihrer Exotik faszinierend darstellt: „Die Tochter Nina war eine berühmte Schönheit, doch galt sie mit

ihren fünfundzwanzig Jahren schon als altes Mädchen. Kaukasierinnen pflegen mit fünfzehn bis sechzehn Jahren zu heiraten [...].“ (BvS *Memoiren* 108)<sup>321</sup>

Bertha von Suttner verdiente ihr Auskommen als Berufs- und Auftragsautorin,<sup>322</sup> wobei ihr Rang und Titel Aufwind gaben, denn noch immer galt ein altaristokratischer Name im restaurativen Österreich als wertgeschätztes kommerzielles Prädikat. Mit der Zeit litt die Qualität unter dem Zwang zur Quantität, und sie war sich dessen leidvoll bewusst – „Aus der Novelle ist ein elender Schmarrn geworden. Man soll nichts auf Bestellung, alles nur aus Herzensdrang arbeiten.“ (Suttner 7.8.1891)<sup>323</sup> Um sich und Arthur auch nach der Rückkehr aus dem Kaukasus auf dem Familiensitz der Suttners über Wasser zu halten und den drohenden Bankrott derselben und den Verlust aller Besitzungen für die Familie zu verhindern, war sie gezwungen, mehr und mehr zu veröffentlichen; „Bertha, die stolz „Schloss Harmannsdorf“ als ihr standesgemäßes Domizil angab und stets [...] hoch elegant und äußerst vornehm auftrat, war in Wirklichkeit bettelarm“ (Hamann *Bertha von Suttner* 289); daher schrieb sie am Laufband Novellen und Sequenzromane für Zeitschriften und Magazine. „Sie schrieb unkonzentriert, in großer Eile und über Themen, die ihr nicht am Herzen lagen, und sie gab sich keinen Illusionen über den Wert dieser literarischen Arbeit hin [...].“ (Hamann

---

<sup>321</sup> Grossen Eindruck machte auch die Anmut der exotischen Tänzerinnen auf Suttner, die gefangen im Eurozentrismus ihre erste Soirée im Fürstenhause Zerelli wiedergibt: „Der Tanz selber ist eine Darstellung des uralten Liebesspieles: Verfolgen, fliehen, locken. Die Männer führen kunstvolle Pas auf, die Frauen schweben förmlich über den Boden, das lange Kleid aus schwerer Seide verbirgt die Füße, so daß es aussieht, als rollten sie auf unsichtbaren Rädchen dahin; der Schleier, der an ihrem Kopfputz befestigt ist, weht hinter ihnen her, und von den in runder Gebärde ausgestreckten Armen fliegen die langen Doppelärmel.“ (BvS *Memoiren* 108)

<sup>322</sup> Bereits im Alter von 16 Jahren hatte sie die Novelle *Erdenräume im Mond* verfasst, die sogar von der Zeitschrift *Die deutsche Frau* veröffentlicht wurde. Diese Jugendepisode blieb ein singuläres Unterfangen, bis sie 15 Jahre später im Kaukasus aus schierer finanzieller Notwendigkeit zu schreiben begann, nachdem ihr Mann durch Einsendungen seiner Artikel bescheidene Erfolge und kleine Honorare erzielte. Von da an schrieb sie unausgesetzt über 30 Jahre bis 1912: 42 Buchtitel, unzählige Zeitschriftenartikel etc.

<sup>323</sup> Brief Bertha von Suttners an Bartolomeus von Carneri, 8.10.1889. (Genf, Bibliothek der UNO, Collection Suttner-Fried).

*Bertha von Suttner* 290) Gemäß der Nachfrage musste sie, die viel lieber Friedensaufrufe und politische Abhandlungen schreiben wollte, sich mit einfältigster Tendenzliteratur und Liebesgeschichten abgeben. „Wir brauchen harmlose, tendenzlose, gedankenlose, aufregungslose Geschichten mit spannender Entwicklung und befriedigendem Abschluss. Und diesem Bedürfnis ward Genüge getan, so viel Genüge, dass dadurch das ganze moderne deutsche Schriftstellertum in Misskredit kam“ (BvS *Maschinenzeitalter* 256) und vor allem aus heutiger Sicht degenerierte Literaturformen von Frauen- und Backfischliteratur hervorbrachte. Bertha von Suttner unterwarf sich in ihrer finanziell prekären Situation dem System von Angebot und Nachfrage, indem sie ans Kitschige grenzende Geschichten entwarf, die im Adelsmilieu spielten, stets einen glücklichen Ausgang nahmen und in den bürgerlichen Leserinnen die romantische Bewunderung der oberen Zehntausend befriedigten.<sup>324</sup> Die Figurenkonzeptionen, ebenso wie die Handlungsstränge dieser simplistisch gestrickten Unterhaltungsliteratur waren eindimensional, leicht durchschaubar, voll von Klischees und hatten praktisch nichts mit den inhaltsstarken, aussagekräftigen und beinahe akademischen Werken *Die Waffen nieder!* (1889), *Das Maschinenzeitalter* (1888) und *Inventarium einer Seele* (1883) gemeinsam.<sup>325</sup>

---

<sup>324</sup> Die „oberen Zehntausend“ sind noch heute Gegenstand vieler sogenannter Frauenromane: “Popular literature [...] thus supplies a comfortable grounding for the readers (who were certainly mostly female and undoubtedly bourgeois) by presenting class and gender expectations that they could recognize, while offering elements of the fantasy and fairy tale that would characterize their perceptions of a class above their own.” (Boetcher-Joeres 238)

<sup>325</sup> Es wurde ihr oft vorgeworfen, die niederen Schichten „tolpatschig-proletarisch“ (Hierdeis 127) zu überzeichnen. Vor allem *Franzl und Mirzl* (1905), war einer Nobelpreisträgerin (die sie in just diesem Jahre wurde) unwürdig. Vorurteile und Stereotypen finden sich in der Figur des Gärtners, während der siegreiche Opponent als feiner Graf stilisiert ist, dem die zeitweise verwirrte Braut bald regelkonform in Liebe ergeben ist. Der Tölpel Franzl ist nur als Gegenschablone zum Grafen angelegt, für den die törichte Komtesse schwärmt bevor sie sich besinnt und dem Grafen in die Arme sinkt; denn schlußendlich muß klargestellt werden, „wie tief der niedere Stand unter dem von Baronen und Komtessen liegt.“ (Hierdeis 128)

Nicht selten wurde und wird ihr – besonders aufgrund ihrer teils unsensiblen und unreflektierten Darstellung von Elitedenken und Klassenunterschieden – ein gewisser Snobismus zum Vorwurf gemacht, der sich so gar nicht mit dem Image einer Friedensführerin vereinbaren lässt.

In den Romanen der B.v.S. gehören `Jungfern´ und dienstbare Geister zum Mobiliar, sie erfüllen eine Funktion, sonst nichts. Im Hintergrund haben sie zu agieren, lautlos und klaglos. Das gilt auch für ihr Leben. Welche Personen im Leben der Romanfiguren von Wichtigkeit sind, erfährt das Publikum durch Aufzählung von Titeln und Adelsprädikaten. [...] Vom „Volk“ spricht sie eher verächtlich, entrüstet sich über dessen [...] Uninteressiertheit. (Hierdeis 125)

Die Baronin, die als geborene Gräfin Kinsky der Hocharistokratie entstammte, durch ihre bürgerliche Mutter jedoch nie als vollwertiges Mitglied akzeptiert wurde und sehr darunter litt, fand vielleicht selbst etwas Trost beim Verfassen optimistischer und schnulziger Liebesgeschichten von Gräfinnen; außerdem wurde zu ihren Lebzeiten von einer adeligen Schriftstellerin nichts anderes erwartet, immerhin war das literarische Schaffen „a reasonably acceptable occupation for women of high social status, providing they approached their writing in a spirit of dilettantism rather than professionalism, and discretion rather than revelation.“ (O´Cinneide 3) In der Donaumonarchie des neunzehnten Jahrhunderts waren die Klassengrenzen noch relativ stabil und wenig transparent, so dass Bertha von Suttner, trotz ökonomischer Schwierigkeiten und Diskriminierung durch die obersten Kreise, vielleicht auch einfach die tatsächliche Lebensrealität der dienstbaren Geister wenig geläufig war. Dass Bertha von Suttner auf große Teile ihres umfassenden Werkes nicht gerade stolz war, daraus machte sie kein

Geheimnis und schrieb bereits 1888: „Zudem gestehe ich noch ein, dass mehrere meiner Sachen handwerksmäßig gemacht worden sind; d.h. nicht aus innerem Drange hervorgegangen, sondern zu Haushaltszwecken zum Meterpreis geliefert; diese wollte ich in meine sämtlichen Werke – aus denen erst die Bilanz meines Wertes gezogen werden soll – gar nicht erst aufgenommen wissen.“ (BvS *Schriftstellerroman* 111-112) In Tendenzschriften und Gebrauchsliteratur schrieb sie was verlangt und nachgefragt wurde, so sollte sich das kritische Auge auf die Gesellschaft richten: diese wollte die Geschichten mit Happy-End, eingebettet in die illustre Welt der gesellschaftlichen Elite; denn „class issues also blend into the expectations of popular literature: the aristocracy, the depiction of whom formed a basis of much German romance fiction in the nineteenth century, provided an element of fantasy, a fairy-tale world.“ (Boetcher-Joeres 236)

Analog der allgemein vorherrschenden Einordnung Bertha von Suttners als Friedensstifterin, politische Journalistin und Agitatorin, galt sie auch den Zeitgenossen und Mitstreitern nicht als „erste Künstlerin, wohl aber als der umfassendste, universellste Kopf unter den schreibenden Frauen“ (Katscher XVIII)<sup>326</sup>. Dies kann als größeres Kompliment eingestuft werden, als wenn man sie nur als erfolgreiche Schriftstellerin gefeiert hätte, denn noch immer waren wenige Frauen in der politischen Sphäre aktiv.

Wann immer Bertha von Suttner in ihrem Schreiben eine Mission zu erfüllen hatte und ihre eigene Agenda verfolgte, gelangen ihr Werke von klarer Struktur, abgeklärter Transparenz und intellektueller Brillanz, die ihr Weltruhm brachten, so war sie „von [...] Ausnahmen abgesehen, [...] weniger eine Künstlerin und mehr eine – allerdings sehr begabte, effektive – Propagandistin und Agitatorin. [...] Zusammengefasst ergeben ihre Erfahrungen ein informatives Kompendium über das Handwerk des Schreibens.“ (Götz

---

<sup>326</sup> Leopold Katscher, Sekretär der Österreichischen Friedensgesellschaft.



166-167) So macht sie ihrem Unmut Luft über das „Federgesindel“ (BvS *Schriftstellerroman* 314), das sein Selbstverständnis als Schriftsteller nicht rechtfertigen kann. Nur weil jeder in der Schule schreiben lernt, sollte das nicht heißen, dass jeder ein Talent zum Schreiben habe. Sie weist vor allem darauf hin, dass man sich als schreibender Künstler der Verantwortung gegenüber der Leserschaft und der gegenwärtigen und zukünftigen Gesellschaft bewusst sein muss – so räsoniert sie etwa im *Schriftsteller Roman* (1888): „Sollten wir Bücherschreiber nicht eher trachten, [dem] unterdrückten Recht das Wort zu reden, statt die allgemeine Tyrannis noch durch unser Dazutun zu kräftigen? Haben wir nicht eine befreiende Mission?“ (BvS *Schriftsteller Roman* 207) Diesem Sendungsbewusstsein treu kam sie oft mit der Zensur ins Gehege; Chefredakteure und Verleger baten sie nicht selten, ihre Werke selbst zu zensieren, zum Beispiel 1887 mit der Kurznovelle *Ariela*:

Ein Familienblatt kann unmöglich eine Novelle drucken, in welcher Ehebruch und Blutschande, Brandstiftung und Selbstmord nach vorhergegangenem Kindsmord die Gabel der Handlung bilden, wie schön und großartig das alles auch geschildert und gestaltet ist und wie viel Talent auch daraus spricht – es geht aber nicht. Sie werden mir recht geben: das sind nicht die wichtigen Themen für Familie und Volk. (Ziel/ Keil 1882)<sup>327</sup>

Dass die Doppelmoral der Zeit auch vor der literarischen Welt nicht halt machte, zeigt die Kritik, die sich Bertha von Suttner gefallen lassen musste, als sie – um einen

---

<sup>327</sup> Rothmann (1982): S. 202-204.

weiteren und beleseneren Rezipientenkreis für ihr *Inventarium einer Seele* (1882) zu erreichen – unter einem Pseudonym<sup>328</sup> veröffentlichte:

Warum haben Sie ihr Geschlecht zu markieren versucht? Das mache ich Ihnen ernstlich zum Vorwurf. Jeder `Knowing One´ wird sofort wissen, das hat eine Frau, die Perle einer Frau, geschrieben. [...] Einen immensen Wert haben Sie Ihrem Buch dadurch geraubt, daß Sie sich durchaus als Mann geben wollen. Oder ist es nicht ein Characteristicum unserer Zeit, ein unersetzliches Zeugnis für die Berechtigung aller unserer Fortschrittsbestrebungen, daß eine Frau dieses `Inventarium´ schreiben konnte??!! (Löwenthal 28.10.1882)<sup>329</sup>

Nicht nur die Einzigartigkeiten ihrer Biographie machten sie zu einem Unikum, auch ihre zeitweise ungewöhnliche, exotische Umgebung und ihre Vortragsreisen gaben ihren Schriften Lokalkolorit und eine kosmopolitisch-weltmännische Färbung. Denn, „wenn Frauen ihre Erlebnisse und Eindrücke [...] aufschrieben und veröffentlichten, [...] wurde dieser Aufbruch zum doppelten Ausbruch. Die Reise wird zum Schreib-Ort, welcher der Reisenden neue Möglichkeiten bietet.“ (Frederiksen *Der Blick in die Ferne* 111) Während des Haager Friedenskongresses, bei dem Bertha von Suttner als Reporterin fungierte und über politische wie gesellschaftliche Ereignisse berichtete, waren alle Augen – wohlwollende und kritische – auf sie gerichtet, und es wurde ihr konstatiert, „gerade weil sie eine Frau sind und zur Aristokratie einer ihrem Wesen nach aristokratischen und kriegerischen Nation gehören, haben Sie durch Ihre Schriften und Reden ein starkes Aufsehen auf dem europäischen Festland erregt.“ (BvS *Memoiren*

---

<sup>328</sup> Zu ihrem Pseudonym B. Oulot war sie inspiriert durch den Spitznamen „Boulotte“ aus dem Hause Suttner, das soviel wie „die Dicke“ bedeutet.

<sup>329</sup> Arzt und Philanthrop Wilhelm Löwenthal, Freund der mingrelischen Fürstenfamilie.

403)<sup>330</sup> Denn eines ist ganz offensichtlich, „um bei den hochgeborenen Machthabern für die Friedensidee zu werben – so schrieb [Felix Salten] –, da wäre „irgendeine Literatin aus dem niedrigeren Milieu“ von vornherein auf verlorenem Posten: „Da ist die Suttner besser auf ihren Platz gestellt: Baronin, geborene Gräfin, und Schriftstellerin dazu.“<sup>331</sup> (Cohen 6) Eines ihrer letzten Werke war eine politische Schrift, welche auf die Horrorvision des Luftkrieges (die bald darauf schreckliche Realität werden sollte) aufmerksam machen sollte. In dem Text *Die Barbarisierung der Luft* (1912) protestierte sie vehement gegen den „Tod aus den Wolken“ (BvS *Barbarisierung der Luft* 6)<sup>332</sup>; diese innovative Verrohung sei mit einer Schachpartie mit erweiterten Regeln zu vergleichen:

Wir wollen alle alten Spielregeln gelten lassen: der Bauer macht immer nur einen Schritt, die Rössel springen wie zuvor; die Dame behält die höchste Macht, der König kann in sichere Rochadenecken zurückgehen, aber die neue Regel fügen wir hinzu: jeder von uns darf von oben etwas auf das Brett fallen lassen und sämtliche Figuren umwerfen. Eine hübsche Spielerei, – dafür würden die Schachmeister sich bedanken. (Suttner *Barbarisierung der Luft* 7)

Fassungslos konstatierte sie die Fortschrittsgläubigkeit und Technologiehörigkeit ihrer Mitmenschen; vor allem die junge Generation sei sich der Gefahr, die in der neuen (Kriegs-) Technologie lauerte nicht bewusst. In ihren Pamphleten und Lesungen versuchte sie aufzurütteln und zu warnen. Sie war sich der Schwierigkeiten des Autordaseins in Österreich-Deutschland gegen Ende des neunzehnten Jahrhunderts

---

<sup>330</sup> Zitiert aus einem Brief von Hodgson Pratt

<sup>331</sup> Felix Salten. *Neue Freie Presse*, 9.6.1913. Zitiert in Laurie Cohen (2005), S. 6.

<sup>332</sup> Im November 1911 fand das erste Bombardement aus der Luft statt: der Abwurf einer Fliegerbombe in der Nähe von Tripolis während des italienisch-türkischen Krieges (1911-1912). Es handelt sich hierbei um die ersten Aufklärungs- wie auch Luftangriffsflüge der Kriegshistorie (von Italien in Luftschiffen). Siehe dazu: William K. MacClure (1986): *Italy in North Africa – An account of the Tripoli enterprise*.

bewußt; um etwas zu bewegen, müssen relevante, innovative und aufrüttelnde Schriften verfasst und an die denkende Elite des Landes gereicht werden – an die Männer. Ihr Talent für Propaganda und das Zünden von Initiativen, ebenso wie ihr Netzwerk von aristokratischen und gesellschaftlich hochrangigen Personen, kam ihr zur Hilfe beim Versuch ihre passive Leserschaft zu erreichen; “[Aristocratic women writers] need to respond to the changing cultural imperatives of the [...] period by forging modes of writing that allow them to draw on the prestige and exclusivity associated with their names and ranks, while retaining claims both to readership and to relevance.” (O’Cinneide 19)

Trotz des monetären Antriebs, der dem Großteil ihrer Schriften zugrunde liegt, hat Bertha von Suttner auch immer das Vergnügen schriftstellerisch tätig zu sein im Auge behalten:

Das Angenehmste beim Dichten liegt nicht in der Anerkennung, sondern in der Arbeit. Das Schaffen ist eine Befreiung, ... eine Besitzergreifung von erträumten Schätzen. Alles, was einem das Leben und die Welt auch bringen mag an Enttäuschung, an Schmerz, an Zorn, das braucht einen nicht im Innern zu erdrücken und zu ersticken. Das packt man, gibt ihm eine Form und bekleidet es mit seiner ganzen ausgedrückten Leidenschaft; da steht es dann da, zuckend, lodernd, weinend – aber man ist es los. Und auch die Freuden, die Seligkeiten, die stolzen Siege, die einem das Leben nicht bietet, auch die reißt man aus dem Reich der Phantasie herunter und stellt sie vor sich hin; in den Prunk der Sprache gekleidet, und sie gehören einem – man ist ja ihr Schöpfer. (BvS *Schriftstellerroman* 114)

### 4.3.2. Die „Friedensbertha“ und ihre Mission

Bertha von Suttner lebte und schrieb in einer zu Ende gehenden Monarchie, in der sie als Frau weder politisches Stimm- noch Wahlrecht hatte und keinem politischen Verein angehören durfte (geschweige denn, einen ins Leben zu rufen!). Erst 1907 gab es in Österreich das erste Parlament mit den ersten allgemeinen Wahlen für alle Männer ab vierundzwanzig Jahren (selbstredend waren Frauen ausgeschlossen!). Bertha von Suttner, die dem Parlamentarismus keine rosige Zukunft ausmalte, schilderte das Durcheinander von zehn zugelassenen Sprachen ohne Dolmetscher, was zu gegenseitigem Provozieren und Sabotieren führte: „Pfeifen, Trommeln, Nebelhörner, gleichzeitiger Gesang von tschechischen, reichsdeutschen und österreichischen Hymnen, geschwungene Fäuste, abgerissene Rockkragen, gebissene Finger, wirklich, man muss schamrot werden... Es ist wirklich, als wolle der Parlamentarismus Selbstmord begehen! [...]“ (Hamann *Österreich* 124) Die wirtschaftliche Expansion förderte den Militarismus ungemein, in ganz Europa war ein hemmungsloses Wettrüsten zu beobachten; nicht zuletzt aufgrund wachsender imperialistischer Streitpunkte<sup>333</sup>. Das Kolonialmachtdenken als Zentrum der Monopolpolitik initiierte einen Wettstreit um Rohstoffquellen, die dem Kapitalismus der jeweiligen Nation Auftrieb geben sollte<sup>334</sup>. In Österreich brachen außerdem immer

---

<sup>333</sup> Konkuriert wurde vor allem um die Quellen der verschiedenen strategischen Rohstoffe, die zur Kriegführung benötigt werden: Erdöl, Kohle, Eisenerz, Buntmetalle und Baumwolle. Die Verteilung der Rohstoffreserven diktierte nicht nur ökonomische, sondern auch politische Interessen der imperialistischen Mächte untereinander. ([http://www.politische-oekonomie.org/Lehrbuch/kapitel\\_19.htm](http://www.politische-oekonomie.org/Lehrbuch/kapitel_19.htm).)

<sup>334</sup> „Die Wirtschaft vieler kolonialer und abhängiger Länder ist auf die Produktion von ein oder zwei Produkten spezialisiert, die restlos ausgeführt werden. So war [bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts] Baumwolle mit rund 80% am Export Ägyptens, Kaffee und Baumwolle mit 60% am Export Kenias und Ugandas, Kupfer mit rund 85% am Export Nordrhodesiens, Kakao mit rund 50% am Export der Goldküste (Afrika). Die einseitige Entwicklung der Landwirtschaft (die so genannte *Monokultur*) liefert ganze Länder

wieder nationale Konflikte des Vielvölkerreiches<sup>335</sup> auf, gewalttätige Aufstände und versuchte Befreiungsschläge erregten ein allgemeines Gefühl von Unsicherheit und Zukunftsangst, das sich im kulturellen und gesellschaftlichen Leben im Individualismus und der Dekadenz Ausdruck verlieh. Die in sich verkapselte Hocharistokratie reagierte durch elitäre Cliquenbildung, mit einer scharfen Separation von der deutschsprachigen Herrscherkaste der Hocharistokratie, dem Adel und dem neureichen Bürgertum. In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts unterschied man in Österreich noch den „alten, eingesessenen, Grund besitzenden ständischen Adel, der als erste Gesellschaft oder als Hochadel bezeichnet wurde, und den nobilitierten oder den Dienstadel, also der Zweiten Gesellschaft“ (Enichlmair 17) Die hegemoniale Stellung vor allem des Hochadels wurde, beginnend mit der 1848-er Revolution empfindlich geschwächt und daher verbissen versucht, sie zu erhalten. „Sport, Jagd, Berufsgeschäfte, Kartenspiel und enger Interessenhorizont: das kennzeichnet unsere höheren Klassen. In der Politik gilt als höchste Pflicht die hartnäckige Verteidigung der Standesvorteile“ (Suttner 16.7.1909)<sup>336</sup>, kritisierte sie „ihre“ Schicht.<sup>337</sup> An gesicherte Geburtsrechte und privilegierte Stellung gewohnt, bemerkte der „bequeme und oberflächliche“ Adel nicht, „dass die Erfolgskriterien sich langsam wandelten, dass an eine gesellschaftliche Elite neue Anforderungen gestellt wurden und dass die Gesellschaft transparenter wurde.“

---

der Willkür der als Rohstoffaufkäufer auftretenden Monopolisten aus.“ ([http://www.politische-oekonomie.org/Lehrbuch/kapitel\\_19.htm](http://www.politische-oekonomie.org/Lehrbuch/kapitel_19.htm).)

<sup>335</sup> 1848: nach Aufruhr in Ungarn und Italien bricht in Wien die Revolution aus, Fürst Metternich flieht, Kaiser Franz Joseph wird Kaiser. 1866: Niederlage Österreichs gegen Preußen in Königgrätz, Auflösung des Deutschen Bundes, Österreich wird aus Deutschland ausgeschlossen. 1878: Berliner Kongress: die bisher türkischen Provinzen Bosninen und Herzegowina werden dem Habsburger Reich einverleibt. Siehe dazu Brigitte Hamann (2009): *Österreich*.

<sup>336</sup> Brief Bertha von Suttners an Alfred H. Fried, 16.7.1909. (Genf, Bibliothek der UNO, Collection Suttner-Fried).

<sup>337</sup> “Wenn sie ausgerechnte diese “ihre” Schicht besonders kritisch beurteilte und hier alle Schwächen schonungslos aufdeckte, so heißt das nicht, daß sie etwa andere Schichten für moralischer hielt, sondern nur, daß sie nach den Kriterien des Realismus nur das kritisieren konnte, was sie wirklich gut kannte.” (Hamann *Bertha von Suttner* 98)

(Walterskirchen 80) Bertha von Suttners Obrigkeitsglauben speiste sich aus ihren historisch-sozialen Wurzeln im Adelsmilieu der Donaumonarchie. Für sie waren es die niederen Ränge, die es zu bekämpfen oder zumindest zu konvertieren galt: die Generäle und Marschälle, die Strategen – in einem Wort: die Militärkamarilla.<sup>338</sup> Sie glaubte an eine Friedensrevolution „von oben“, das heißt von den Herrschenden, die sie selbst zu missionieren versuchte, sollte die Idee auf das Volk übergehen. Sie nahm die bestehenden zeitgeschichtlichen Verhältnisse als gegeben an und war überzeugt von ihrem Sendungsbewusstsein, den Herrschern – Staatslenkern und Monarchen – das Edelmenschen-tum näher zu bringen. „An der Berechtigung der bestehenden Ordnung zweifelte sie nicht“, (Böttger 16) „zu einer Zeit, da die gesamte europäische Diplomatie vornehmlich in den Händen des Adels lag, musste ihr, die sowohl der Friedensbewegung als auch der Aristokratie angehörte, eine hervorragende Rolle als Vermittlerin zufallen.“ (Böttger 24) Anstatt der althergebrachten Rolle der Frau als – bestenfalls - Vertrauten der Mächtigen (der Männer) zu folgen, wie es noch nach der Revolution von 1848 die Regel war, trat sie selbst ins Rampenlicht. „Anziehend an der Kampf-taktik dieser Frau ist der sieghafte Optimismus, der mit einer lässigen Geste all den Spott abtut, mit dem das Programm der `Friedens-furie` und der `Friedens-bertha` in reichlicher Weise bedacht wurde.“<sup>339</sup> Den begangenen „Frevel“ sühnte sie in öffentlichen Spott-tiraden, die ihr von der Presse und Rädelsführern der gegnerischen Seite zuteil wurde: „Suffragette des Friedens“, „Palmwedel schwingende Friedens-bertha“ (Kempf 7), „rabiante

---

<sup>338</sup> „Zar Nikolaus II., der mit dem Beinamen „Der Blutige“ in die Geschichtsbücher einging, wurde in [von Suttners] Augen zu einem Gegner des Militarismus und zu einem erhabenen Friedensstifter. Den deutschen Kaiser Wilhelm II., einen Herrscher autokratisch-feudalen Charakters, der an den Rand einer Akte zur Haager Friedenskonferenz schrieb: „...scheiße auf die ganzen Beschlüsse und verlasse mich lieber auf mein scharfes Schwert“, glaubt sie mindestens bedingt zu den Friedensfreunden zählen zu dürfen. Kaiser Franz Joseph I., [...] erschien ihr wie ein patriarchalischer Friedensfürst, weil er alle Vorschläge zur Verhinderung kriegerischer Auseinandersetzungen wohlwollend zu prüfen versprach.“ (Böttger 9)

<sup>339</sup> *Neue Hamburger Zeitung*. 4. November 1905.

Friedenskünderin“, „Aufwieglerin“<sup>340</sup> waren nur einige der ‚Kosenamen‘, mit denen man sie bedachte – „zu einer solchen Rolle wäre sie allein schon durch ihre aristokratische Herkunft kaum geeignet gewesen.“ (Berghold 199) Ihre tadellose Kenntnis selbst der kompliziertesten Protokollfragen<sup>341</sup> und ihr Perfektionismus in Kleidung und Auftreten ließen sie einen hohen Standard halten. Trotz ökonomischer Armut blieb sie ihrem Selbstbild als Hocharistokratin mit elitären Umgangsformen treu – was sie auch von anderen erwartete. Gerade in der liberalen Sparte der Friedensbewegung war dies doch viel verlangt. Eine falsche Betitelung ihrer Person durch einen Mitstreiter versetzte sie in Rage, wie sie Alfred Fried offenbarte: „Und ‚Wohlgeboren‘ nennt der Unselige [...] einen *Paradetitel*? Will er mich denn rasend machen? Entweder ist man Löwos – dann ist man Wüstenmajestät, oder man wird als Vollmensch betrachtet, dann fallen Titel weg; oder es wird einem konventionell begegnet, dann *gebührt* der geborenen Gräfin ‚Hochgeboren‘ zumindestens, als Freifrau ‚Hochwohlgeboren‘, und im ganzen hol’s der Kuckuck!“<sup>342</sup>

Während sie im klassentheoretischen Diskurs streng traditionell verblieb, plädierte sie für ein fluides Geschlechterschema, in dem sich die vormals streng getrennten weiblichen und männlichen Attribute vermischten : „nicht mehr der ‚schneidige‘ Mann, dem man seine Laster, Trunkenheit, Rauflust etc. hoch anrechnet, wird der begehrte sein, sondern der Mann, der mit Mut und Geist Milde und Friedfertigkeit vereinigt.“ (Berliner Morgenpost 11.6.1904)<sup>343</sup> Im konservativen und

---

<sup>340</sup> Entnommen einem Essay von Alfred Fried. „Bertha von Suttner“. *Persönlichkeiten. Illustrierte Essays über führende Geister unserer Tage*. Charlottenburg. 1908. S. 4ff.

<sup>341</sup> Bevor Alfred Fried zu internationalen Konferenzen und Dinern reiste, bekam er regelmäßig einen langen Brief der Baronin, die ihn in die exakten Tischmanieren des jeweiligen Gastgeberlandes einwies. (Hamann *Bertha von Suttner* 326 f).

<sup>342</sup> Brief Bertha von Suttners an Alfred H. Fried, 23.10.1894. (Genf, Bibliothek der UNO, Collection Suttner-Fried).

<sup>343</sup> Berliner Morgenpost brachte am 11.6.1904 Zusammenfassung des Vortrages Bertha von Suttners anlässlich der Internationalen Frauenkonferenz in Berlin.



militärfreundlichen Österreich traf sie damit auf wenig Zustimmung; Zeitschriften beanstandeten die innovativen Geschlechtermuster Suttners: „Mehr als je braucht unser Zeitalter waffen- und denkfähige Männer, zarte, sinnige und milde Frauen. Behüte uns Gott vor den Mannweibern und den verdrehten Schrullen, wie sie dieser internationale Kongreß<sup>344</sup> leider allzu zahlreich beisammen zeigte.“ (Tägliche Rundschau Berlin 15.6.1904) Dies wiederum bestätigte die „Friedensbertha“ in ihrer selektiven Mitgliedsberufung für ihren Verein, denn auch sie „konnte sich nicht erlauben, allzuvielen Frauen in ihren Verein aufzunehmen. Denn sie fürchtete zu recht, dass man ihn als „weibisch“, zu wenig kämpferisch, „feige“ und „lächerlich“ beurteilen könnte. (Hamann *Österreich* 126) Reaktionäre Blätter befürchteten tatsächlich, dass Bertha von Suttners Anstrengungen „die Menschheit zu Eunuchen machen“ würde und „ihr alles rauben, was sie bisher an Werten besaß.“ (Deutsche Volkszeitung Reichenberg 15.6.1904) Die Zuschreibung von Inklination und Ambition aufgrund von Geschlechterzugehörigkeit empfand von Suttner als Diskriminierung, ihr Menschheitsbild war durchweht von den Leitfäden des Individualismus und der Selbstbestimmung des (und der) Einzelnen:

Die Generalisierung auf die Politik aller Frauen in Hinblick auf meine Politik hat En Löwos<sup>345</sup> wieder einmal in helle Wut versetzt – jedes einzelne Mähnos sträubt sich! – Es gibt unter den Frauen gerade so viele verschiedene Menschen wie unter den Männern; und wie´s unter den männlichen Politikern einen Schneider<sup>346</sup> und

---

<sup>344</sup> Internationale Frauenkonferenz in Berlin, 1904.

<sup>345</sup> Kosenamen der Baronin.

<sup>346</sup> Zeitgenössischer umstrittener antisemitischer Reichsratsabgeordneter.

einen Carneri geben kann, so würden sich unter den weiblichen auch nicht lauter Suttner vorfinden. (Suttner 26.10.1891)<sup>347</sup>

Solchermaßen erbost rügte sie Carneri auf die Konnotation hin, dass ihr Werk als typisch weiblich gelten müsse. So nannte sie es ein „landläufiges Missverständnis“ (Suttner 27.1.1903)<sup>348</sup>, dass die Friedensbewegung per Geschlechtsmuster den Frauen zufalle, da persönliche Motive der Ängstlichkeit und des Egoismus mit ideellem Eintreten für die Sache verwechselt wurden. Ethische Validität spricht von Suttner nur dem weiblichen Protest zu, der nicht aus persönlichen oder familiären Verlustängsten gespeist ist, sonder aus der Erkenntnis, dass „der Krieg ein Hemmnis der Kulturentwicklung darstellt [...]“. (BvS *Haager Friedenskonferenz* 106-107) Der Idee, dass Frauen als Pazifistinnen geboren seien, nahm sie den Wind aus den Segeln, mit Hinweisen auf all die kriegsschürenden Engagements von Frauenorganisationen, Sammlungen und Aufrufe von Patriotinnen, die für Nachschub an der Kriegsfront sorgten, so „dass Bismarck mit aller Zuversicht zu der ihm huldigenden Frauendeputantin sagen konnte, die Frauen werden das heranwachsende Geschlecht zu patriotisch-kriegerischer Gesinnung heranziehen.“ (BvS *Die Waffen nieder* 1895 254ff) So erweckte auch der *Bismarck-Frauen-Kalender* ihren Unmut, der die fünf Prioritäten und Talente der deutschen Frau summierte als „Gefallen erregen; Nahrung bereiten; Kleider anfertigen; Ordnung halten; Lehren.“ (BvS *Die Waffen nieder* 1896 179) Einer der Hauptansatzpunkte ihrer Öffentlichkeitsarbeit war gegen die Polemik der uniformen Frau, die von der Kriegspropaganda zum Zwecke der Infiltrierung der weiblichen

---

<sup>347</sup> Brief Bertha von Suttners an Bartolomeus von Carneri, 26.10.1891. (Genf, Bibliothek der UNO, Collection Suttner-Fried).

<sup>348</sup> Brief Bertha von Suttners an Alfred H. Fried, 27.1.1903. (Genf, Bibliothek der UNO, Collection Suttner-Fried).

Bevölkerung mit nationalem Stolz und Standesdünkel plakativ verlautbart wurde. Von Suttner kritisierte diese Stilisierung der „Landesmutter“ auf das Äußerste und forderte ein Umdenken in der Rolle der Frau als Motivationsstimulus zum männlichen Handeln:

Wenn einmal den Männern höherer Liebeslohn für die Heldentaten des Friedens als für die des Krieges winken wird, wenn sie wissen, daß sie sich die Bewunderung der Besten unter den Frauen nur erringen, wenn sie für die neuen Ideale der Gerechtigkeit eintreten und umgekehrt, den Abscheu edler Frauen erwecken, wenn sie das Greuelsystem unterstützen, dann wird eines der stärksten Motive wegfallen, das jetzt die Jünglinge zum Kriegsstande treibt. (Suttner *Haager Friedenskonferenz* 107-108)

Sobald Bertha von Suttner mit der Gründung der österreichischen Friedensgesellschaft ins Rampenlicht der Öffentlichkeit trat (1891), wurde ihre Mission von den Frauenorganisationen und dem österreichischen Frauenbund begeistert begrüßt, und man bat sie, sich ebenfalls für die Sache der Frau einzusetzen. Die österreichische Frauenrechtlerin Auguste Fickert ersuchte die Baronin 1892 vor allem für ihr Engagement im Kampfe um das Frauen-Stimmrecht, eine Bitte, die Bertha von Suttner unter Hinweisung auf ihr primäres Engagement als Pazifistin und Autorin ablehnte.<sup>349</sup> Als Initiatorin, Gründerin und Vorsitzende der Friedensliga in Österreich war Bertha von Suttner eine in den Medien allgegenwärtige Persönlichkeit und wurde von vielen verschiedenen Untergruppierungen der Frauenbewegung um ihre Unterstützung gebeten,

---

<sup>349</sup> „Ich muß grundsätzlich bei der einen Sphäre der Tätigkeit verharren, in die ich mich begeben habe, und die mich über alle Maßen in Anspruch nimmt. Sie machen sich keinen Begriff, welche Arbeitslast mir durch den Verkehr mit den Friedensgesellschaften, der Herausgabe meines Fachblattes, der Abfassung von einschlägigen Artikeln etc. zugefallen ist; – ich weiß jetzt schon kaum, wie es zu bewältigen. [...] Nebstbei muß ich doch auch noch literarisch wirken und daß ich dies in einem Sinne tue, der für die Gleichberechtigung unseres Geschlechtes eintritt, das werden mir alle meine Schwestern zugeben.“ (Suttner 13.4.1892)<sup>349</sup>

die sie immer unter der Versicherung der geistigen Schwesternschaft negierte<sup>350</sup>, was sie nicht selten in die Verteidigungshaltung drängte: „Also nicht aus Prüderie tu ich nicht mit bei der Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten – aber weil sie ebenso wichtig [...] wie ein Dutzend anderer Dinge sind: Mutterschutz, Kinderschutz, Ehereform, Antialkohol, Tuberkulose, Volksheime usw. usw. Nein, ich kann das nicht alles anpacken.“ (Suttner 14.3.1907)<sup>351</sup> Im restaurativen Nachmärz-Klima im deutschen Reich, wie auch in Österreich taten sich sämtliche Fraueninitiativen schwer, genügend Befürworterinnen und Akteurinnen zu aktivieren; das Weiblichkeitsideal und dessen häusliche Beschränkung hielten den Zulauf von Interessentinnen nieder. Die engagierten Damen sahen neidisch nach den Vereinigten Staaten von Amerika – wo man ebenfalls die Friedensbaronin als Schirmherrin wünschte, aber „als man [Bertha von Suttner] 1904 die Präsidentschaft des Weltbundes der Frauen anbot, lehnte sie – sehr geschmeichelt – ab.“ (Hamann *Bertha von Suttner* 455) Mit regem Interesse verfolgte sie jedoch die politischen und öffentlichkeitswirksamen Aktivitäten der amerikanischen Frauenbewegung und betrachtete sie als Vorbild für die europäische Friedensbewegung. „Na, ich bin froh, dass ich nicht angenommen habe. Solche Dinge sind in unseren Ländern noch unmöglich.“ (Suttner 18.6.1904)<sup>352</sup> Im Juni 1904 visitierte Bertha von Suttner bei der Internationalen

---

<sup>350</sup> Es erscheint weniger seltsam, dass sich Friedens- und Frauenbewegung, die sich schon in der Person Bertha von Suttners schnitten, nicht Hand in Hand arbeiteten und gegenseitige Ressourcen ausschöpften, bedenkt man, dass nicht einmal die bürgerliche und die proletarische Frauenbewegung zusammenarbeiteten. Erstere nahm das Geschlecht als Ansatz- und Hebelpunkt, letztere die ökonomische Erwerbstätigkeit, was einer Vereinheitlichung der beiden Bewegungen im Wege stand. Siehe dazu Elke Frederiksen (1994): *Die Frauenfrage in Deutschland 1865-1915*.

<sup>351</sup> Brief Bertha von Suttners an Marianne Hainisch, 14.3.1907. (Stadtbibliothek Wien, Handschriftensammlung).

<sup>352</sup> Brief Bertha von Suttners an Alfred H. Fried, 18.6.1904. (Genf, Bibliothek der UNO, Collection Suttner-Fried)

Frauenkonferenz in Berlin, und ihr Vortrag wurde noch auf der Straße bejubelt.<sup>353</sup> Manche empfanden sie als Provokation, andere als Spinnerin, wieder andere als Utopistin oder Witzfigur<sup>354</sup>; nicht nur redete sie der in Österreich unwillkommenen Friedensliga das Wort, auch bot sie Verstößen gegen humane Ideale wie dem Antisemitismus offen die Stirn (nicht nur einmal stellte sie sich schützend vor ihren Mitstreiter Alfred Fried, der jüdischer Herkunft war).

Was für eine starke Persönlichkeit muß die Suttner gewesen sein, um alle die negativen Seiten ihres Auftretens, alle Widrigkeiten, die sich aus der Position des Schwächeren, nämlich der des Pazifisten, in einer so militaristischen Epoche, die sich aus der Tatsache, daß eine Frau das Podium bestieg, ergaben – noch dazu in einer Zeit, in der die Emanzipation der Frau noch ein wesentliches Thema der Witzblätter war –, zu überspielen, überzeugend zu wirken und auch Begeisterung zu erwecken!“ (Kempf 134)

Es zeugt von einer wahrlich großen Persönlichkeit und einem unerschütterlichen Sendungsbewusstsein, dass Bertha von Suttner bis an ihr Lebensende an der Frontlinie für ihre Mission kämpfte. Die bürgerliche Leserschaft von Witzblättern jedenfalls

---

<sup>353</sup> Im Wesentlichen resümierte sie hier was sie schon 16 Jahre zuvor verschriftlichte: Nicht was [die Frauen] selber vorstellten, bestimmte ihren Menschenwert und ihre gesellschaftlichen Rechte, sondern das, was ihnen des Mannes Huld gewährte. Er war und blieb der von Gottes Gnaden eingesetzte Monarch; nach und nach verlieh er seiner Untertanin, der Frau, immer höhere Adelstitel. Von der Ebenbürtigkeit der Geschlechter war noch keine Rede. Die menschliche Gesellschaft sofern sie als ein frei sich entwickelndes Ganzes gedacht wurde, bestand eigentlich nur aus Männern; denn das ganze öffentliche Leben – nämlich Gesetzgebung, Regierung, Kriegsführung, Gewerbe, Wissenschaft – war nur von Männern besorgt. Sie also personifizierten das, was die geschichtlich fortschreitende, die effektive Menschheit abgab. Dieser selben waren Wesen beigelegt, welche dazu bestimmt waren, teils ihr das Leben zu erleichtern – sei es in der Lasttier-, der Sklavin- oder der Gefährtin-Form –, teils dieselbe fortzupflanzen, um wieder neue Menschen – d.h. Männer – zu gebären und neue Hilfswesen dazu.“ (BvS *Maschinenzeitalter* 93)

<sup>354</sup> [In Genf] nun sahen wir [Bertha von Suttner] als Heilige, und die Gekrönten sangen ihr Psalmen. Im Zeichen der Weltfriedensberauschung, der friedenstrunkenen Könige und Menschheitsbeglucker, im Zeichen Bertha Suttners, deren Talent eine auswertungsfähige Idee hoch empor getragen hat, bis sie eitel und etwas lächerlich wurde... Und dieses Genf ..., dieser Sitz revolutionärer Ideen, gescheiterter Existenzen, [...] das Zentrum des Freimaurertums, der Welthetzerie, diente huldigend der dicken, hübschen Österreicherin, in der sich die Gräfin und die Abenteurerin so stark vereinigt hatten. (Salburg 81-82)

erfreute sich am hämischen Spott, der Bertha von Suttner unter anderem von dem erfolgreichen Schreiber Felix Dahn<sup>355</sup> zu Teil wurde: „Die Waffen hoch! Das Schwert ist Mannes eigen./ Wo Männer fechten, hat das Weib zu schweigen./ Doch freilich, Männer gibt’s in diesen Tagen,/ Die sollten lieber Weiberröcke tragen.“<sup>356</sup> Dieses Mokieren zeigt jedoch ganz deutlich, wie erfolgreich die „Friedensbertha“ den Politikern und der Gesellschaft unter die Haut ging; die vielen Karikaturen und Stanzen über Bertha von Suttner zeugen von ihrem Stellenwert in der Tagespolitik – vor allem, da eine Absenz sonstiger Frauen in dieser Rubrik festzustellen ist. So machte man sich in weiten Teilen der Bevölkerung über sie lustig – ohne ihre sozial gehobene Position hätte man sie gar nicht erst beachtet.

Bertha von Suttner, verfasste 1898, als Kaiserin Elisabeth von Österreich erdolcht wurde, einen bewegenden Nachruf, in dem sich ihre schwere Erschütterung über die Gewalttat abzeichnete.<sup>357</sup> In Suttners Korrespondenz findet sich darüber vor allem ein sehr interessanter Briefwechsel mit Moritz von Egidy<sup>358</sup>, in welchem der gewaltsame Tod der Kaiserin mit einem Vorwärtsdrängen der Friedensbewegung in Verbindung gebracht wird:

---

<sup>355</sup> 1834-1912; Professor für Rechtswissenschaften, Historiker und Schriftsteller; seit 1860 Hausautor der *Gartenlaube*.

<sup>356</sup> Zitiert in Holl, S. 41.

<sup>357</sup> Kaiserin Elisabeth ermordet! Ein verruchter Dolchstoß in ein stilles, stolzes, weltabgewandtes und schönes Herz. [...] Als ein strahlendes und poetisches Bild wird in der Geschichte das Andenken an die schmerzreiche, schönheitsbegeisterte Fürstin fortleben. Und daß sie nicht im Bett starb, an Krankheit oder Altersschwäche, sondern zusammenstürzte unter dem Todesstreich eines fanatischen Irren, gerade als sie den Fuß auf die Schiffsbrücke setzte zu einer neuen Fahrt in die geliebte Naturpracht hinein. Das wird – so erschütternd traurig es ist, so hassenswert die Tat, die es verschuldet – das wird jenes Bild mit einem tragischen Zauber umweben. Vom Grau des Alltags hebst du dich ab für alle Zeiten – eine Gestalt in leuchtendem Schwarz – Elisabeth von Österreich! (Suttner *Memoiren* 375)

<sup>358</sup> Christoph Moritz von Egidy (1847-1898). Königlich preußischer Offizier, Pazifist, Reformator. Aufgrund sozialetischer Schriften, in denen er ein neues, undogmatisches Christentum forderte, wurde er aus dem Militärdienst entlassen und blieb unter Beobachtung der Geheimpolizei.

Das ergreifendste Wort, das angesichts des Todes Ihrer Kaiserin gesprochen wurde, ist das aus dem Munde des eigenen Gemahls: „Es ist nicht zu fassen, wie ein Mensch Hand anlegen konnte an diese Frau, die in ihrem Leben niemand ein Leid zugefügt [...] hat.“ Eine erschütternde Wahrheit liegt in diesem Gedanken, damit aber auch die ernste Aufforderung, diesen Gedanken weiterzudenken. Vielleicht mußte die schuldlose Frau so jähen Todes sterben, damit [...] alle mit dem vereinsamten Gatten und Kaiser klagen, [...] wenn der tiefgebeugte Kaiser in demütigem Verstehen zu der Erkenntnis sich durchringt: „Es sollen fortan überhaupt nicht mehr Menschen, die nie vordem Leid zufügten, feindselig einer dem anderen den tötenden Stahl in das Herz senken. Ich lasse die Menschen, deren Leben meiner Obhut anvertraut ist, fortan nicht mehr auf Schlachtfelder ziehen; ich erziehe die Völker, die meinem Zepter unterstehen, nicht länger mehr zum Kriege [...].“ (Suttner *Memoiren* 376-377)

Dass sich diese Hoffnung nicht erfüllte, wird nur zu klar, wirft man einen Blick in die aktuellen Statistiken der Deutschen Stiftung Friedensforschung:

Gewalt – vor allem gegen Frauen – ist außerdem eine bewusste Kriegsstrategie zur gezielten Zerstörung der Zivilgesellschaft. Es ist kein Geheimnis: Für die Aufrüstung, den Krieg, die Terrorbekämpfung und die Zerstörung stehen Millionenbudgets und unerschöpfliche Geldquellen zur Verfügung. Kein Wunder, denn Kriege sind in der Regel die Welt der Männer, der Generäle und der „Kriegshelden“. Frauen hingegen flicken immer wieder die zerstörten Orte, die aufgelösten Gesellschaften und die traumatisierten Menschen. Frauen sind

Trümmerfrauen, sie sind die Flickarbeiterinnen an den rund 165 heute bestehenden Kriegsorten dieser Welt. (Vermot-Mangold 169)

Diese Ansicht zeigt deutlich, wie wenig die Erfolge der Frauenbewegung tatsächlich in Zeiten und Gegenden der Krisenherde wiegen; in der obigen Quelle scheint vieles anzuklingen, was auch schon Bertha von Suttner bemängelte. Zum Zwecke der Rekrutierung und Mobilmachung für die Friedensidee war die Baronin bis kurz vor ihrem Tod stets auf „Tournée“ und tat ihr Möglichstes, die Menschen der verschiedenen Nationen zu *einem* Edelmenschentum, dem „Weltbürger“-tum zusammenzuführen.

In der zweiten Hälfte ihres Lebens gehörten Vortragsreisen zum Repertoire Bertha von Suttners. Sie wusste, dass sie im aufgeheizten Klima der Vorkriegszeit nur noch einen Einschlag machen konnte, wenn sie persönlich auftrat und mit den Verantwortlichen sprach; sie reiste, um Landeshäupter zu treffen, wie etwa King Edward VII oder Theodore Roosevelt, sie bereiste die USA zweimal auf ihren großen Friedenstouren, 1904 und 1912. Als Journalistin wusste sie, wie groß der Einfluss der Medien auf die öffentliche Meinung war und versuchte dies zu ihren Gunsten zu nutzen. Sie schloss auch die hohen Künste in ihre Strategie mit ein, sie gab Musik in Auftrag, „simple, rhythmical, just as the Marseillaise, or the national Austrian hymn“ (Grossi 161) um ihre Reden zu untermalen. Auch ermunterte sie Künstler, wie den russischen Maler Vasili Werestchaguine, schockierende Bilder des Krieges zu kreieren, um die Bevölkerung aufzuschrecken. (Grossi 161) In der Phase zwischen den Weltkriegen waren Bertha von Suttner und ihre vergeblichen Bemühungen um den Weltfrieden noch immer ein aktuelles Thema; die folgende herablassend-charmante Interpretation von Person und Mission Bertha von Suttners zeugt von dem Unbehagen, das eine in der Öffentlichkeit



wirkende Frau der Männerwelt einflößen kann. Die als weltfremd und wehleidig charakterisierte Pazifistin

Sie kämpfte mit Weihwasser gegen Kanonen [...] – eine Priesterin des Gemüts, die den Königen und Staatsmännern ins Gewissen redete [...]. Wie so viele Frauen, die aus reiner Weiberseele für die Verwirklichung eines Gedankens kämpfen, der männliche Spannkraft und ungetrübten Tatsachenblick erforderte, glitt sie ins Chimärische, glaubte, bekehrt zu haben, wo sie ein paar Krokodilstränen entlockt hatte [...]. So war um die `Friedensbertha´ allmählich ein sanftes Aroma der Lächerlichkeit, und dieses Aroma ist der deutschen Friedensbewegung unglücklicherweise geblieben bis zum heutigen Tag. (Ossietzky 40-41)<sup>359</sup>

Diese chauvinistische Überheblichkeit, mit der Ossietzky über die „reine Weiberseele“ im Gegensatz zur „männlichen Spannkraft“ spricht, ist die Epiphanie der patriarchalen Niederhaltung der nach Höherem strebenden Frau.

Das ist die überwiegend männliche Reaktion, wenn Frauen im Öffentlichen und allen gesellschaftlichen Bereichen deutlich wahrgenommen werden. So lange Frauen nur kämpfen und wenig erreichen, werden sie von Männern lächerlich gemacht. Sobald sie etwas erreichen, schlagen viele Männer zurück. Der Männlichkeitswahn als Reaktion auf die Widerständigkeit von Frauen gegen das

---

<sup>359</sup> Carl von Ossietzky (1189-1938); Journalist, Schriftsteller, Pazifist. 1926-1932 Herausgeber der Zeitschrift *Die Weltbühne*. Es wurde ihm 1936 der Friedensnobelpreis zugesprochen, dessen Entgegennahme ihm jedoch von der NAZI-Regierung verboten wurde.

unerfreuliche patriarchale Programm, das ihnen täglich zuteil wird, ist – sehr bedauerlich – gegenwärtig noch immer gesellschaftsfähig. (Dohnal VII)<sup>360</sup>

Doch nicht nur aus den Rängen der Männer erwuchs der Reformerin der alten verkrusteten Gesellschaftsnormen Kritik; auch aus der konservativen Frauenriege – vor allem der des Adels – blickte man mit Unbill auf das öffentlichkeitswirksame Gebahren der Friedensbaronin, wie Gräfin Edith Salburg<sup>361</sup> berichtet: „Bertha Suttner habe ich vielfach erlebt. Sie war eine laute, dicke, sehr hübsche Frau, die immer Proselyten machen wollte und deren überquellende Wärme doch nur eine Geste blieb. Ihre Taktlosigkeit gegen Offiziere, als Armeefeindin, brachte ihr schließlich eine Art Boykott ein. Das Friedensgefasel, dessen graue Theorie jeder denkende Mensch fühlte, wurde zur Posse.“ (Salburg 113)

#### 4.3.2.1. Frauen gegen Krieg und die extrapionierte Position der „Friedensbertha“

Seit den Nachmärztagen in der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts wird immer wieder von der besonderen Friedensmission der Frau gesprochen, einer im Inneren tief verwurzelten weiblichen Abneigung gegen Gewalt. Gefühlsbetontheit und sanfte Nachgiebigkeit prädestinierten die Frauen aller Klassen zu einem Engagement als Pazifistinnen, als Mitglieder der „Frauenliga für Frieden und Freiheit“ und anderer sozialistischer und radikal liberaler Frauenverbände. Bis nach dem zweiten Weltkrieg

---

<sup>360</sup> Johanna A. Dohnal (1939-2010), österreichische Feministin und Frauenpolitikerin, ab 1990 erste Frauenministerin Österreichs (politische Partei der SPÖ).

<sup>361</sup> Pseudonym von Gräfin Salburg-Falkenstein, verheiratete Edith Freifrau von Krieg-Hochfelden (1868-1942), Dramatikerin, Lyrikerin und Romanautorin.

war der weibliche Pazifismus ein Kampf gegen Windmühlen, da sich die politisch ohnmächtigen Frauen in einem patriarchalisch-hierarchischen Männerstaat auf der männlich konnotierten außer- und innerparlamentarischen Bühne zu behaupten hatten. Dieser „fast vernichtende Tragik des Pazifismus, der nie zeitgemäß erscheint, im Frieden überflüssig, im Kriege wahnwitzig, im Frieden kraftlos ist und in der Kriegszeit hilflos“ (Zweig 21. Juni 1918)<sup>362</sup>, war sich Bertha von Suttner stets bewußt. Obwohl sie als Frau für den Frieden keineswegs ein Einzelfall war, nimmt sie eine Sonderposition in den Reihen der Kriegsgegnerinnen ein: durch ihren Einfallsreichtum im Widerstand, aber vor allem durch ihre persönliche Unerschrockenheit und ihren Wagemut – und nicht zuletzt ihrer adeligen Herkunft wegen. In der von Gisela Brinker-Gabler herausgegebenen Textsammlung *Frauen gegen den Krieg* (1980) finden sich neben zwei Reden Bertha von Suttners Schriften aus der Feder ihrer Friedensgenossinnen, den wichtigsten und bekanntesten Namen unter den Friedensfrauen. Aus der Riege der Aristokratie findet sich dort neben der Baronin nur Marie von Ebner-Eschenbach (1830-1916); die übrigen Pazifistinnen rekrutieren sich aus den Reihen der Patrizier- und Gelehrtenfamilien<sup>363</sup>, des Bürgertums<sup>364</sup> und des Proletariats<sup>365</sup>. In vielen Initiativen und Protestaktionen seit dem Ende des neunzehnten Jahrhunderts wurde die Frauenbewegung vermengt mit der Friedensbewegung, sowie im Vorfeld des zweiten Weltkrieges mit dem Kampf gegen Antisemitismus und Nationalismus. Während Margarethe Selenka<sup>366</sup>, Mitglied der Münchner Friedensliga für eine feste Koppelung der Frauen- und der Friedenssache

---

<sup>362</sup> Stefan Zweig. *Neue freie Presse*. 21. Juni 1918.

<sup>363</sup> Lida Gustava Heymann (1868-), Anita Augspurg (1857-1943), Käthe Kollwitz (1876-1945)

<sup>364</sup> Hedwig Dohm (1833-1919), Rosa Mayreder (1858-1938)

<sup>365</sup> Adelheid Popp (1869-1939), Clara Zetkin (1857-1933)

<sup>366</sup> Margarethe Lenora Selenka (1860-1923), Vorstandsmitglied der Münchner Deutschen Centrale für Bestrebungen zur Beendigung des Burenkrieges; Organisatorin der ersten internationalen Frauenkundgebung für den Frieden.

appelierte, in dem sie auf die natürliche Inklination der Frau zum Frieden pochte, sah Bertha von Suttner die Friedenssache der Frauenfrage weitaus übergeordnet.<sup>367</sup> Die Gleichberechtigung der Geschlechter war für Bertha von Suttner selbstverständlich und die Abschaffung des Krieges galt ihr als Prerequisite zu einem freiheitlichen Leben der Frauen. Zusammen mit Margarethe Selenka nahm Bertha von Suttner an den Kundgebungen der Haager Friedenskonferenz von 1899 in Den Haag teil, die zugleich zur Bühne der ersten internationalen Friedenskundgebung der Frauen wurde. Dem Friedensgipfel voraus erging ein Aufruf an alle Frauenverbindungen und so konnten im Mai 1899 innerhalb von 3 Tagen 565 Versammlungen in achtzehn Ländern dokumentiert werden, auf denen Frauen aller Klassen ihren Friedenswunsch artikulierten - ein internationaler Kraftakt, den Bertha von Suttner zusammen mit Selenka dem leitenden Gremium der Haager Friedensgesellschaft vortrug.<sup>368</sup> Es ist jedoch utopisch anzunehmen, dass die einschlägigen Frauenverbände zur Friedensschaffung alle an einem Strang zogen; schon in den 1890er Jahren trennten sich die Wege der bürgerlichen und der proletarischen feministischen Aktivistinnen (von einer aristokratischen war niemals die Rede), denn wie Clara Zetkin verlautbarte, konnten die Interessen der weiblichen Arbeiterschaft nur im gemeinsamen Klassenkampf mit ihren männlichen Genossen verteten und vorangetrieben werden.

Bertha von Suttners Zugehörigkeit zur Aristokratie, in Kombination mit ihrer belletristischen Rezeptions- und Wirkungsgeschichte gewährten ihr einen Bekanntheitsgrad und eine volkstümliche Popularität, die sie zu einem weitreichenderen Sprachrohr machten als die Vertreterinnen der bürgerlichen und proletarischen

---

<sup>367</sup> Siehe Punkt A, S. 4 ff der Dissertation.

<sup>368</sup> Genaueres hierzu siehe Gisela Brinker-Gabler (1980): *Frauen gegen den Krieg*. S. 19/20, S. 115 f.

Friedensbewegung jemals zu sein hoffen konnten. Durch persönliche Diplomatie und elitäre Kontakte konnte sie auf Monarchen, hochrangige Militärs und verantwortliche Politiker zutreten im Versuch den eindringlichen Appellen und Anstrengungen der Friedensbewegung ein größeres Gewicht in den höheren, regierenden Gesellschaftsschichten zu verleihen. Und dies obwohl Bertha von Suttners Protest gegen das Aufrüsten und den Militarismus zu einer Zeit geschah, als das Weltmachtstreben, der Streit der europäischen Mächte um Kolonien die Tagespolitik bestimmte. Ihr Roman *Die Waffen nieder!*, der die kollektiven Existenz- und Kriegsängste der Gesellschaft um die Jahrhundertwende ansprach, machte sie über Nacht zu einer der prominentesten und renommiertesten Friedensfrauen des ausgehenden neunzehnten Jahrhunderts.

#### 4.3.2.2. *Die Waffen nieder! Eine Lebensgeschichte* (1889)

Das Konzept dieses Romans war ein Geniestreich: das innovativ komponierte Werk galt als modern, nicht nur in der Wahl des Themas, sondern ganz besonders auch in der Montagetechnik, aus einem Gemisch von Authentizität und Fiktion. Wie in einer Collage durchkreuzen und überschneiden sich Kriegszeugenberichte und tatsächliche Briefe vergangener Kriegstage, Bertha von Suttner nahm Inspiration und Anregung aus historischen Werken und Originaltexten wie Kriegserklärungen, Heeresberichte, Militärarztunterlagen und Zeitungsberichten. Die Autorin wusste, dass ein authentisch angelegter Roman das breit gefächerte Publikum ansprechen würde. *Die Waffen nieder!* stellt eines der ersten Beispiele der Antikriegsliteratur dar, eine Literaturform, die erst nach den verheerenden Weltkriegen im zwanzigsten Jahrhundert Exemplare von

Weltbedeutung hervorbrachte<sup>369</sup>. Die Intention solcher realistischen Fiktion ist es, möglichst viele Leser zu erreichen und sie durch Empathie zum Umdenken anzuregen – Romane ergreifen den Leser, politische Pamphlete und Abhandlungen nur schwerlich. Bertha von Suttner erreichte Millionen weltweit: „Wilhelm Liebknecht als engagierter Sozialist bezeichnete und bewunderte, dass es ihr gelungen sei, die Massen anzusprechen.“ (Birkhan 72) Der Universalanspruch der Friedenssache führte zu einer raschen Überschreitung der Landesgrenzen, wie Alfred Nobel seiner engen Vertrauten schreibt: „Man sagt, dass es zweitausend Sprachen gibt... aber sicherlich gibt es keine Sprache, in die ihr herrliches Werk nicht übersetzt werden müsste.“ (Suttner *Lebenserinnerungen* 219)<sup>370</sup>

Es handelt sich bei dem Roman um eine Ich-Narrative einer Aristokratin, der Bertha von Suttner einige autobiographische Züge verlieh – zum einen wollte sie ihrem Ehemann Arthur ein Denkmal setzen, indem sie ihn als Modell für den (zweiten) Gatten der Martha Althaus Modell stehen ließ, zum anderen versprach eine aristokratische Protagonistin aus der Feder einer Aristokratin höhere Absatzzahlen des vollendeten Werkes. “The titles and honorifics inseparable from aristocratic names in the public view gave women writers of high social standing an immediate claim on a readership’s attention.” (O’Cinneide 10) Das Drama schildert aus der Ich-Perspektive das Leben der aus Wien stammenden und mit allen positiven Attributen ausgestatteten Gräfin Martha Althaus. Als Tochter einer reaktionären österreichischen Generalsfamilie

---

<sup>369</sup> Nach dem 1. Weltkrieg haben Autoren wie Erich M. Remarque und Stefan Zweig Antikriegswerke geschrieben; die Literatur nach dem 2. Weltkrieg prägte Schlagworte wie „Trümmerliteratur“, „Kahlschlagliteratur“, „Literatur der Stunde Null“; einige wichtige Vertreter: Wolfgang Borchert, Heinrich Böll, Alfred Andersch, Paul Celan; Autoren der „Gruppe 47“, zum Beispiel Martin Walser, Günther Grass und Ilse Aichinger.

<sup>370</sup> Brief Alfred Nobels vom 1.4.1890, zitiert in Suttner.

militärfreundlich und kriegsgläubig, durchlebt sie in zwölf Jahren vier Kriege.<sup>371</sup> Diese kriegerischen Auseinandersetzungen erwiesen sich prägend für ihr künftiges Dasein, sie raubten ihre zwei Ehemänner (den Kriegstreiber Grafen Dotzky und den Anti-Krieg eingestellten Baron Tilling<sup>372</sup>) und eines ihrer Kinder und wandelten sie von einer unkritischen Militaristin zur Pazifistin: Im Sardinischen Krieg von 1859 verliert Martha im Alter von 19 Jahren ihren ersten Mann den Husarenoberst Graf Arno Dotzky. Sie wird daraufhin zur überzeugten Kriegsgegnerin, was ihr in dem sie umgebenden militärisch-patriotischen Wiener Adelsmilieu Feindseligkeit und Anstoß beschert. Ihr zweiter Mann Baron Friedrich Tilling teilt ihre Ansichten, obwohl er selbst Offizier in der Armee Österreichs ist; finanzielle Engpässe verhindern sein Ausscheiden aus der Militärkammerilla. Er nimmt mit der Österreichischen Armee am Deutsch-Dänischen Krieg von 1864 und am Krieg Preußens gegen den Deutschen Bund im Jahr 1866 teil. Auf den Schlachtfeldern von Königgrätz sucht die verzweifelte Martha nach ihrem verwundeten Ehemann und lernt dabei die Kriegsgreuel unmittelbar kennen. Marthas Geschwister sterben an den Folgen der durch den Krieg bedingten Cholera; ihr Vater stirbt im Gram über den Verlust seiner Kinder und im Sterbebett verflucht er den Krieg. Martha und Tilling ziehen nach dem Österreichisch-preussischen Krieg nach Frankreich, wo sie eine kurze Zeit des Friedens und des Familienlebens genießen, doch schon kurz nach der Geburt ihrer Tochter bricht 1870 der deutsch-französische Krieg aus. Baron Tilling, der sich aus dem Militärdienst zurückgezogen hatte (auch um die Friedensmission seiner Frau zu unterstützen) wird als vermeintlicher preußischer Spitzel während der

---

<sup>371</sup> Österreich-Italien 1859, Preußen/Österreich –Dänemark 1864, Österreich-Preußen 1866, Deutschland-Frankreich 1870/71

<sup>372</sup> „Und die Schilderung eines Edelmenschen, wie ich sie in der Gestalt meines Helden versucht habe, wurde mir dadurch erleichtert, daß mir für dessen Charakter der eigene Gatte Modell stand.“

Belagerung Paris´ standrechtlich erschossen. Ihr Sohn Rudolf aus erster Ehe beginnt daraufhin, sich für die Ziele seiner Mutter einzusetzen. Der Roman, der größtenteils in der Rückschau der Ich-Erzählerin verfasst wurde, endet in der Gegenwart: Martha lebt wieder in Österreich und beendet 1889 am Taufstage ihres Enkels die Niederschrift ihrer Lebensgeschichte.

Die zutiefst weibliche, sanftmütig schwache Baronin Martha, ist die einzige Figur des Stückes, der eine Entwicklung zugestanden wird. Zunächst jedoch wird der Abschied Marthas von ihrem ersten Ehemann Arno von Dotzky, seines Zeichens Husaren-Oberleutnant rührselig beschrieben. „Ich muß jetzt fortgehen, liebes Kind – zu meinem Obersten. Weine dich aus ... wenn ich wiederkomme, hoffe ich, dich standhaft und heiter zu finden – ich brauche das, um nicht von trüben Ahnungen beschlichen zu werden. Jetzt, in so entscheidender Zeit, wird doch meine eigene kleine Frau nichts tun, mir den Mut zu benehmen, meine Tatenlust zu dämpfen? [...].“ (Suttner *Die Waffen nieder*, BD 1 25) Daraufhin entsinnt sich Martha den ihr anerzogenen Tugenden und ruft sich selbst zur Ordnung; die Ausführung seiner Wünsche und Order stehen über ihren eigenen Gedanken und Gefühlen:

Ich raffte mich auf. Seine letzten Worte klangen mir noch im Ohre nach. Ja, offenbar: Meine Pflicht war nun die, seinen Mut und seine Tatenlist nicht nur nicht zu dämpfen, sondern nach Möglichkeit zu heben. Das ist ja die einzige Art, wie wir Frauen unsern Patriotismus betätigen können, wie wir des Ruhmes teilhaftig werden dürfen, den unsere Männer auf den Schlachtfeldern sich holen. [...] Meine Jungfer Betti kam erschrocken hereingerannt. Sie hatte mich schreien gehört. [...] Ich blickte das Mädchen an: Auch sie hatte rotgeweinte Augen. Ich



erriet – sie wußte schon die Nachricht, und ihr Geliebter war Soldat. Mir war's, als müßte ich die Unglücksschwester an mein Herz drücken. „Es ist nichts, mein Kind“, sagte ich weich... „Die fortziehen, kommen ja wieder zurück-.“ (Suttner *Die Waffen nieder*, BD 1 26ff)

Es war ihr also danach, die „Unglücksschwester“ zu umarmen, aber diese Anwendung von Solidarität und Mitgefühl scheitert an Klassenunterschieden, die diese Vertraulichkeiten zwischen Herrschaft und Bediensteter nicht zulassen können; genauso herablassend wie Arno sie selbst als „Kind“ titulierte, so großspurig von oben herab behandelt sie Betti.

Durch Situationsbeschreibung und Anredeformeln zeichnet von Suttner überdeutlich das Bild, nicht nur einer zarten und schutzbedürftigen Frau, sondern auch das einer verwöhnten und empfindlichen Adelligen. „„Lehnen sie sich an mich, Baronin Martha – armes Kind“, sagte er sanft. Ich lehnte mich, so gut ich konnte, aber doch: welche Folterlage! Wenn man sein ganzes Leben lang gewohnt war, auf schwellenden Sitzen, sprungfedernden Wagen und weichen Betten zu ruhen, wie schwer fällt es da [...] in einem schüttelnden Leiterwagen zu sitzen [...].“ (Suttner *Die Waffen nieder* BD 2 76 )

Folgend der Schematik eines Bildungs- bzw. Entwicklungsromans durchläuft sie die Evolution von der Heldenbewunderung der Kriegsmaschinerie zur überzeugten und aktiven Pazifistin. Im fortgeschrittenen Alter liest Martha Althaus in ihren Jugendtagebüchern und amüsiert sich über die feierlich-melancholische Stimmung ihrer Backfischzeit:

„Oh, Jeanne d'Arc – du himmelsbegrnadete Heldenjungfrau, könnt` ich so sein wie du! [...]“ Zur Verwirklichung dieser bescheidenen Lebensansprüche bot sich mir

keine Gelegenheit. [...]. Ach, warum war ich nicht als Knabe zur Welt gekommen!  
[...] Ich war begeisterungsfähig und leidenschaftlich; da habe ich mich natürlich  
für dasjenige leidenschaftlich begeistert, was mir von meinen Lehrbüchern und  
von meiner Umgebung am höchsten angepriesen wurde. (Suttner *Die Waffen  
nieder!* 4-5)

Die Hauptfiguren der Geschichte sind als Stellvertreter je einer fest verankerten  
Gesellschaftssäule konzipiert, quasi als typisierte Manifestationen des Phänomen  
„Krieg“: der altaristokratische Vater konstitutionalisiert das Kriegsbegehren, die  
Beharrung auf der Tradition derselben als Chance Mannhaftigkeit, Ehrverhalten und Mut  
für das Vaterland unter Beweis zu stellen. Seine Argumentation gegen die  
Friedensbemühungen seiner Tochter folgt althergebrachten Platitüden des Militarismus,  
so sei der Krieg von Gott als ultimativer Instanz selbst eingesetzt; kriegerische  
Handlungen habe es immer gegeben, und es werde sie auch weiterhin als existenzielles  
Phänomen geben. Außerdem würden wahre Männer in Friedenszeiten verweicht,  
weibisch und sittenschwach; für die wahrlich männlichen Tugenden, für  
Charakterbildung und ehrenvolle Lebensführung sei der Krieg unentbehrlich. Der Vater  
ist, als Strohmann für die Gesellschaft restaurativ und kann nicht mit den etablierten und  
festgeschriebenen Sichtweisen seiner Kaste brechen. Sein Sohn gilt ihm als Unterpfand  
zur unausgesetzten Weiterführung der Militärkultur im Stolze der mannesstämmigen  
Kriegsehre. Erst mit dem Tod seines Sohnes, der keineswegs den „Heldentod“ im  
Kampfgewirr stirbt, sondern von einer kriegsbedingten Seuche weggerafft wird, beginnt  
er am Krieg als Lebenskultur stiftendem Existentialerlebnis zu zweifeln.

Die Schwester des Vaters fungiert als Wortführerin für die institutionalisierte Kirche, die kriegerische Auseinandersetzungen in keinster Weise zu verhindern suchte – was gemäß den Postulaten von Nächstenliebe und Barmherzigkeit durchaus zu erwarten wäre – sondern denselben ihren Segen gab. Das Kampfgeschehen und Morden wird in göttlicher Transzendenz verklärt, was die Thematik gleichsam aus der Sphäre der menschlichen Antastbarkeit enthebt und die Autorität der Kirche verstärkt. Die Rolle der Mutter bleibt unausgefüllt, die leibliche Mutter ist tot und die frömmelnde Tante kann kein Ersatz sein. Neben der Beleuchtung von ökonomischen Beweggründen zur Kriegstreiberei und der Aufdeckung fadenscheiniger Rechtfertigungsversuche für Kriegserklärungen erbringt Martha – völlig aus der (Frauen-) Rolle fallend - den LeserInnen den Zusammenhang der prekären pekuniären Verkettung von politischem Einfluss, Wissenschaft und wirtschaftlichen Motivierungen. Bertha von Suttner wählte die Textform des Romans vor allem der emotionalen Komponente wegen, die verheerenden traumatischen Auswirkungen des Krieges sollten die Leser bewegen; der Augenzeugenbericht Marthas vermochte dies zu erreichen: gegen Ende der Auseinandersetzungen um Königgrätz eilt die Protagonistin zum Schlachtfeld, um ihren Mann zu finden - im Alleingang, zunächst ohne männliche Begleitung, ungeachtet des Tabus der Frau auf dem Schauplatz kriegerischer Handlungen. „Das Zurückbleiben in diesen Räumen [unter den vielleicht fiebertollen Menschen] hätte mich vielleicht wahnsinnig gemacht vor Angst... Ach, ich war doch ein feiges, hilfloses Geschöpf, dem Unglück und den Schrecken nicht gewachsen, in welche ich mich da begeben hatte.“ (Suttner *Die Waffen nieder!* 85) Bald verliert ihr Hauptanliegen, ihren Mann lebend zu finden, und selbst die Möglichkeit des eigenen Todes, den Fokus, zu gelähmt und

traumatisiert zeigt sich die Heldin von den Horrorvisionen und dem quälenden Elend, das sich ihr zeigt: „Nur eine Schachtel Zündhölzer [...] half uns für einige Sekunden die schrecklichen Bilder zu sehen, welche diese Stätte des Elends füllten. Der Fuß glitt auf dem von Blut schlüpfrigen Boden aus, wenn man sich weiter bewegen wollte.“ (Suttner *Die Waffen nieder!* 84) Tote Menschen- und Tierleiber durcheinander, aufeinander, Freund und Feind vereint im schrecklichen Tod. Und noch schlimmer, die im Wahnsinn gefangenen, durstigen, verwundeten, verkrüppelten, teils halbtoten Männer, schreiend und weinend.

In welchem Zustand waren diese 600 Männer. Es ist unmöglich, dies mit Wahrheit zu schildern. An den noch immer offenen Wunden saugten Mücken, mit denen sie bedeckt waren; im Fieber funkelnde Blicke irrten forschend umher und suchten nach irgendeiner Hilfe – nach Labung, nach Wasser, nach Brot! Mantel, Hemd, Fleisch und Blut bildeten bei den Meisten eine widerliche Mischung. Würmer begannen sich darin zu erzeugen und einzufressen. Ein abscheulicher Geruch erfüllte jeglichen Raum. Alle diese Soldaten lagen auf der nackten Erde, nur wenige fanden etwas Stroh, auf welches sie ihre elenden, verstümmelten Körper betten konnten. Einige, welche nur lehmigen, durchgeweichten Boden unter sich hatten, sind in dem Schlamme desselben halb versunken; sie vermögen nicht, sich aus ihm emporzuarbeiten; Andere liegen in einer Pfütze gräulichen Schmutzes, den zu beschreiben jede Feder sich sträuben muß. (Suttner *Die Waffen nieder!* 91)

Der Krieg, wie ihn die Autorin hier darstellt, läuft allem Darwinistischen Fortschrittsglauben, dessen Anhängerin sie war, zuwider. Nicht nur ist er die Negation

aller Entwicklung, er vernichtet alle Errungenschaften der Kultur und der Zivilisation. Das Maximum der Zerstörung jedoch richtet er an unter den Menschen, er stört die natürliche Auslese, das Überleben des Stärkeren: der Krieg fordert das Leben der Jungen, Starken und Tollkühnen – die Alten, Kranken, Schwachen und Verkrüppelten läßt er zurück. Diese von Menschenhand geschaffene Degeneration nennt Bertha von Suttner ein „an den Menschen von morgen begangener Riesenfrevel“ (BvS *Maschinenzeitalter* 278), der jeder Vernunft entbehrt. Diese Höllenszenen, die jeder menschlichen Ethik, Kultur und Ordnung bar sind, stellen ihre Forderungen jenseits von Mitleid oder Empathie – ein radikales Umdenken ist es, was angemahnt wird. Neben moralischen Appellen flicht die Autorin Belege profunder Sachkenntnis ein. Konkrete und innovative Forderungen nach einer internationalen Abrüstung und der Einrichtung von Schiedsgerichten alternieren mit Reflexionen und diskursiven Elementen zum Theorem „Krieg und Frieden“. Das Gerüst der Argumentation bildet das humanistische Menschenbild vom „Edelmenschen“, das beeinflusst vom Darwinismus eine positive Zivilisationsrevolution vorzeichnet, die die Existenz der menschenverachtenden Praxis des Krieges obsolet macht. Und dass dies durch die Perspektive einer Frau geschieht, einer vormals kriegsverherrlichenden Adelligen, gibt dem Postulat nach der Abschaffung dieser menschenverachtenden Apokalypse eine zusätzliche Nuance, die auch die Frauen nicht dieser humanitären Verantwortung enthebt. In diesem Sinne verschaffte Leo Tolstoi seiner Hoffnung Ausdruck: „Der Abschaffung der Sklaverei ging das berühmte Buch einer Frau voraus, der Mrs. Beecher-Stowe; Gott gebe, dass die Abschaffung des Krieges durch das Ihre geschehe.“ (BvS *Lebenserinnerungen* 240)<sup>373</sup> In der Evolutionstheorie Bertha von Suttners kann sich auch die Frauenwelt nicht im Hause verschanzen, sich mit

---

<sup>373</sup> Brief Leo Tolstois an Bertha von Suttner, 10. Oktober 1891. Zitiert in Suttner. *Lebenserinnerungen* 240.

euphemistischen und weich zeichnenden Berichten vom Krieg in Sicherheit wiegen und die Augen verschließen vor der brutalen Realität. Eine Stärke der Autorin ist es, dass sie sämtliche Debatten der Frieden-Krieg-Thematik diskursiv darstellt; sie kann also gleichzeitig Pro- und Kontra Argumente gegeneinander aufwiegen und jeweils die (im Auge des Betrachters) stärkeren Argumente dem Verfechter der Friedenssache in den Mund legen. Gekonnt nimmt sie so den oft gebrachten kriegsfördernden Rufen den Wind aus den Segeln.

Es sei noch darauf hingewiesen, dass bereits zu Lebzeiten Bertha von Suttners ein Drehbuch aus ihrem Werke entstand, das auch tatsächlich verfilmt wurde<sup>374</sup>; leider kam der Ausbruch des Ersten Weltkrieges der Premiere zuvor. Das Material enthält einige Szenen Bertha von Suttners an ihrem Schreibtisch, zwei Monate vor ihrem Tod. Sie war von dem Unternehmen sehr angetan, fürchtete jedoch, dass es in Österreich nicht die Zensur passieren würde. Bertha von Suttner, die erste Friedensnobelpreisträgerin und einst als fünft-berühmteste Frau Europas gekürt<sup>375</sup>, versank mitsamt ihrem Werk in den Kriegswirren der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Sie war eine Frau, die in der Öffentlichkeit ihre Stärke zeigte – auch noch im hohen Alter, eine öffentlichkeitswirksame Figur, die in Karrikaturen und Zeitungsnotizen in die Geschichte einging. Eine soziopolitische Revoluzzerin, die sich für die Freiheit und den Frieden aller Menschen – durch alle Religionen und Geschlechter – einsetzte, ohne sich im Geringsten an der Ständeordnung zu stoßen. Nichts fiel ihr in den Schoß, all ihre Errungenschaften hatte sie sich selbst hart erarbeitet; Hilfestellung bot ihr allein ihr Adelsprädikat (ohne

---

<sup>374</sup> Carl Theodor Dreyer (1889-1968) schrieb das Drehbuch. Der Film sollte als Höhepunkt des Weltfriedenskongresses in Wien zu Ehren Bertha von Suttners uraufgeführt werden. Der dänische Regisseur wird heute als einer der bedeutendsten Visionäre des modernen Kinos neben Fritz Lang genannt.

<sup>375</sup> Siehe Seite 276 der Dissertation.

monetäre Privilegien). Ihr Geburtsrecht als soziale Eintrittskarte wußte sie gewinnbringend einzusetzen. Sie probierte die traditionell-konservative Rolle einer österreichischen Debütantin an, legte sie ab und fand für sich selbst einen individuell-einzigartigen Weg zur Emanzipation aus den sie beschneidenden Normen, Werten und Sitten. Und doch meisterte sie die Kunst, sich selbst treu zu bleiben, bis zu ihrem Lebensende konstituierte sie sich als Schriftstellerin über zwei Identifikationsmarker: als Frau und als Aristokratin.

## **Kapitel 5: Frieda von Bülow (1857-1909)**

„Über die Frau sprechen heißt immer: über die Gesellschaft sprechen. Über die Gesellschaft sprechen heißt: Über das Verhältnis von Autorität und Freiheit reflektieren.“ (Rinser 5) Die individuell differierende Abmischung von Autorität und Freiheit in der Lebensrealität von Kaiserin Elisabeth und Bertha von Suttner waren identitätsstiftend; durch soziale Vormachtstellung und emanzipatorische Fort-Schritte im wahrsten Sinne des Wortes konstruierten die Aristokratinnen ihre einzigartige Existenzbasis. Gerade diese Unvergleichlichkeit macht sie vergleichbar, in ihren Abweichungen nähern sich ihre Lebensläufe einander an. In Kaiserin Elisabeth manifestiert sich das eine Extrem des Spektrums, (doppelt) gekröntes Haupt und Regentin über einen Vielvölkerstaat, die in ihrem Herzen aber Republikanerin und Vertreterin des liberalen Individualismus war. Bertha von Suttner, Gesinnungsgenosin derselben in der Abneigung gegen Militarismus und gesellschaftspolitische Unterdrückung und Unfreiheit besetzt ein anderes Ende des Kontinuums.

Mit Frieda von Bülow fügt sich eine dritte Koordinate in das System dieser Dissertation: die lineare Achse, die die „republikanische Kaiserin“ und die pazifistisch-aktionäre Baronin der Habsburger Monarchie verbindet, weitet sich zum Dreieck: Frieda Freiin von Bülow, die als große Unterstützerin der Kolonialidee den Friedensidealen und Antikriegs- und -Eroberungsmaximen der oben genannten diametral gegenübersteht. In ihren Standpunkten, die Sache der Frauen betreffend, waren sie dagegen Kameradinnen im Geiste. So individuell-persönlich sich ihre eigene Emanzipation auch gestaltete, so verliehen sie (in ihren Werken) doch auch ihren generellen emanzipatorisch-frauenbewegenden Ideen und Theorien Ausdruck. Alle drei formulierten ihre



feministischen Maximen unabhängig von den simultan wirkenden (bürgerlichen) organisierten Frauenbewegungen. Vor allem in den Schriften von Bülow und Suttner resonieren ähnliche Ansätze wieder: sie postulierten eine beiderseitige Evolution in der sensitiven und sensiblen Annäherung der Geschlechter aneinander; die angestrebte Neuordnung des Gender-Systems verlangt auch von Seiten der Männer Flexibilität und Bereitschaft zur Assimilation. Während Suttner ihre innovativen Impulse in der restaurativ-monarchischen Gesellschaftshierarchie des Habsburger Reiches umgesetzt sehen wollte, verband Bülow ihre Forderungen nach einer neuen soziopolitischen Schematik mit einem neuen Territorium: der neuen Generation von emanzipierten Männern und Frauen bot sich, so Bülows Ansicht, eine tabula rasa in den Kolonien. Eine von der Kultur-Zivilisation noch unberührte Projektionsfläche für eine innovative Gesellschaftsordnung, sozusagen ein Experimentierfeld für die Einführung moderner und aufgeklärter Normen und Werte. Maßgebend war für Bülows Gesellschaftshierarchie weniger das Geschlecht als vielmehr die Klasse (und die Rasse) der Individuen. Wo Suttner das Edelmenschenum forderte, strebte Bülow das Herrenmenschenum an, das sich aus beiden Geschlechtern der gesellschaftlichen (weißen) Elite rekrutierte. Das ist vor allem interessant, da Frieda von Bülow<sup>376</sup> und Bertha von Suttner sich im politischen Spektrum – die Freiin ganz rechts und die Baronin gemäßigt links – gegenüberstanden. Gemeinsamer Nenner hier ist das Angehören des Adels als Mitglieder alteingesessener vornehmer Aristokratenfamilien und die gesellschaftliche Stigmatisierung als Frau. Obwohl beide im aristokratischen Selbstverständnis fest verankert waren, zwang die wirtschaftlich schwache Stellung sie zu einer Reevaluierung der Berufssperre für Frauen

---

<sup>376</sup> Frieda von Bülow als Nationalistin, Rassistin und Antisemitin (vgl. dazu Katharina von Hammersteins FemBio-Artikel) gegenüber Bertha von Suttner, die sich für Völkerverständigung, Pazifismus und gegen Judenhaß einsetzte.

ihrer elitären Ränge; dank ihrer sozialen Position gebildet und belesen, verdingte Suttner sich als Gouvernante in einem vornehm-adeligen Hause und Bülow machte eine Lehrerinnenausbildung<sup>377</sup> und war an einer Schule für höhere Töchter tätig. Sie verließen also nie wirklich ihre angestammte Klasse, nur verschafften sie sich innerhalb dieser Kaste mehr Bewegungsfreiraum und Handlungsraum. Es läßt sich also bei Frieda von Bülow ein emanzipatorischer Sonderweg vermuten, wie er im Falle von Kaiserin Elisabeth und Baronin von Suttner bereits aufgezeigt werden konnte.

### **5.1. Biographisches und soziopolitische Mission**

„Wer kennt sie nicht, die tapfere, furchtlose Kolonialfreundin, die unentwegt ihre vortreffliche Feder in den Dienst der Kolonien stellt?!“ (Föllmer 222) Frieda von Bülow und ihre Romanheldinnen hatten eines gemeinsam, sie alle waren „long on pedigree but short on cash“ (Wildenthal „When Men are weak“ 56); die Familie von Bülow galt als eine der vornehmsten und ältesten adeligen Sippschaften Deutschlands, und so fanden viele Familienangehörige der Kolonialagitorin Eingang in die Historie deutschsprachiger Gebiete und übertreffen sie an Bekanntheitsgrad bei Weitem. Das Hineingeborensein in eine Adelsfamilie dieses gesellschaftlichen Kalibers prägte Frieda von Bülow: von klein auf lernte sie die hierarchische Unterteilung der Gesellschaft als „natürlich“ anzusehen. Eine kulturpolitische Kategorisierung nach Stand und Rasse waren immer Teil ihrer Weltordnung, daher ist es im Falle Frieda von Bülows beinahe unmöglich, oder wenigstens dem Forschungsergebnisse abtragend, sich nicht mit der

---

<sup>377</sup> Ihre Lehrerausbildung erfolgte im Lucie Crain Institut in Berlin, wo Helene Lange (spätere Vorsitzende der bürgerlichen Frauenbewegung) als Lehrende tätig war. (Hammerstein „Vorschlag einer Lesart“ 15)

Person der Freiin auseinanderzusetzen, im Bestreben ihre Literatur verstehen und beurteilen zu können. Die soziopolitische Mission des literarischen Schaffens der „Kolonialfreundin“, die sich in einer „für Frauenempfinden durchaus nicht selbstverständlichen Weise“ (Bäumer 408) für die deutsche Expansionsbestrebung einsetzte, war per Definition Männersache. Besonderes Augenmerk muss der konsequenten und zielgerichteten Aufarbeitung und Aufbereitung dieses propagandistischen Interesses gelten. Joachim Warmbold gibt diesem potentiell gewagten Kontext den berücksichtigenden Titel „Deutsch-Ostafrika im ‘Gartenlaube-Kostüm’“ (Warmbold *neudeutsche Erd* 83): das In-Szenesetzen der Romanhandlung vor dem Hintergrund des Bülowischen Afrika-Bühnenbildes. Das literarische Bemühen um die Kolonialidee wurde erst in zweiter Konsequenz, sozusagen als Alternative, Frieda von Bülow's Metier; erst als extrinsische Motive sie zu der endgültigen Abkehr von Deutsch-Afrika zwangen, wandte sie ihre patriotische Energie dem Verfassen von Kolonialliteratur zu. Das Ausmaß der Kolonialbegeisterung der Freiin von Bülow und ihre Verdienste in der Sache werden erst vor dem Hintergrund ihrer Biographie transparent und greifbar: Sie machte ihr Persönlichstes zum Politikum in der Funktionalisierung der Öffentlichkeitsarbeit als therapeutischer Kur. Ihr Leben und ihre Lebensbewältigung hielten das Mandat des ‘the personal is political’ (Moane 5) als essentiellen Knotenpunkt von individueller Psyche und dem Allgemeinwesen, in der Anerkennung prägender Einflüsse von Außen.

Ihre Kindheit<sup>378</sup> verbrachte Frieda von Bülow in Smyrna, ihr Vater war dort Vorgesetzter des preußischen Konsulates. Mit dem Verlust des Vaters musste sie neunjährig die Verpflanzung aus der romanisch-orientalischen Lebensumgebung ins biedere thüringische Neudietendorf verkraften. 1881 entflohen sie und ihre Schwestern Sophie und Margarethe dieser bedrückenden frömmelnden Umgebung nach Berlin, und gründeten unter der Aufsicht der Großmutter einen eigenen Hausstand; Frieda absolvierte ihre Lehrerinnenausbildung und unterrichtete kurze Zeit an einer Akademie für höhere Töchter. Drei Jahre später starb Margarethe bei dem Versuch, ein ins Eis des Rummelsberger Sees eingebrochenes Kind vor dem Ertrinken zu retten. Dieses traumatische Ereignis hatte ein völliges seelisches Entgleisen Frieda von Bülows zur Folge, und als Heilmaßnahme trat sie ihre erste große Reise (nach Italien) an; noch immer gebrochen kehrt sie zurück nach Berlin, entschlossen die entstandene innere Leere mit einer großen Mission zu füllen und sich damit Trauer und Melancholie zu entziehen. Sie stürzte sich mit ihrem ganzen Sein in die die Tagespresse füllenden Kolonialbestrebungen der Nation, ein wahrer „Wirbelwind der Begeisterung“ (Hochstaetter *Freiin von Bülow* 116) erfüllte sie: Die Bülowsche Wohnung in Berlin galt in der Folgezeit als „der Mittelpunkt aller ‚Afrikaner‘“ (Hochstaetter *Freiin von Bülow* 122). 1886 hob Frieda von Bülow als Mitbegründerin den ‚Frauenverein für Krankenpflege in den Kolonien‘ aus der Taufe.<sup>379</sup> Es war der Freiin ein Anliegen, den Beruf der Krankenschwester zu säkularisieren und von gesellschaftlichen Sanktionen zu

---

<sup>378</sup> Biographische Informationen aus Katharina von Hammerstein: ([www.fembio.org/biographie.phd/frau/biographie/frieda-von-buelow/](http://www.fembio.org/biographie.phd/frau/biographie/frieda-von-buelow/)) und Sophie Hochstetter (1910): *Frieda Freiin von Bülow*.

<sup>379</sup> Im selben Jahr war sie an der Begründung der Evangelischen Missionsgesellschaft für Deutsch-Ostafrika beteiligt. Neben 18 Männern saßen die Freiin von Bülow und Gräfin von Pfeil in der Vorstandschaft, doch schon bald verlassen die Damen diese Vereinigung aufgrund konfessioneller und weltanschaulicher Unvereinbarkeiten und kamen so zur Gründung des Deutschnationalen Frauenbundes.

befreien. Bis dato war die Beschäftigung der Krankenpflege den Ordensschwestern vorbehalten, die ohne Entgelt aus dem Diktat der christlichen Nächstenliebe diese Dienste verrichteten; Frieda von Bülow wollte diesen Beruf als ehrenvolle Verdingung den Frauen ihres Standes eröffnen. Deshalb gründete sie mit dem Schwesternpaar der Gräfinnen Pfeil und anderen Damen der gehobenen Gesellschaft unter Mithilfe von Dr. Carl Peters den säkulären und konfessionslosen Deutschnationalen Frauenbund. Schon vor ihrer eigentlichen Berufung als Krankenpflegerin und Kolonialistin bedurfte die Freiin ihrer Stellung als Aristokratin, die alleine es ihr ermöglichte im Verbund mit anderen Damen der Elite den Dachverband ins Leben zu rufen, der sie in die Ferne Afrikas entsandte.<sup>380</sup>

Die bis heute bekannteste weibliche Figur der deutschen Kolonialgeschichte war überzeugt von der Idee einer deutschen Kolonialmacht auf dem afrikanischen Kontinent und unterstützte diese enthusiastisch. Ganz getreu des Reisemottos: „Ich reise um zu leben“ (Frederiksen „Blick in die Ferne“ 157) machte sie sich selbst auf nach Deutsch-Südostafrika (Mai 1887- April 1888), um ihre eigene Tatkraft zum Gelingen des imperialistischen Unternehmens einzubringen und vor Ort Krankenstationen zu errichten und zu verwalten. Es ist die für die respektive Zeit erstaunliche Geschichte einer unabhängigen Frau, die man mit einer „Führungsposition betraut“ (Hammerstein „Ein Vorschlag“ 51), sich aber weigert, ihr die dazu nötige selbstbestimmte Autorität zuzugestehen. Der ausschlaggebende Impuls zu diesem ungewöhnlichen und gefährlichen Unternehmen kam von Dr. Carl Peters<sup>381</sup>, der später resümierte: „Es kam

---

<sup>380</sup> Zu den Details siehe Katharina von Hammerstein (2012): „Vorschlag einer Leseart von Frieda von Bülows national-kolonialistischen Aufzeichnungen aus Deutsch-Ostafrika.“

<sup>381</sup> Bülow lernte Peters (1856-1918) 1885 unmittelbar nach der 1884 von Reichskanzler Bismarck ausgerichteten Kongo-Konferenz (der Aufteilung Afrikas zwischen den europäischen Besatzermächten) in

mir ferner zustatten, dass die Freiin Frieda von Bülow einen Monat nach mir als Vertreterin des Deutsch-nationalen Frauenbundes in Zanzibar eintraf, um daselbst Maßnahmen für die Organisierung der Krankenpflege zu treffen. Ihr Geist und ihre anmutige Persönlichkeit gaben unserem Kreis einen natürlichen gesellschaftlichen Mittelpunkt und eine stilvolle Repräsentation Fremden gegenüber.“ (Peters 218) Ihre Beziehung zu “Germany’s best known colonial hero” (Wildenthal „When men are weak“ 55), dem umstrittenen Kolonialherren Carl Peters war Teil ihrer Erlebnisse in Afrika; ihre Bemühungen als deutsche „Botschafterin“ Ordnung und Disziplin unter den „Taugenichtse[n]“ und „Neger[n]“ (FvB *Reiseskizzen* 33)<sup>382</sup> einzuführen, beinhalteten auch die Warnungen vor der befürchteten Mischung der Rassen und enthielten daher einen indirekten Aufruf an die deutschen Frauen, der „Verwilderung“ der deutschen Kolonialisten Einhalt zu gebieten. In folgendem Beispiel aus dem Text *Tropenkoller* (1896) läßt sich exemplarisch die diminuierende und denunzierende Darstellungsweise der einheimischen Bevölkerung extrahieren: als Wesen zweitrangiger Natur werden sie belächelt, abgewertet und ganz allgemein als den Weißen in keinster Weise als Konversations- oder gar Lebenspartner angemessen beschrieben. So mockiert sich die Protagonistin Eva über das Aufmerksamkeit-heischende Flanieren einer Gruppe schwarzer Frauen; zwar konstatiert sie deren Attraktivität, kontrapunktiert diese aber als unerheblich, da die „Negerweiber“ einem weißen Mann zu nicht mehr als einem netten Anblicke reichen konnten.

---

Berlin kennen und verliebte sich in ihn. Nicht zuletzt durch die Kongo-Konferenz gelangte Peters zu Ruhm als Kolonialheld, und so suchte Frieda von Bülow ihn als Fürsprecherin in der Sache ihres ebenfalls kolonialbegeisterten Bruders Albrecht auf. Die tatsächliche Liebesbeziehung dauerte nur etwa drei Jahre (1885-1888), jedoch blieb Frieda von Bülow Peters ein Leben lang verbunden.

<sup>382</sup>Frieda von Bülow wird in bibliographischen Angaben abgekürzt als „FvB“ wiedergegeben.

[...] ein paar geputzte Negerweiber [tänzelten] kokett vorüber [...]. Die in bunte Kattunstoffe drapierten Mädchen waren sich ihrer Unwiderstehlichkeit durchaus bewusst. [...] „Schönheiten von Satuta im Feststaat“: sagte Eva. [...] “Sieh mal, die Kleine [...] ist Gogo, ein impertinenter Racker, aber allerliebste“: bemerkte Udo lächelnd. Eva sah ihn von der Seite an. „Wo hast du denn ihre Bekanntschaft gemacht?“ „Hübsche Mädels kennt man immer“: scherzte er.“ (FvB *Tropenkoller* 17).

Die exotische Verführung durch die afrikanischen Eingeborenenfrauen sorgte in den Kolonien für ständigen Zündstoff, da die Ausschreitungen und Übergriffe von Seiten der weißen Kolonialisierer häufig außer Hand gerieten und in Deutschland zur Anklage gebracht wurden. Frieda von Bülow war persönlich bestens bekannt mit diesem gesellschaftlichen Problem, da ihr Vertrauter Dr. Carl Peters sich wegen Misshandlungen und Tötungen seiner afrikanischen Mätressen vor Gericht zu verantworten hatte.<sup>383</sup> So fiel die Bülowsche Beschreibung der potentiellen schwarzen Konkubinen des weißen Mannes selten positiv aus: „Damen-Tour. Die Weiber hatten sich alle bei den Gewändern gefasst wie deutsche Kinder, wenn sie spielen [...] So trippelten sie und knicksten und wiegten sich in den Hüften, jede so schön sie irgend konnte, [...] jede bestrebt sich auf das Vorteilhafteste zu präsentieren. [...]“ (FvB *Tropenkoller* 20-21) Sie führte ein Tagebuch, in das sie Schwierigkeiten und Anekdoten des nicht so alltäglichen Alltagslebens in den Kolonien niederschrieb; aus diesem persönlichen Erfahrungsschatz schöpfte sie, wenn sie durch detailgetreue Beschreibungen und Impressionen die Leser fasziniert. Sie nahm sich jedoch nicht nur der einer Frau angemessenen Betätigung in der

---

<sup>383</sup> Wie Hammerstein erwähnt, war Carl Peters Spitzname bei den einheimischen Afrikanern „der Mann mit den blutigen Händen“ ([www.fembio.org/biographie.phd/frau/biographie/frieda-von-buelow/](http://www.fembio.org/biographie.phd/frau/biographie/frieda-von-buelow/))

Krankenstation an, nach dem Tode ihres Bruders Albrecht übernahm sie 1893 seine Plantage mit Kalkbruch bei Tanga, eine „naturgemäß“ männliche Führungsposition, ein Abenteuer, das scheiterte. „Dissatisfied with the few conventional realms available to middle-class and aristocratic women (marriage, nursing or teaching), she sought meaning in radical nationalism, colonialism, and feminism“. (Wildenthal - *German Women*<sup>54</sup>) Ihren Lebensabend verbrachte die gesundheitlich sehr geschwächte Freiin mit ihrer Schwester Sophie in Deutschland;<sup>384</sup> sie führte das ihrem Stande angemessene ruhige Leben auf saisonbedingt wechselnden Landsitzen bis zu ihrem frühen Tod mit nur 51 Jahren.<sup>385</sup>

Ihr Bruder Albrecht, ebenfalls ein enthusiastischer Vertreter der Kolonialidee zog 1885 als Kompanieführer nach Deutsch-Ostafrika, zwei Jahre später gefolgt von seiner Schwester Frieda, die „wohl als die erste deutsche Frau mit hinaus nach Afrika [zog]“ (Hochstaetter *Konservative Monatsschrift* 766). Ihre Ankunft in Sansibar war eine Sensation und schon bald war der „rare Damenbesuch aus Deutschland“ (Warmbold *Neudeutsche Erd* 72), der in Begleitung seines Bruders Erkundungsfahrten in die weitere Umgebung und des Festlandes unternahm, vor allem unter den Herren der europäischen Elite bewundert. Nach nur etwa neun Monaten musste die Freiin Afrika den Rücken kehren, und erst nach dem Tode beider Brüder<sup>386</sup> setzte sie 1893 erneut Fuß auf deutschafrikanischen Boden, diesmal um sich der vom Bruder Albrecht angelegten

---

<sup>384</sup> 1891 trifft Frieda von Bülow auf die literaturwissenschaftlich bedeutsame Lou Andreas-Salomé, mit der sie in der Folge eine tiefe Freundschaft verband; die beiden Frauen unternahmen ausgedehnte Reisen (z.B. nach Russland). Bülow widmete der Schriftstellerfrundin unter anderem Novellen in *Die schönsten Novellen der Frieda von Bülow über Lou Andreas-Salomé und andere Frauen* (1990). 1894 zwang sie ihre durch die Afrikajahre stark geschwächte Gesundheit sich zurückzuziehen.

<sup>385</sup> Großlichterfelde (Berlin), Bärenfels (Erzgebirge), Schloß Lauenstein (Sachsen), Schloß Dornburg an der Saale. (Hammerstein: [www.fembio.org/biographie.phd/frau/biographie/frieda-von-buelow/](http://www.fembio.org/biographie.phd/frau/biographie/frieda-von-buelow/))

<sup>386</sup> 1892 verstarb Albrecht von Bülow an den Folgen einer Kampfverwundung, die er sich bei der Niederschlagung eines der häufigen afrikanischen Aufstände zugezogen hatte. Kuno von Bülow nahm sich – ebenfalls in den Deutschafrikanischen Kolonien geschäftlich tätig – aus Liebeskummer das Leben.



Plantage anzunehmen; jedoch zog sie sich – entgegen ihres ursprünglichen Planes sich dort fest niederzulassen – noch vor der Jahresfrist nach Deutschland zurück, da das auswärtige Amt sich schlichtweg weigerte, weder Person noch Besitz Frieda von Bülow als Protektorat anzuerkennen. „Private Ländereien waren in dem Schutzgebiet damals ebenso wenig erwünscht wie eine Niederlassung allein stehender Frauen; Frieda von Bülow sah sich daher genötigt, ihren Erbteil der ‚Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft‘ zu übertragen [...].“ (Warmbold *neudeutsche Erd* 73). Die entscheidenden Impulse für ihre Entwicklung zur Kolonialschriftstellerin (ebenso wie vorher zum tatsächlichen physischen Engagement für und in den Kolonien) lassen sich zurückführen auf ihre emphatische Begeisterung für den deutschen Kolonialpionier Dr. Carl Peters. Sie machte „die Eroberung Ostafrikas zu einer Angelegenheit des Herzens“ (Hochsteatter *von Bülow* 156) und nur so lässt sich der ausufernde und selbstaufopfernde Einsatz der Freifrau zugunsten der Kolonialsache erklären. Erst der persönliche Kontakt und die Verquickung einer (komplizierten) leidenschaftlichen Liebesbeziehung setzen den Tatendrang der Aristokratin frei, nachdem sie sich lange „so passiv [fühlte], wie ein im Sturm dahinrasendes Blatt“ (Hochstaetter *von Bülow* 116). Nachdem die Spätfolgen der Malaria ihre Gesundheit stark angegriffen hatten und interne Zwistigkeiten mit dem Leitungsgremium des Deutschen Frauenvereins zur Krankenpflege in den Kolonien, die eine von ihr geforderte Befugnisserweiterung und Entscheidungsvollmacht ablehnten, eine Rückkehr nach Deutschland erzwingen,<sup>387</sup> „wollte [sie] ihre Feder in den Dienst der

---

<sup>387</sup> Wie Katharina von Hammerstein in ihrem Vorspann zu den *Reisescizzen und Tagebuchblättern* (2012) schreibt, kommt es zum Eklat aus mehreren Gründen: Ein in ihren in Deutschland veröffentlichten Schriften als für eine alleinstehende Frau zu vergnügungssüchtiges Leben in den Kolonien, ihr vertrauter Umgang mit den Herren der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft und vor allem ihre bekannt gewordene Verbindung zu Carl Peters schaden Bülow's Ruf in Deutschland. Die von der konkurrierenden Organisation der Evangelischen Missionsgesellschaft ausgesandte Krankenschwester Marie Rentsch meldet die Liebesaffäre der Dachorganisation. (S.49)

geliebten Kolonialsache stellen und für die Idee Freunde werben.“ (Hochstaetter von Bülow 160). 1889 veröffentlichte sie ihr koloniales Erstlingswerk, die *Reiseskizzen und Tagebuchblätter aus Deutsch-Ostafrika*, 1890 gefolgt von *Am andern Ende der Welt* und 1891 von dem Roman *Der Konsul*. 1892 erschienen sowohl die *Deutsch-ostafrikanischen Novellen* als auch der Roman *Ludwig von Rosen*. 1894 kam der Roman *Margarete und Ludwig* heraus, 1896 *Tropenkoller* und 1899 ihr „kolonialer Schwanengesang“ (Warmbold *neudeutsche Erd* 82) *Im Lande der Verheißung*.

Das Scheitern der zweiten Afrikafahrt und die sich abzeichnende Gewissheit, dass die Beziehung zu Carl Peters zu keinem glücklichen Ende führen würde, erwiesen sich als folgenschwer für Frieda von Bülow. Dies offenbart sich nicht zuletzt in einer direkt an die Rückkehr aus der Kolonie anschließende zweijährige Europareise in Begleitung ihrer Schriftstellerfreundin Lou Andreas-Salomé, die analog zur ersten Italienreise nach dem Tode der Schwester, die sie erdrückende Öde und vernichtende Depressionen im Keime ersticken sollten. Durch die neuen Eindrücke und Erfahrungen dieser Reise legte sich die Aufruhr ihrer aufgewühlten Seele etwas, und sie setzte ihrem „Kolonialpionier“ ein letztes Denkmal: *Tropenkoller. Eine Episode aus dem deutschen Kolonialleben* (1896). Dieses leidenschaftliche Plädoyer und die Parteinahme für den in Ungnade gefallen Kolonialhelden beleuchten Frieda von Bülows letzten Versuch, die Differenzen und Hindernisse zwischen sich und dem Mann ihres Lebens zu überbrücken. Jedoch warf Peters` politische Mission bereits ihre Schatten voraus: 1897 wurde der Reichskommissar für Deutsch-Ostafrika, dessen Misshandlungen und Ausschreitungen gegen die schwarze Bevölkerung der Kolonien schon seit Beginn der 1890er Jahre Kritiker auf den Plan rief, suspendiert. Der sich unverstanden und ungerecht behandelt fühlende Peters trat in

britische Reichsdienste über, ein Schritt, den Frieda von Bülow ihm nicht nachsehen konnte. Mit einem Mann, der im „Dienste einer fremden Macht das eigene Vaterland und das eigene Werk bekämpfen will“ (Sembritzki 40) konnte sie sich nicht emotional verbunden fühlen, und so „versank Afrika aus ihrem Tun“ (Hochstaetter *von Bülow* 174): sie nahm von jedweder zukünftigen kolonial-propagandistischen Literaturarbeit Abstand; das Gewicht dieses Entschlusses wird deutlich, bezieht man die extreme nationale Gesinnung der Freiin in die Überlegung mit ein, welche immerhin als „unter den intellektuellen Frauen unserer Zeit [...] nicht häufiger Zug“ (Hochstaetter *von Bülow* 119) eingeschätzt wurde, und der Freifrau im persönlichen Einsatz für die imperialistische Progression Deutschlands „ein starkes Gefühl des Noblesse oblige“ (Hochstaetter *Konservative Monatsschrift* 766) bescheinigte. Aus diesem elitären Selbstverständnis erwuchs ihr der Mut in der unstillen Umbruchzeit der Jahrhundertwende als ledige Frau, die ihre patriotische und lebensphilosophische Bestimmung nicht in der konservativ-traditionellen Mutter- und Ehefrauenrolle sucht, sondern ihre nationalistische Pflicht als Ausführung eines Berufes – quasi als ihrer Berufung - eruiert.

## **5.2. Schriftstellerische Pionierarbeit**

Frieda von Bülow eine Pionierin zu nennen, macht Sinn aufgrund ihres Aufbruches in eine fremde, exotische Welt und ihrer charakteristischen, völlig neuartigen Sichtweise, die sie in ihren Kolonialschriften vermittelt. Ein Element des Verlangens, der Sehnsucht nach etwas Großem, Lebenfüllendem schwingt in der Neugierde der Reisenden, in der Suche nach einer zumindest emotional qualitativ Andersartigkeit.

Dieses Verlangen, das zu den Hochzeiten des Imperialismus im 19. Jahrhundert keine Seltenheit darstellte, nahm in der Kolonialliteratur eine spezifische Gender-Komponente an: Das Genderindiz kann sich als strukturell-rethorisches Element innerhalb von Textkompositionen des kolonialen Vorwärtsdrängen ausdrücken; Andererseits ist der Kolonialismus an sich Teil einer Theorie zu Geschlechtshierarchien und so gestifteten Identitäten. Die Unterscheidung zwischen der strukturell-rhetorischen und der hermeneutisch-theoretischen Aufschlüsselung gestaltet sich extrem schwierig, da sich die Topoi Geschlecht und Kolonialismus ineinander eingeschrieben haben.<sup>388</sup> Vor allem Bülow's Blick auf den Alltag, die gesellschaftssozialen Verhältnisse und die Eigenheiten des kolonisierten Afrikas<sup>389</sup> aus der völlig neuen Warte einer weißen, eigenständig urteilenden Frau muß als wertvolles Zeitdokument des wilhelminisch-imperialistischen und des kolonialen Diskurses gelten. Die Bülow-Biographin Katharina von Hammerstein spricht von „Bildkonstruktionen, die zu dieser spezifischen Zeit aus einer spezifischen Weltanschauung heraus entstanden sind und einen spezifischen Zweck verfolgten.“ (Hammerstein „Vorschlag einer Leseart“ 13)

Der Tagebuchcharakter und autobiographische Überformungen machen ihre Kolonialromane und Reiseberichte so unmittelbar, und durch Orts- und Datumsangaben vermitteln sie ein Gefühl von Authentizität und Objektivität; Erstmals wird die vordergründig unnachsichtige Besetzung der afrikanischen Peripherie aus dem Blickwinkel einer Frau aufgerollt, es wird ein betont weiblicher Blick geworfen auf

---

<sup>388</sup> Russell Berman weist auf Friedrich Fabris Werk *Bedarf Deutschland der Kolonien* (1879), eines der einflussreichsten Dokumente der kolonialistischen Bewegung, hin; der Missionstheologe Fabri (1824-1891) diskutierte als einer der ersten eine Verbindung zwischen einer gesellschaftspolitischen Neuorganisation der Geschlechter und der territorialen Expansion in Übersee.

<sup>389</sup> Am deutlichsten kommt dies zum Ausdruck in ihren *Reiseskizzen und Tagebuchblättern* (1889), aber auch in den in dieser Arbeit besprochenen Romanen *Tropenkoller* (1896) und *Im Lande der Verheißung* (1899).

Afrika, die koloniale Realität und den von der Autorin gewagten Ausbruch aus der Enge des wilhelminischen Frauenlebens in Deutschland.<sup>390</sup> Die Amalgamierung von politischer Ambition mit der Gedanken- und Gefühlswelt einer authentischen deutschen Adelige macht die Neuheit der Bülow'schen Schriften aus; auch andere Autorinnen (etwa Gabriele Reuter)<sup>391</sup> publizierten Kolonialromane und exotische Reiseberichte - als definitiver Unterscheidungsfaktor gilt die propagandistische Intentionalität der Bülow'schen Literatur: während andere Schriften rein unterhaltsam und trivial gehalten waren (also dem Paradigma der „Frauenliteratur“ verhaftet blieben), zeugen Frieda von Bülow's Schriften von einem quasi Expertentum; außerdem verfolgte sie erstmals ein (sozio-)politisches Ziel mit ihrem Schreiben. Ob man die Kolonialautorin jedoch als Philantropin bezeichnen sollte ist fraglich; sicher ist, dass sie stets als Adelige spricht und in ihren Geschichten auch immer Adelige auftreten lässt. Die schwarze Bevölkerung, diese „verweichlichten Kinder[] des Äquators“ (FvB *Tropenkoller* 208), dienen oft als Kulisse und Rahmenhandlung. Brisant ist, dass sie auf Gewalt und Sexualität eingeht – im viktorianischen Zeitalter ein Tabuthema, nicht nur in den Kolonien. Ganz allgemein ist der Beweggrund ihrer Reformversuche nicht auf Humanitätsideale gegründet, sondern durchwegs soziopolitisch motiviert. In ihren *Reiseskizzen und Tagebuchblätter* verleiht Bülow der exotischen Schönheit ihrer afrikanischen Wahlheimat Ausdruck, die potentielle Gefahr durch wilde Tiere und kriegerische Zusammenstöße werden verharmlost und ironisiert. Die militärische Spannung zwischen den Deutschen, den Briten und dem Sultan von Sansibar erwähnt von Bülow einige Male, so schreibt sie im

---

<sup>390</sup> Ein breiteres Spektrum von Afrikadarstellungen aus Frauenfeder folgten erst im neuen Jahrhundert, z.B. Romane und Novellen von Clara Brockmann, Ada Cramer und Elsa Sonnenberg, die etwa zwischen 1904 und 1913 geschrieben wurden.

<sup>391</sup> Gabriele Reuter. *Glück und Geld. Roman aus dem heutigen Egypten*. Leipzig: Friedrich, 1888.

November 1887<sup>392</sup> von „uns auf Schritt und Tritt mit Argusaugen beobachtenden Engländern“, und der „kriegerischen Musik“ und den „energischen Kommandorufe[n]“ des sansibarischen Soldatenkorps, wobei sie geschickt von der kriegerischen Bedrohung ablenkt, indem sie die visuellen Reize, welche die in vollem Waffenschmuck exerzierenden Sansibaren bieten, beschreibt. Hammerstein spricht von einer Ästhetisierung und Nostalgisierung, einem Gemälde der Eintracht, „in dem militärische Präsenz zu einer Art Theatervorstellung in ‚malerischen Kostümen‘ verharmlost wird.“ (Hammerstein „Ein Vorschlag“ 27-28) Die Kolonien bieten, nach Bülow's Beschreibung, exotisch-sinnliche Reize, die sie, für die im wilhelminischen Deutschland gefangenen Frauen, zur Projektionsfläche ihrer Wunsch- und Traumvorstellungen machen. Die deutschen Leserinnen imaginieren die musikalischen und visuellen Vergnügen, die ihren abenteurlustigen Landesfrauen in den Kolonien offeriert werden. Das Zur-Schau-Stellen von kriegsbereiter Männlichkeit in bunten und außergewöhnlichen Uniformen wird als Würze und Garant für Kurzweil in die ansonsten romantische Darstellung der verträumt-friedlichen, tropischen Umwelt eingestreut.

Es wäre jedoch falsch zu denken, dass eine gesellschaftliche Freizügigkeit für Frauen in den annektierten Gebieten leichter zu erlangen gewesen ist, als in Deutschland; tatsächlich genossen unverheiratete Frauen in den ostafrikanischen Kolonien weit weniger Freiheit als etwa in Berlin; ihre gesellschaftliche Stellung ohne Mann oder Bruder war dort unhaltbar und ohne Vermögen ihre Heiratschancen ebenfalls gering, was nicht zuletzt auf eine Homologie zwischen den Strukturen eines patriarchisch-sexistischen einerseits, und eines kolonistisch-imperialen Diskurses andererseits

---

<sup>392</sup> Frieda von Bülow am 18. und 2. November 1887 in *Reiseskizzen und Tagebuchblätter aus Deutsch-Ostafrika*.

(Yeğenoğlu 10) zurückzuführen ist. Bülow's Kolonialliteratur kann tatsächlich unter anderem als Horizonterweiterung der deutschen Hausfrauen gelten, da sie ihrem Lesepublikum interkulturelle Erfahrungen aus erster Hand berichtet, oder Nicht-Afrikareisende über Flora und Fauna vor Ort aufklärt. Auch vom Klassen- und Geschlechterraster<sup>393</sup> in der ostafrikanischen Kolonie lernen die Leserinnen viel, deren Restriktionen meist mit der Erhaltung der gesellschaftlichen Ordnung oder ganz einfach der Sitte gerechtfertigt wird. So erhält die ihrem Mann in die Kolonien folgende Maleen von Dietlas, die Protagonistin im Bülow-Roman *Im Lande der Verheißung* (1899), auf ihre diesbezüglichen Fragen stets die Antwort es sei eben „Dasturi“<sup>394</sup>, daran sei nicht zu rütteln.

Nach dem sie für sich selbst ein koloniales Leben in Afrika ad acta gelegt hatte, gab Freiin von Bülow ihre ganze Kraft in ihr Schriftstellertum. Über etwa zwanzig Jahre hinweg (mit einer Ballung im letzten Lebensjahrzehnt) veröffentlichte die Freifrau eine große Zahl von Artikeln, Skizzen, Erzählungen, Novellen und Romanen; anfangs, wie schon dargelegt, konzentrierte sie sich auf das Themengebiet der Kolonisierung Ostafrikas<sup>395</sup>, später schrieb sie über das ihr als Aristokratin bestens bekannte Landleben der deutschen Gentry, sie setzte sich auseinander mit Frauenthemen<sup>396</sup> – feministisch-emanzipatorischen ebenso wie traditionell-konservativen und der Herausforderung der Moderne an die Frau. Durchwegs zeichnete sich ihr Schreibstil durch eine solide angelegte Handlungsführung, konsolidiertes Wissen und Kenntnis des zu behandelnden

---

<sup>393</sup> Selbstverständlich vor allem von der Rassenunterscheidung, schließlich war Bülow eine Verfechterin des Herrenmenschentums.

<sup>394</sup> „Dasturi“ ist swahili für Brauch, Sitte.

<sup>395</sup> Neben den in dieser Dissertation herangezogenen Romane wären hier zu nennen *Am anderen Ende der Welt* (1890) und *Deutsch-Ostafrikanische Novellen* (1892)

<sup>396</sup> Dazu gehören die Novelle *Die stilisierte Frau* (1902) oder etwa den Essay „Das Weib in seiner Geschlechtsindividualität“ (1897)

Themas und einem Gemisch aus kritisch-humorvollen und ironisch-satirischen Elementen aus. Gesellschaftspolitische Debatten durchkreuzen ihre Werke ebenso wie psychologische Spitzfindigkeiten und avantgardistisch-subjektive Diskurse der Frauenbewegung, wie im Folgenden gezeigt werden soll.

### 5.2.1. Imperialistische Propaganda und Frauenemanzipation

Frieda von Bülow's Kolonialtexte sind für sie nicht primär künstlerischer Ausdruck von abstrakter Inspiration, sondern Mittel zum Zweck; im Zuge belletristischer Konsumliteratur bezieht sie Stellung und vermittelt ein ganz bestimmtes, zu propagandierendes sozialpolitisches Momentum innerhalb eines von ihr angestrebten Gesellschaftsgebildes. Dabei rückt sie Frauen in den Mittelpunkt ihrer Werke; sie stellt die unterschiedlichsten Frauentypen vor, die sie gemäß ihrer spezifischen Eigenschaften, ihrer Stellung und ihrem Lebensstil (je nach Gesellschaftsklasse) beschreibt. So ergibt sich das kaleidoskopartige Bild der Frau im kolonialisierten Ostafrika, das sich zusammensetzt aus Inderinnen, Araberinnen, Hauptfrauen und Nebenfrauen, die exotisch und geheimnisvoll in Schleier und Gewänder gehüllt die Neugierde der Europäer(-innen) wecken; sie erzählt vom Leben der (französischen, englischen und deutschen) Missionarsschwestern, von deutschen Ehefrauen und Schwestern, die ihren Männern beziehungsweise Brüdern in die Kolonien folgten und natürlich immer wieder von den Erlebnissen der Frieda von Bülow selbst. Da das politische Tages- und Zeitgeschehen aus der Frauen-Perspektive geschildert wird, kann die „Frauenfrage“ sozusagen als Quintessenz der Texte gelten; die Freiin ist ein angesehenes Mitglied der Kolonialgesellschaft, und Einschränkungen ihrer persönlichen Freiheit (wie etwa die



Unmöglichkeit, ohne Herrenbegleitung Spaziergänge zu unternehmen) nimmt sie zunächst als gegeben hin; generell kann eruiert werden, dass sie ein Leben lang für Gleichheit und Unabhängigkeit zwischen den Geschlechtern eintrat, wobei sie sich in der für sie typischen aktiven, involvierten Art von den eher Theorien schmiedenden Feministinnen der jüngeren Generationen unterschied<sup>397</sup>. „Von der Notwendigkeit des Emanzipationsprozesses war Bülow überzeugt, doch bedeutet Emanzipation für sie das Gegenteil von ‚Vermännlichung‘. Deshalb vertritt sie als Schriftstellerin den Standpunkt, schreibende Frauen sollen nicht männlichen Vorbildern nacheifern, sondern ihre Andersartigkeit in die Literatur einbringen.“ (Abret 73) Es ging ihr darum, ihren eigenen Weg zu finden; im realen Leben, wie auch in ihrem Schriftstellertum. Sie zog es vor, sich von allen sozialen Normen und Restriktionen frei zu machen und erachtete sich selbst als gleichwertig und –rangig mit den männlichen Mitgliedern ihres sozialen Zirkels:

Real emancipation for women, Bülow suggested, came from final escape from the romantic life course prescribed for women and entry into a realm of comradeship with men and a social life in which women represented themselves as they served their nation. The plots of her colonial novels suggest that radical nationalism was not only a struggle shared by men and women, but also a struggle between them.

(Wildenthal *German* 62)

Ihre Vorstellung von Feminismus lässt sich – ganz ähnlich wie im Falle Kaiserin Elisabeths – in einem Wort zusammenfassen: Freiheit.<sup>398</sup> In diesem einen Punkt waren

---

<sup>397</sup> z.B. Helene Stöcker (1869-1943) oder Clara Zetkin (1857-1933), die zwar zweifelsohne auf ihre theoretische Art und Weise einflußreich und prägend für die Frauenbewegung waren, deren Aktionismus jedoch den bundesdeutschen Rahmen nicht sprengte, wohingegen Frieda von Bülow sich wahrhaftig ganzheitlich physisch einsetzte und ihre Maximen selbst lebte.

<sup>398</sup> Die Bülow-Biographin Monika Czernin wählte trefflicherweise das Bülow-Zitat „Jenes herrliche Gefühl der Freiheit“ (1893, Brief an Lou Andreas-Salomé) als Titel ihrer Monographie.

sich die Kaiserin, Suttner (der „Friedensengel“) und Bülow (die „Kolonialherrin“) einig; auch konnten sich diese Individualistinnen einfach nicht damit abfinden, dass sie in erster Linie einem Mann zugehörig sein sollten, und erst in zweiter eigenständiges Individuum waren. Um sich dieser lebensnotwendigen Freiheit zu bedienen, bedarf es jedoch einem bestimmten Grad an Bildung: Sie gilt als Weg aus der Unmündigkeit, führt jedoch oft zu Unzufriedenheit und Frustration.

Zum erstmalig in der Geschichte der Kolonien ist es eine Frau, die nicht nur Geschichte macht, sondern auch Geschichte schreibt, „generally it is the victors [men] who record history; generally these genealogies are male“ (McClintock „The very house“ 214). Ihr selbstbewusstes Auftreten führte jedoch zum Scheitern ihrer kolonialpolitischen Pläne; ihre schriftstellerischen Veröffentlichungen, ihre eigenmächtigen Entscheidungen und ihr Selbstverständnis die Führungsposition innezuhaben führten zum Bruch mit dem Dachverband. So wurde sie ihres Amtes in den Kolonien enthoben und verfocht ihre imperialistischen Ideen in schriftstellerischer Manier und etablierte das Genre des deutschen Kolonialromans.

### **5.3. Sendungsbewußtsein der weißen Frau auf dem schwarzen**

#### **Kontinent**

Die Rolle der Europäerinnen war es, ein Exempel der perfekten Frau zu statuieren, das als Gegensatz zu „diese[n] Weiber[n]“ (FvB *Reiseskizzen* 41) der eingeborenen Schichten dienen sollte. Frieda von Bülow vertrat weiterhin die Ansicht, dass es trotz beengender gesellschaftlicher Institutionen und dem weitgespannten Netz des Patriarchats die Aufgabe jeder Frau war, sich durch Bildung zu erheben. Von Frauensolidarität zu oder Hilfestellung für die afrikanischen Geschlechtsgenossinnen ist

jedoch nicht viel zu vermerken. So beschreibt sie einen Besuch von drei adeligen Araberinnen im Hotel der Europäer, welches vorher von aller männlichen Präsenz gesäubert wurde:

[Es] öffnete sich das geheimnisvolle Pförtchen und es erschien ein ganzer Zug von Frauen. Voran die drei reichgekleideten noch jungen Damen in Begleitung einer lebhaften kleinen Alten, die eine Art Ehrendame zu sein schien und gefolgt von einer großen Zahl schwarzer Sklavinnen in arabischer Tracht. [...] Die hölzernen mit Perlmutter eingelegten Masken behielten die Damen vor dem Gesicht, so dass man bis auf die schönen Augen von den Gesichtszügen nicht urteilen konnte. Ihre mit schwerem Goldschmuck beladenen Arme und Beine [...] waren schön geformt, Hände und Füße reizend, die Bewegungen langsam und vornehm. (FvB *Reiseskizzen* 83)

Die strenge Hierarchie der Gesellschaft in den Kolonien zeigt sich hier – abseits der weißen Herrscherkaste – in der Kategorisierung zweiter und dritter Klasse. Während die Frauen arabischer und indischer Ethnizität noch als exotische und geheimnisvolle Schönheiten der Welt von tausend und einer Nacht angehören und somit durch eine detaillierte Beschreibung in ihrer Andersartigkeit positiv validiert sind, verschwimmen die schwarzen Sklavinnen mit dem leblosen Hintergrund. „Nein, die [Sudanesinnen] kommen mitsamt ihrem Hausrat im Kahn. Sie erschweren auf dem Marsche die Beweglichkeit gar zu sehr. [...] Ein gediegenes Kribbelkrabbel, diese zankenden, keifenden Frau Gemahlinnen und alle die klimperkleinen, nackten Kindchens. [...] Nichts als keifen und Skandal machen können diese Unholdinnen, und hässlich wie die Nacht sind sie auch.“ (FvB *Tropenkoller* 149-150)

Bülow wurde nicht müde, die Großartigkeit der deutschen Nation und die Vorrangstellung der deutschen Rasse zu proklamieren; die öffentliche Propaganda einer Frau kannte man bisher nur im Zusammenhang mit der Frauenbewegung<sup>399</sup> - ihr Drängen auf die Eroberung neuer Kolonialgebiete in ihren Schriften war etwas völlig Neues und sicherte ihr einen Platz in der Geschichte: Bülows Biographie und Lebenswerk demonstrieren eben das Gewirr und auch die Verknüpfungspunkte von historischer Geschichte, sowohl auf der praktisch-pragmatischen Ebene des politischen Aktivismus, als auch auf dem abstrakten Niveau einer Konzeptualisierung der Frauenemanzipation. Sie war stolz darauf als Botschafterin Deutschlands zu agieren und die deutsche Lebensart in den Protektoraten zu repräsentieren, was nur allzu deutlich wird in ihrer herablassenden, jedoch nicht unfreundlichen Art den eingeborenen Hausdienern gegenüber. Nicht nur ihre kolonialen Errungenschaften waren kolossal, und unerhört für eine alleinstehende Frau, auch ihre persönliche Einstellung zu der Frauenfrage zeugt von ihrem Pioniergeist, „for she had questioned male authority, female submission, and conventional sexual virtue. The meanings of scenarios of race and sexuality in her fiction cannot be easily summarized or controlled.” (Wildenthal *German Women* 56) In der Konsequenz ihrer ablehnenden Haltung gegenüber der staatlich sanktionierten Unterdrückung der Frau verdiente sie ihr ganzes Leben lang ihren Lebensunterhalt selbst und widerstand so dem von der Gesellschaft ausgeübten Druck zur institutionalisierten Ehe und zur Mutterschaft als alleinigem Lebenszweck der Frau. Diesen starren wilhelminischen Regulationen stellte sie ihre freizügige Lebenseinstellung gegenüber, die gleichgeschlechtliche Lebensgemeinschaften ebenso akzeptierte wie das

---

<sup>399</sup> Etwa die Bülow-Freundin Helene Lange (1848-1930) war öffentlich tätig, von 1894 bis 1905 als Vorsitzende des Bundes deutscher Frauenvereine.

Recht der Frau auf Selbstverwirklichung und Autonomie. Obwohl sich ihre Lebensphilosophie wie ein feministisches Regelwerk präsentiert, war

Bülow's own relationship to feminism somewhat uneasy. (...) [She] suspected feminists of egotism and selfishness. The liberal individualism underpinning much of German feminism was too distant from her own political views, leaving her uncertain of what overarching ideal ought to motivate feminism. Focused as she was on duty and sacrifice, feminism ultimately made sense to her only as a part of subordination of the self to a larger national project."(Wildenthal *German Women* 67)

Diese vom Außenseitertum geprägte Lebensweise kostete sie viel Kraft und Energie, das konstante Sich-rechtfertigen-müssen und in ständiger Verteidigungshaltung gerüstet, musste sie erkennen, dass die Zeit noch nicht reif war für ihre Art der Emanzipation. In der Bilanz kristallisierte sich heraus, dass sie sowohl im persönlichen Bereich in ihrer Beziehung zu Carl Peters, als auch in ihrem Enthusiasmus für die imperiale Idee weitgehend gescheitert war. "To Bülow, love was inextricable from bonds of duty, nation and authority. Her lived experiments with radical nationalism and women's freedom uncovered more problems than answers." (Wildenthal *German Women* 69) Sie, die ihr gesamtes Leben der nationalen Sache und der Mission Dr. Carl Peters gewidmet hatte, verbrachte ihren Lebensabend in Deutschland. Mit einem Krebsleiden zog sie sich aus dem Gesellschaftsleben zurück und führte endlich einen ihrem Stande angemessenen Lebensstil des klassischen Landadels. Dort verarbeitet sie die Enttäuschung über das Ausbleiben des großen imperialen Glanzes Deutschlands und ihre unglückliche Liebesgeschichte mit Peters in ihren literarischen Schöpfungen. So stilisierte sie –

sicherlich nach autobiographischer Vorlage - die Romanprotagonistin Eva Biron zur selbstbestimmten und pragmatischen Kolonialistin, die sich in der entgrenzten Peripherie der Kolonie als legitim selbstverantwortlich und autoritär gibt. Nicht nur als Kulturmensch (gegenüber den primitiven Eingeborenen) fühlt sie sich überlegen, sondern auch als intuitiv-rationaler Emotionsmensch (gegenüber den abgestumpften Männern):

„Leider seid ihr Männer meistens zu dumm, um uns zu erfassen, [...] Ihr Männer nehmt alles so buchstäblich, so kompakt, und bei uns ist das Wichtigste doch immer das Unausgesprochene, das sich hinter den Worten versteckt. [...] Ich verurteile gar nicht; ich bedaure nur die armen Männer, dass ihnen so viel von den feinen Übergängen und Abtönungen entgeht, weil ihr seelischer Tastsinn stumpf geworden ist. [...] Ihr Männer seid im großen Ganzen besser, als wir: einfacher, selbstvergessener, großmütiger. Das seid ihr. Aber die Fühlfäden eurer Seele sind stumpf geworden über der vielen Berührung mit groben Äußerlichkeiten.“  
„Wirklichkeiten“, verbesserte Rosen sanftmütig. „Äußerlichkeiten“, beharrte sie.  
(FvB *Tropenkoller* 173-174)

Trotz des Zugeständnisses an die „bessere Hälfte der Menschheit“, betont Bülow in den Worten von Eva Biron die Vorzüge der Frau über den Mann; anders als in ihren Tagebüchern aus den Koloniezeiten, zeigt sich Bülows abgeklärter Feminismus in den Romanen *Tropenkoller* (1896) und *Im Lande der Verheißung* (1899) „as a well-meaning but ultimately unsatisfying answer to women’s dilemmas.“ (Wildenthal *German Women* 68) Diese Denkansätze, die sie in „Die stilisierte Frau“ oder „Zwei Menschen“

thematisierte und theoretisierte<sup>400</sup> kritisierten „mit der zugespitzten Darstellung ihrer [Protagonistinnen] als präziösem Schmuckstück [...] die emotionale, strukturell bedingte Not der unaufgeklärten, auf Repräsentation reduzierten Frauen in der patriarchalen Ehe, insbesondere des Adels.“ (Bertschik 70)

Die weiße Frau in den Kolonien soll sich durch harte Arbeit, starken Willen und Engagement für das nationale Sendungsbewusstsein von bedrängenden Zwängen lösen und so selbst ihre individuelle Lebensumwelt verändern und neu schaffen. In der täglichen Auseinandersetzung mit Diskriminierung, Abhängigkeiten und Rollenzuschreibungen durch die männliche Herrscherriege erobert sich die Kolonialheldin ihren verdienten Platz in der „Hackordnung“ des Mikrokosmos des kleinen Deutschlands in Afrika. Die männliche Gewaltbereitschaft erschwerte das Streben nach der Gleichberechtigung der Geschlechter und damit die Ausführung der Pflichten der Frau als Kolonisierender; Bülow war keine Verfechterin des Feminismus, wie ihn die bürgerliche Frauenbewegung in Deutschland repräsentierte. Sie trat für die Freiheit der Frau im Sinne von Freigeistigkeit und physischer Bewegungsfreiheit ein. Allerdings waren für Bülow als Aristokratin die Klassenschranken unantastbar, die gesellschaftliche Ordnung mußte bestehen bleiben. So bewegen sich die weiblichen Hauptakteure in ihren Romanen – trotz emanzipatorischen Aufbegehrens – immer innerhalb der vorgegebenen Norm. Frieda von Bülows Heldinnen (in den im Rahmen dieser Dissertation besprochenen Romanen) folgen dem Konzept des Bildungsromans, indem sie ihnen eine individuell-persönliche Fortentwicklung innerhalb des bestehenden Gemeinwesens zugesteht. So überschreiten Eva Biron (*Tropenkoller*) und Maleen Dietlas

---

<sup>400</sup> Diese Werke aus der Zeit nach von Bülows kolonialer Periode werden in dieser Dissertation nicht analysiert. Siehe dazu Von Bülow, Frieda (1990). *Die schönsten Novellen der Frieda von Bülow über Lou Andreas-Salomé*.

*(Im Lande der Verheißung)* die Grenzen von Genderkonzeptionen und –rollen. Die Autorin selbst imponierte der Männerwelt durch ihre Dreistigkeit und Bestimmtheit und verdiente sich so deren Respekt oder doch zumindest Akzeptanz; Männer empfanden sie eben nicht als unvernünftiges und hysterisches Frauenzimmer, das besser daran täte, hinter dem Herd zu stehen und seinen hausfraulichen Pflichten nachzukommen. Als gebildetes und selbstverantwortliches Individuum bahnte sie sich ihren Weg in die öffentliche Sphäre. Die Frauenfiguren in Bülow's Texten - weiße Europäerinnen, berufstätige Krankenschwestern, Nonnen, Ehefrauen und Mütter, sowie die Couleur des Plots - eingeborene Sklavenfrauen, arabische Haremsdamen und Inderinnen – werden in ihrer jeweiligen sozialen Rolle im kolonialen Kontext gezeigt und ihr Bemühen um Anerkennung und eine Lockerung, wenn schon nicht Öffnung des engen Genderkonzeptes dargestellt. Die europäischen Frauen der Kolonien besetzten – gezwungenermaßen – eine Doppelrolle: sie waren objektifiziert innerhalb der Sexualpolitik der patriarchalen Gesellschaft, instrumentalisiert in der Erhaltung der weißen Herrenrasse und außerdem aktiv-teilhabe Subjekte in der kolonialen Mission – dies galt vor allem für die deutsche Elite. Aristokratinnen als Idealbilder der deutschen Frau sollten sich trotz beengender gesellschaftlicher Institutionen und dem weitgespannten Netz des Patriarchats durch Bildung erheben. Bestes Beispiel dafür war die Autorin selbst: als standesgemäßes Mitglied der Deutsch-Ostafrikanischen Welt, die noch immer wenige weiße Frauen zählte, diente sie als Bindeglied zwischen Deutschland und den Kolonien. In ihrem karitativen Vorhaben wird sie von der (männlichen) weißen Elite willkommen geheißen und von den meisten wohlwollend unterstützt. Als gebildete Frau von Stand gab sie der Mischung aus Diplomatie und Gewalt zur Erhaltung der



Kolonien einen Anstrich von Kultivierung und gesellschaftlichem Flair. Andererseits skandalisierte sie das naiv-gottesgefällige Bild der Krankenpflegerin: die uneheliche Beziehung zu Dr. Peters und unauthorisierte und weitreichende Entschlüsse auf Managerebene beschieden ihr die Kritik ihrer Vorgesetzten. Sie hatte für jedes ihrer Projekte in Afrika ein deutsches „Muster“ im Gepäck: für die zu errichtenden Krankenstationen und Apotheken ebenso wie für den Kalkbruch und die Plantage ihres Bruders, die sie nach dem Vorbild eines deutschen Gutsbetriebes zu führen beabsichtigte. Bildung und Intelligenz wird im Bülowischen Afrika ganz lakonisch nur den europäischen Damen zugesprochen; hierbei folgte sie der im Nationalismus festgeschriebenen Unterscheidung von Kultur (die europäische Metropole) und Natur (die primitive Peripherie)<sup>401</sup>, schließlich stünden die weissen Herrenmenschen auf der höchsten Zivilisationsstufe der Evolutionsgeschichte. Wie Hammerstein ausführt, ersetzte dieses angeblich natürliche Gefälle der Rassen das im Wanken des deutschen Klassensystems verlorengegangene Sicherheitsgefühl. In der Annäherung und Vermischung von Ober- und Unterschicht im deutschen Kaiserreich begann die privilegierte Stellung des Adels zu verschwinden. Bülow, als verhältnismäßig arme Adelige, war davon betroffen und sie hielt fest an der Ideologie der biologischen Auslese der weißen Rasse, was ihr zumindest in den Kolonien ein Gefühl von legitimer Vormachtstellung und damit einem Recht zur Selbstbestimmung gab. Der ihr somit zugestandene Handlungsspielraum im emanzipatorischen Großprojekt der Kolonien wurde ihr zur Bewährungschance, die sie mit Tatkraft in Angriff nahm.

---

<sup>401</sup> Interessant hier die Analogie von Kultur: die Metropole, aber auch der Mann und Natur: die Peripherie, aber auch die Frau.

Wie schon bei Kaiserin Elisabeth und Bertha von Suttner festgestellt wurde, ist die Idealvorstellung der emanzipierten Frau nicht ohne Schwierigkeiten; denn sie will Unabhängigkeit, Macht und ein sinnerfülltes Leben: in Bülow's Romansprache übersetzen sich diese Eigenschaften als „quirky status“ (Wildenthal *German Women* 59), als Willensstärke, Ungestüm und Leidenschaft. In *Tropenkoller* (1896) etwa kontrapunktiert sie die der obigen Charakterisierung folgende Eva Biron mit der in der Geschlechterfalle der Ehe gefangenen Leontine, welche in ihrer Schwäche und Passivität die Unbequemlichkeit und Unannehmlichkeiten scheut, welche eine Emanzipation aus ihren konventionellen Stricken unweigerlich mit sich brächte. Das eurozentrische Bild, das Bülow von geheimnisvollen Haremsdamen malt, die durch ihre Exotik einer höheren Bildung nicht bedürfen, deren Reiz dadurch geradezu zerstört würde –, die jedoch innerhalb der Textgrenzen<sup>402</sup> keinerlei tiefere Bedeutung oder Fortentwicklung zeigen. Nicht nur ist dies als Beweis des Bülow'schen Eurozentrismus und Chauvinismus zu lesen, auch kann es als Beleg für Bülow's Androgynität und ambivalentes Zwischen-alles-Stühlen-sitzen bei der Festlegung ihres eigenen Genderverständnisses angeführt werden.

#### **5.4. Autobiographie im Nukleus: ein neues Genre entsteht**

Frieda von Bülow's Schilderungen der banalen Ereignisse aus dem Alltagsleben der Kolonialdeutschen zeigen eine doch recht realitätsferne und eindimensionale Welt, die sich durch Klassendünkel und narzistisch-egozentrisches Verhalten der bewunderten Kolonialhelden und der zugehörigen Damen auszeichnet. Dieses künstlich geschaffene eurozentristische Lebensumfeld ist „Realität aus kolonialer (Ideal-) Perspektive, oder anders ausgedrückt: zu kolonialer (Wunsch-) ‚Wirklichkeit‘ reduzierte Realität, und

---

<sup>402</sup> Beschreibung der vornehmen Araberinnen: *Reiseskizzen und Tagebuchblätter*, S. 83f.

damit für jemanden, der diese Perspektive nicht teilt, letztlich Spiegel einer ans Paradoxe grenzenden Welt.“ (Warmbold *neudeutsche Erd* 93) Außer exotisch - simplizistischem Interieur, farbenprächtigen Garderoben scheint Frieda von Bülow die tatsächliche afrikanische Umwelt auf dem schwarzen Kontinent gemäß der „Moral“ des respektiven Werks zu manipulieren oder geflissentlich zu ignorieren; sie und die ureigentlichen Bewohner der eroberten und verdeutschten Küstengebiete tun im Afrikabild in *Tropenkoller* und in *Im Lande der Verheißung* auch nichts zur Sache. Den in der zeitgenössischen Literatur zum Beginn der deutschen Kolonialtätigkeit gängigen Bilderbuch-Visionen des exotischen Afrikas stellt die Freiin ein Afrikaverständnis entgegen, das sie als tatsächliche Augenzeugin der Verhältnisse in der deutschen Kolonie auszeichnet. Weder verfiel sie dem Gebanntsein im Angesichte der Gefahren der Wildnis, „wo unter jedem Grashalm eine giftige Schlange, hinter jedem Busch ein zähnefletschender Löwe [...], das ganze Land durchstreift von Menschenfressenden Wilden, die nur mit haarscharfen Speeren und vergifteten Pfeilen hantieren“ (FvB *Allerhand Alltägliches* 25) noch in der Vorstellung „der Tropenwildnis als das lachende, üppige Paradies [...]“ (FvB *Allerhand Alltägliches* 25). Sie tritt den herkömmlichen Kolonialphantasien mit der pragmatischen Eröffnung entgegen, dass „der, dessen Phantasie sich nicht genug thun konnte am Ausschmücken des Fremdartigen, wird zunächst mehr als über das Fremdartige verwundert sein über das Gewöhnliche und das Gewohnte, das ihm auch am Äquator vor Augen tritt“ (FvB *Allerhand Alltägliches* 25). Fremdartiges ist in Bülows Werken gleichzusetzen oft mit Ekelerregendem, wie etwa dem die Behausungen selbst der vornehmsten Europäer besiedelnden Ungeziefer wie

ganzen Rudeln von Ratten oder dem Hundertfuß; ein „grässliches Tier [...]. Es sieht aus, wie eine Reihe heller Schuppen und hat Zangen wie ein Skorpion.“ (FvB *ILV* 26)<sup>403</sup>

Für Frieda von Bülow war das „Gewohnte und Gewöhnliche“ in den Kolonien das elitäre Bewusstsein der Adelskaste;<sup>404</sup> Der dem Aristokratischen entstammende Verhaltenskodex wie der Umgang mit Leibeigenen und persönlichem Gesinde kam der Freiin natürlich an, was sich auch ausdrückt in der Entlehnung des deutschen Idioms der schwarzen persönlichen Diener als „Perlen“: „[...] ein jeglicher [singt hier] das Lob seines Leibschwarzen in so hohen Tönen, daß ich mir angewöhnt habe, um erneuten Ausbrüchen der Begeisterung zuvorzukommen, von vorneherein den Diener des Bana, mit dem ich gerade zu tun habe, als Perle zu bezeichnen.“ (FvB *Tropenkoller* 79) Die extrem europäisierten Gestalten sind unafrikanisch im eurozentristischen Sinn. Der für deutsche Aristokraten ganz natürliche Umgang mit Untergebenen und der Repräsentationspflicht als gesellschaftliche Elite wird auf die fremde Umgebung übertragen und schafft somit ein Gefühl von Heimat und gemeinschaftsstiftende Identifikationsimpulse.<sup>405</sup> Es ist das afrikanische Leben der weißen Herrscherkaste, das interessiert – in dem besonders die Männer an der traditionellen deutschen Rangordnung festhalten: „Ihr armen Männer!“ rief [Eva Biron] lebhaft. „Darin hab´ ich´s viel besser, ich halte es mit dem `femme n´a pas de rang´ Napoleons. Ich seh´ bei Gott nicht ein, warum zu den vielen notwendigen Schranken noch künstliche und überflüssige errichtet

---

<sup>403</sup> *Im Land der Verheißung* wird als *ILV* abgekürzt angegeben.

<sup>404</sup> In der Darstellung des „Gewohnten“, also Eigenen spiegelt sich gleichzeitig das Fremde, das, wie Homi Bhabha feststellt, in der Kombination von Fremdem und Eigenem direkt nachvollziehbar ist; beschreibt er in „Nation and Narration“ das „Fremde“ (the „other“) doch als kategorial inwendig. Es ist uns also niemals außenseitig oder fern – vielmehr tritt es mit Vehemenz hervor, wann immer wir im kulturellen Diskurs im Vertrauen und „unter uns“ frei von der Seele weg sprechen.

<sup>405</sup> In den *Reiseskizzen und Tagebuchblättern* tauft Bülow eingeborenes Dienstpersonal in Erinnerung an deutsche Angestellte kurzerhand „Liese“ und „Carl Schmidt“ (30. August 1887; 12. September 1887).

werden müssen. Aber freilich, hier an der deutschen Küste leben wir ja unter dem Zeichen der Rangordnung.“ (FvB *Tropenkoller* 7)

Die Handlungsabläufe kreisen alleine um die Konventionen und Befolgung oder Verletzung der sozialen Spielregeln. Die „Spitzen der europäischen Gesellschaft“ (FvB *ILV* 2), der blasierte und blaublütige Konvolut der Kolonialregierung und deren Damen nehmen das Rampenlicht in *Tropenkoller* und in *Im Lande der Verheißung* ein. Das exotische Afrika steuert dazu den apart ausgeleuchteten und zugeschnittenen Rahmen. Es darf jedoch nicht außer Acht gelassen werden, dass Frieda von Bülow mit ihren Kolonialromanen ein ganz bestimmtes Ziel verfolgte; weder das Ausleben künstlerischen Selbstverständnisses noch die naturwissenschaftlich-qualitativ wahrheitsgetreue Darstellung der afrikanischen Lebensumwelt zählten zu ihren Prioritäten. Ihre schriftstellerische Motivation lag vor allem in der Mobilisierung und Interessengewinnung der deutschen Bevölkerung zugunsten des kolonialen Unternehmens. Tatsächlich ist die scheinbare Simplizistik ihrer Darstellung ein kluger Schachzug, da sie die Leserschaft ohne langwierige Erklärungen und Komplikationen direkt in das Geschehen einbinden konnte. Es tat auch wirklich nichts zu der (von der Freiin protegierten) Sache, wie sich die tatsächliche Hierarchie der Rassen und Gemeinschaften in den Kolonien realisierte. Wichtig war die „Moral von der Geschichte“, die Quintessenz, die sich im Gemüt der deutschen Leserschaft niederschlagen sollte. Solange die Rahmenhandlung koloniale Exotik und Romantik versprach, konnte die Haupthandlung ruhig gewohnt eurozentristische und klassenspezifisch-pikante Züge tragen. Die autobiographisch gestützten

Handlungsstränge<sup>406</sup> der in dieser Arbeit ausgeleuchteten Bülow-Bücher stifteten Anknüpfungspunkte und Glaubwürdigkeit, die es in Kombination mit dem sozialen Rang der Autorin erleichterten Empathie und Sympathie bei der Leserschaft zu erwecken. Schwarze Ureinwohner, ebenso wie die seit Jahrhunderten dort Handel treibenden Inder und Araber, die seit dem 7. Jahrhundert die wohlhabende Oberschicht in den von den Deutschen eroberten Gebieten bildeten, vereint die Freiin in einer eindimensional unterprivilegierten Masse; in der Bülowschen Romanwelt treten sie allenfalls als stilistisch und charakteristisch Kolorit gebende Randfiguren auf, die in Abgrenzung zu der weißen Herrscherriege den für die Leserschaft so wichtigen „Abglanz der Märchenwelt aus Tausend und Eine[r] Nacht“ (FvB *ILV* 41) am Leben erhalten. Etwaige Grenzgänger oder Überläufer aus den stark voneinander abgegrenzten Lebenssphären, wie etwa Maria, die Missionarstochter aus *Im Lande der Verheißung* werden als schwierige und gebrochene Figuren gezeigt, welche die Inkompatibilität zwischen der weißen Oberschicht und dem Rest der Bevölkerung illustrieren.

Maria Beta hatte eine bräunlich dunkle Gesichtsfarbe und im Nacken geschlungenes, pechschwarzes Haar. Ein nicht mehr ganz sauberes weißes Kleid umschloss die anmutig schlanke Gestalt. Marias Gesicht erinnerte im Profil mit der schmalen, geraden, niedrigen Stirn, der sanft gebogenen Nase und den etwas aufgeworfenen Lippen an den Typus der Ägypterin. Dazu stimmten auch die schmal geschlitzten, mandelförmigen, tiefdunklen Augen, die zwischen den dichten, langen Wimpern feucht aufglänzten, wie ein Waldteich im Mondlicht.“ (FvB *ILV* 39)

---

<sup>406</sup> Vor allem in den *Reiseskizzen und Tagebuchblätter[n]* suggerieren genaue Orts-, Datums- und Personenangaben ein Gefühl von Authentizität. In *Tropenkoller* ist es vor allem die Figur der Eva, die sehr nahe an Bülows eigener Persönlichkeit gehalten ist.

Unterstrichen wird Marias exotische Schönheit und zugleich ihre rassische Minderwertigkeit durch die antithetische Kontrastierung mit Marleen Dietlas Erscheinungsbild und – als deutscher Aristokratin zugestandener - Mentalität:

Maleen war ziemlich hoch gewachsen [...]. Ihr Haar- und ihre Hautfarbe waren etwas dunkler als [die ihres Bruders], ihre Augen grau. Sie wurde von einigen schön gefunden, von einigen kaum hübsch. Wie alle temperamentvollen, feinnervigen Menschen war sie das, was die Franzosen 'Journalière' nennen, d.h. sie hatte ihre guten und schlechten Tage, je nach Befinden und Stimmung. Sie selbst wusste, dass sie schön sein konnte, wenn sie wollte, und bisweilen wollte sie. Gewöhnlich aber war ihr ihr Aussehen gleichgültig. (FvB *ILV* 12)

Diejenigen Nicht-weißen, die als (stets extrem eindimensionale und persönlichkeitslose) exotische Komparsen Erwähnung finden, dienen trotzdem nur entweder der szenenhaften Ausstattung, dem Statuieren eines Exempels, Züchtigungen, Beschimpfungen, oder als Untermauerung der weißen Herrlichkeit. In einer Züchtigungsepisode etwa, zieht sich die „Perle“ nach zwölf Hieben mit der Nilpferdpeitsche auf die sogannante „Erziehungsfläche“ - den nackten Rücken -,beruhigt zurück, um die Arbeit des Zimmeraufräumens fortzusetzen“ (FvB *Tropenkoller* 152), während sein Herr sich über die Unmöglichkeit der Erziehung „dieses brave[n] Volk[es] [...] ohne Haue“ (FvB *Tropenkoller* 151) ausläßt: Die Prügel sind ihnen gesund, gelegentlich sehr nötig, gerade wie faulen Bengeln, die vor Wohlsein und Übermut der Hafer sticht. [...] – „Schneidige Erziehungsmethode, wie?“ wandte sich Beling vergnügt an Rosen; [...] – „aber auf diese frühmorgens ausgeübte Vaterpflicht müssen wir erst mal einen genehmigen.““ (FvB *Tropenkoller* 152)

Diese an Chauvinismus und Arroganz nicht zu überbietende Szene zeigt schon, dass den Eingeborenen keinerlei Respekt gezollt wird; in europäischen Livreen in den Hausfarben der bedienten Familie bilden sie eine gesichtslose Masse, ohne individuelle Züge, deren ureigene Tradition und Kultur unterdrückt, belächelt und verboten wird.

#### 5.4.1. Adelige Botschafterinnen

Zugegebenermaßen hat ihre adelige Herkunft für Bülow's Schriften und Werdegang etwas weniger Gewicht als es bei Kaiserin Elisabeth und Bertha von Suttner der Fall war. Für Bülow's Selbstverständnis war vorrangig als Teil einer deutschen Elite, einer Herrscherkaste, die deutsche Vormachtstellung in den Kolonien zu festigen. Während die beiden Habsburgerinnen sich in erster Linie als Aristokratinnen definierten, war Bülow in dem Sinne moderner, dass für sie primär ihr Geschlecht und ihre Nationalität identitätsstiftend wirkten. Selbstredend war es jedoch ihren adeligen Stand, die es ihr überhaupt ermöglichte, in den Kolonien und im Kaiserreich einflussnehmend zu wirken. Ihre aristokratischen Wurzeln schlugen sich in Weltsicht, Habitus und in ihrer Schriftstellerei durch; Warmbold resümiert, dass von Bülow's „Gewöhnliches und Gewohntes am Äquator“ in Wahl und Gestaltung von Personen und Örtlichkeiten sich eines „ausgesprochen aristokratischen Zuschnitt[s]“ (Bäumer „Nachruf“ 410) bedient, dass sie aus den, in der sogenannten Frauenliteratur (hier zu verstehen als triviale Unterhaltungsliteratur) prominenten, Klischees des Adelsromans schöpfte. Weiterhin stellt er zur Diskussion, ob man in der „Bülow'schen Bücherwelt womöglich einen direkten Ableger jener Pseudo-Wirklichkeit vor sich [habe], mit der die Gartenlaube-Garde in ihren 'harmlosen Märchen und papierenen Tagträumen' aufwartet?“ (Warmbold



*neudeutsche Erd* 87) Dem widerspricht zunächst die eigentliche Grundlage der Bülow'schen Werke: zu aller erst sind sie als zweckgebunden zu verstehen, als Sympathie- und Verständniswerbung im großen Stile; in der Form des Romans war es der Autorin möglich weite Gesellschaftskreise anzusprechen und zu mobilisieren – durch eine geschickt getarnte Politisierung der Frauenthemen Liebe, Haushalt und Familie. Neu ist außerdem, dass das Politikum der Kolonialisierung und des Patriotismus aus der Perspektive einer Frau, wie zum Beispiel Maleen von Dietlas, geschildert wurde: (fiktiven, jedoch autobiographisch überzeichneten) Aristokratinnen, die das große Wagnis auf sich nahmen und in die Kolonien exilierten. Es dringt genug von den klimatischen und organischen Widernissen der afrikanischen Peripherie in die Handlung ein, um die heroische Konstitution der Heldinnen zu unterstreichen. Nur wenig wird in den stark autobiographischen Zügen relativiert, kritisiert oder in Frage gestellt und „gerade durch den völligen Mangel an Abstand, den die Literatin zu ihrer Romanwelt einnimmt, beweist sie, wie sehr sie im Grunde Teil dieser Welt ist – und damit Teil einer Oligarchie von skrupellosen Schwärmern, die nur ein Ziel kannten“ (Warmbold *neudeutsche Erd* 94): Ihr Vaterland zu einem 'größeren Deutschland' zu machen und in Afrika ein „deutsches Indien zu schaffen“ (FvB *ILV* 32). „Autobiographischer Kern hin, Kitschkostüm her“ (Warmbold *neudeutsche Erd* 89) – so sei die literarische Wirklichkeit der Kolonialautorin eine exotische Folie Deutschlands und im Grunde die afrikanische Romanwelt eine genaue Kopie der ersten Gesellschaft im Kaiserreich. Dem widerspricht Russel Berman in *Enlightenment or Empire* (1998) aufs Entschiedenste: Die Wahl des Handlungsorts war keineswegs zufällig, Bülow hat Afrika mit Bedacht gewählt, und nicht nur um ihre Kritik an den wilhelminischen Zuständen und der

geschlechtsspezifischen Konsequenzen derselben zu vokalisieren. Im Gegenteil bedingen sich ihre Analyse des kolonialistischen Projekts und seiner theoretischen Einbettung einerseits und diejenige der Geschlechtsbeziehungen andererseits gegenseitig. Es kristallisiert sich so die Komplexität und der Facettenreichtum einer Symbiose von Emanzipation und Kolonialismus heraus. Trotz der Charakterisierung des Kolonialismus als patriarchischem Dominanzsystem zeigt sich hier seine gleichzeitige Kongruenz mit der Frauenbewegung und ihren Prämissen.<sup>407</sup> Dies zeigt sich vortrefflich in *Tropenkoller*: Während der männliche Protagonist Ludwig von Rosen im Kolonialismus die Antwort und das Heilmittel für die Kulturkrise des wilhelminischen Bürgertums sieht, personifiziert Eva Biron die Prämisse der Aufklärung á la Bülow. Es geht um die geglückte Emanzipation der Frau, der Erotik (beziehungsweise der Liebe als zwischenmenschlicher gleichberechtigter Beziehung), und nicht zuletzt um die erfolgreiche Emanzipation der Staatsform in den Kolonien. Die Kolonisierten sind nicht nur Hintergrund und bedeutungslos, sie sind die strategischen Objekte, an ihnen lassen sich Machtmechanismen darstellen. Wie schon vorher erwähnt handelt es sich hier um Wiederholungen der immer selben Bilder und Allegorien in der Kolonialliteratur. So entsteht ein etablierter Kolonialdiskurs, eine Bestärkung der Hypothese einer Verbindung zwischen der privaten und der öffentlichen Domäne der Kolonialpolitik und somit der sexuellen, sprich kolonialen, Phantasien. Ich möchte auch noch einmal zu bedenken geben, dass Frieda von Bülow möglichst viele Landsmänner und –frauen für ihre Idee gewinnen wollte; dass der deutsche Mann Kolonialromane aus weiblicher Feder zu lesen gewillt war, musste als eher unwahrscheinlich verworfen werden – daher nahm Frieda

---

<sup>407</sup> Bezeichnenderweise kulminiert Bermans Interpretation von Bülows Werk in der Frage “Anticolonial colonialism?” (Berman *Enlightenment* 174)

von Bülow ganz bewusst eine „Gartenlaube-Tarnung“ an, um über den Umweg der Frau (und deren Einfluss) ihr Ziel zu erreichen. „Mit der ‚Gartenlaube‘ war die *Kulturwarenproduktion* Massenwarenproduktion geworden, sie vergesellschaftete die poetische Produktion in so umfassendem Sinne, wie es bisher auch die weitestgehende ‚Despotie des Buchhändlers‘ nicht vermochte.“ (Kienzle 60) Zieht man in Betracht, dass die *Gartenlaube* seit den 1840er Jahren herausgegeben wurde und den „Kitsch“ (Klotz 28) in die deutsche Literaturszene einführte, nahm Frieda von Bülow in den späten 1880er Jahren ihren Platz innerhalb einer bereits substantiellen Tradition einer festverankerten weiblichen Literaturarena ein. Immer wieder wird sie, beziehungsweise ihr literarisches Schaffen, mit Trivilliteraten und typischen Frauenliteraturautorinnen wie Eugenie Marlitt gleichgesetzt (Warmbold, Klotz); Belletristik muss sich am gängigen Geschmack orientieren, um erfolgreich zu sein: nichts anderes hat Frieda von Bülow hier versucht (und gemeistert). Ihre ureigenen Erfahrungen und Erinnerungen, gemischt mit strategischen Spitzen und Thesen sind die Komponenten ihrer Schriften. Vor allem im *Lande der Verheißung* müsste man der Autorin Dilletantismus vorwerfen, wäre es ihr Ziel gewesen, biographische Einschläge zu kaschieren und das Werk als reine Fiktion zu kategorisieren; so lässt sie Maleen von Dietlas, die das Konterfei von Bülows trägt<sup>408</sup>, zum Beispiel über den Widersinn der Ehe sinnieren:

Er war nach dem Gesetz ihr Herr und machte von seinem Herrenrecht Gebrauch.

Dies Gesetz, das eine erwachsene denkende Frau ein für allemal unter den Willen ihres Mannes zwang, erschien ihr als eine Ungeheuerlichkeit. [...] Das

---

<sup>408</sup> Der Hauptunterschied zwischen Frieda von Bülow und der fiktiven Maleen von Dietlas besteht in deren Rolle als Gattin und Hausfrau; jedoch wird bald klar, dass Maleen ihren älteren Mann nur aus enttäuschter Liebe zu einem anderen (den bald im Roman auftauchenden Dr. Ralf Krome – Dr. Carl Peters nachempfunden) ehelichte.

Bewusstsein, dass er gesetzlich berechtigt war, ihr zu befehlen, und sie gesetzlich verpflichtet, zu gehorchen, und dass er diese Einrichtung richtig und natürlich fand, [legte sich] immer wieder erkältend auf ihr Empfinden für ihn. Eine stolze Frau unterwirft sich freiwillig oder gar nicht. Ein stolzer Mann verzichtet auf erzwungenen Gehorsam, wie er auf erzwungenen Besitz verzichten würde.“ (FvB *ILV* 118)

In *Im Lande der Verheißung* mehr als jemals zuvor im frauenzentrierten Werke Bülow's steht hier die Heldin Maleen Dietlas im Zentrum. Dem Kolonialheld Ralf von Krome sind am Anfang und in der Mitte des Handlungsstranges leidenschaftliche und romantische Szenen gewidmet, im Endeffekt jedoch erliegt er seiner egomanischen, größenwahnsinnigen und eitlen Disposition sowohl im privaten, als auch im öffentlichen Leben als Kolonialisierer. Die manipulierende und verzärtelte Ehefrau<sup>409</sup> (Maleen) erpresst ihren ungeliebten Mann mit Liebesentzug und sexueller Kapriziosität;<sup>410</sup> Selbst in der Gegenwart ihres Mannes fällt es ihr schwer, ihre wahren Gefühle gegenüber seinem Freund und Vertrauten Ralf von Krome zu verschleiern. In Abwesenheit ihres Ehemannes – unter dem nicht sehr wachsamen Auge ihres Bruders und dritten im Männerbunde – gerät sie in öffentliche Abrede und Verachtung durch die auffallende und ständige Zweisamkeit mit Krome. Nach dem Tode ihres Mannes, als der Weg für die Liebenden frei scheint, beginnen sich die beiden jedoch auseinander zu leben; Maleen verlässt die Kolonien in Richtung Deutschland und der Held gerät – ganz gemäß seinem

---

<sup>409</sup> Die Heldin selbst ist in diesem Stück nicht durchgehend positiv besetzt, eine „Effi Briest under colonial conditions“ (Werner Glinga, zitiert in: Eigler, Friederike (2001), S. 70).

<sup>410</sup> „Ihren Argumenten gegenüber blieb er kühl und fest, unter ihren streichelnden Händchen wurde er schwach und weich. Sie wusste es, und wenn es ihr darauf ankam, benutzte sie es. [...] „Was unterscheidet mich eigentlich von einer Kokette?“ dachte sie in bitterer Selbstverunglimpfung. „Ich nutze meines Mannes Verliebtheit zu persönlichen Zwecken aus. Ich küsse aus Berechnung. O pfui! Pfui! Aber die Männer sind es, die uns so erniedrigen.““ (FvB *ILV* 69)

realen Vorbild – auf Abwege und fällt in Ungnade. Anstatt eines glücklichen Ausgangs steht am Ende dieses Romans die absolute Ernüchterung: Maleen schwört Krome ab, verlangt nach seiner Tötung und findet sich ab mit einem Leben in selbst gewählter Einsamkeit. Von Anfang an stellt Maleen ihr Geschlecht als Hindernis dar, sie dürstet nach dem kolonialen Abenteuer, nach dem Bündnis männlicher Kameradschaft und so, nachdem Dr. Ralf Krome ihr romantisches Ansinnen nicht erwidert – oder zumindest keine Anstalten macht, dieses zu legalisieren – heiratet sie auf Kromes Anraten hin dessen Freund und Kolonialkameraden Dietlas, um zumindest indirekt am kolonialen Unternehmen beteiligt zu sein. Sie versucht die Einschränkungen einer Frau zu umgehen und zu unterwandern: sie folgt ihrem Mann (ihrem Liebhaber und ihrem Bruder) in die Kolonien, bewegt sich dort relativ frei in der von ihr ersehnten männlichen Kameraderei und kollidiert so nicht selten mit den eher traditionellen Ansichten der Gesellschaft und ihres Ehemannes. In der einengenden und stark begrenzten Kolonialgesellschaft befindet sich Maleen auf dem Präsentierteller und in einer prekären Situation: die Forderung an eine weiße Aristokratin in den Kolonien war vor allem diejenige der makellosen Tugend und der Vorbildfunktion; in ihrer lieblosen Ehe und leidenschaftlichen Verehrung Kromes läuft sie ständig Gefahr abzurutschen. Sie hält ihrem Ehemann die Treue, doch droht ihre kühle Kontrolle zu entgleisen, als sie von Kromes Affäre mit der Missionarstochter Maria erfährt, einer „schmaläugige[n], blöde[n], junge[n] Wilde[n],“ (FvB *ILV* 140) „diese glückliche Maria war frei. Die brauchte nicht ihr heißes Herz in sieben eiserne Panzer zu schmieden.“ (FvB *ILV* 140) Diskriminierung und Stereotypen gegenüber des nicht „reinrassig“-weißen Mädchens, leiten Maleen dazu, ihr unwillkürlich sexuelle Freiheit und Unbändigkeit zuzuschreiben. Doppelmoral und Prüderie, die in der

patriarchalen Gesellschaft des ausgehenden 19. Jahrhunderts in Deutschland eine prägende Rolle spielten, erhielten in den Kolonien eine weitere Dimension: nicht nur machte man Unterschiede zwischen den Geschlechtern, sondern auch zwischen den sozialen Ständen und Rängen: die mischrassige Maria war der weißen Maleen in der Gesellschaftshierarchie automatisch unterstellt, und es fällt Maleen dadurch noch schwerer, die von ihr als weißer Herrscherfrau geforderte Führungsfunktion an Tugend und Reinheit aufrecht zu erhalten. Schon zuvor, als ihr Bruder Rainer sich über die Maßen des Anstandes hinaus (nach Maleens Auffassung) für Maria Beta, die Tochter des Missionars und seiner verstorbenen Frau, einer von ihm bekehrten und getauften Abessinierin interessiert, setzte sich Maleen mit der Halbabessinierin auseinander, wie folgendes Gespräch zwischen den Geschwistern belegt:

„[...] diese kleine scheue Wilde?“ “Ja, ich mag sie furchtbar gern. Wenn sie nur nicht Negerblut in den Adern hätte!” Maleen lachte. “Du möchtest sie am Ende gar heiraten? [...] Weil du hier kein europäisches, kein wirklich deutsches Mädchen zu sehen bekommst! [...] Sie sieht ja sehr anmutig aus [...] und ist gewiss sehr weich und anschmiegend, wie eine kleine Sklavin; [...] Maria Beta würde deine ergebene Dienerin sein und dein Spielding.” (FvB *ILV* 106-107)

In der Folge des Tugendkatalogs der weißen Herrscherrasse, können weder Maleen noch Krome sich den Gefühlen ergeben, ohne die weiße Vormachtstellung in Disposition zu setzen. Im Fieberwahn schreibt sie ihre Gefühle für den Kolonialhelden nieder, ein Geständnis, das dieser bei einem Krankenbesuch auf ihrem Schreibtisch vorfindet. Er wiederum nimmt diese Liebeserklärung nicht als Impuls, sich ihr unehrenhaft zu nähern, sondern vielmehr trägt er den Zettel als Talisman mit sich, als er auszieht um fremdes

Land im Innern zu erobern. Ganz im Sinne von Zantops „colonial fantasies“ wird hier das Begehren des tatsächlichen Frauenkörpers (Maleens) mit dem Land gleichgesetzt, oder vielmehr substituiert; von ihrer krankheitsbedingten Schwäche abgestoßen, überträgt er seine Eroberungsgelüste auf die afrikanische Landschaft.

Solange Maleen gegen ihre Emotionen ankämpft und sich quasi männlich beherrscht, kann sie Kromes Interesse an ihr wach halten. Als Schwäche zeigendes Weib, das sich ihren Gefühlen und dem Fieber kampflos ergibt, wendet sich Krome von ihr ab. Maleens Intentionen, sich im Beisein von Männern aus sie einengenden Gendernormen zu befreien und als wahre Kolonialisiererin zu handeln, scheitern an der restriktiven Engstirnigkeit der Männer – vor allem ihres eigenen Ehemannes, der sich ein Trugbild von ihr zurechtgelegt hatte, dessen Einhaltung er von ihr verlangte:

Sie kannte seine Art, sie zu behandeln. Wenn sie sich erregte, zeigte er sich desto gleichmütiger, und wenn sie große Worte machte, lachte er. Immer zog sie den Kürzeren und musste neben ihm die Rolle des unverständigen Kindes spielen. Deshalb konnte sie sich ihm nie ohne Rückhalt aussprechen. Er wies ihr, - unbewusst, - eine bestimmte Rolle zu, die musste sie einigermaßen spielen, um ihm verständlich zu bleiben. Und wenn er sie immer wie ein geliebtes, törichtes kleines Ding behandelte, dessen amüsante Launen man heiter belachte und mit dessen Schwächen man weitgehende Nachsicht haben musste, dann wurde sie schließlich beinah wirklich zu diesem verzogenen kindischen Wesen. „So wie uns die Männer sehen wollen, so werden wir mit der Zeit“, dachte sie, „wenigstens scheinbar.“ (FvB *ILV* 28-29)

Sie wollte in der von ihr so bewunderten und beneideten Männerriege ernst genommen werden und nicht als verzärteltes und stumpfsinniges Kind belächelt werden; so unternimmt sie einen ausnehmend mutigen und erschöpfenden Ritt, um die Verwaltungsbeamten auf der Farm ihres Ehemannes vor einem Überfall arabischer Rebellen zu retten, worüber ihr Ehemann extrem ungehalten ist und droht, sie nach Deutschland zurückzuschicken. Wie ein unmündiges Kind muss sie sich seinem Willen und seinen Vorstellungen unterwerfen. An Krome fasziniert sie anfangs auch gerade, dass er sie und ihre Meinung zu respektieren scheint – anders als ihr Mann, der in ihr nur Zerstreuung, weibliche Fürsorge und Zartheit sucht. Schon bald stirbt der ungeliebte Ehemann, der sich dank der obigen Beschreibung nicht zum übermännlichen Helden eignet - jedoch erst nachdem Maleen während dessen Abwesenheit zwecks einer Absendung ins „Innere“ durch wenig subtilen und impertinenten Kontakt mit Krome in gesellschaftliche Abrede gerät. Nach dem Malariatod ihres Gatten begleitet die Witwe Dr. Krome und ihren Bruder auf Erkundungsreisen, gründet eine Krankenstation, erkrankt selbst an Malaria und muss nach Deutschland zurückkehren. Die Trennung von ihrem Helden schmerzt umso mehr, als die beiden sich ihre gegenseitige Liebe eingestanden hatten. Umso größer die Hoffnung auf ein Happy End, als Maleen Nachricht erhält vom Soldatentod ihres Bruders (Schutztruppen-Offizier Rainer von Waltron stellt ganz offenbar Albrecht von Bülow nach) und sich ein zweites Mal nach Deutsch-Ostafrika aufmacht, um die vom Bruder gegründete Plantage zu übernehmen. Als verfemte Krome-Freundin (der ganz gemäß dem tatsächlichen Vorbild Peters inzwischen wegen seiner Brutalität in Verruf geraten war) hat sie mit Vorurteilen und



feindlichem Betragen zu kämpfen; auch misstraut man ihr als alleinstehender Frau und Plantagenleiterin.

Anders als im realen Leben treffen die ehemals Liebenden Maleen und Krome am Ende noch einmal zusammen und er versucht sich ihr in einem langen Gespräch zu erklären und sich zu rechtfertigen. In dieser letzten allumfassenden Aussprache stellt er ihr auch den lange erwarteten Antrag, den sie jedoch nun aus Überzeugung ablehnen muss, da ihr Zusammenschluss mit Krome einem Verrat am Vaterland gleichgekommen wäre. Als sie endlich wieder mit Krome zusammentrifft, versucht er sie von den Beweggründen seines Überlaufens zu England zu überzeugen und mit ihm zu kommen. Daraufhin besinnt sie sich auf ihr deutsches Aristokratentum und kehrt zunächst Krome, und schließlich den Kolonien den Rücken. Erst als sie sich als Witwe aus jeglichem Männerzugriff auf ihre Person befreit, kann sie sich wahrlich unabhängig und selbständig verwirklichen, als Plantagenbesitzerin und –bewirtschafterin. Obwohl sie Krome als Mann abschwört, so lebt sie doch seine Weisung: als wahre Mutter der Kolonie arbeitet sie eigenhändig am Gelingen der deutsch-kolonialen Idee auf afrikanischem Boden mit. Die Heldenrolle des brutalen maskulinen Herrschers aus den vormaligen Kolonialgeschichten muss hier dem Idealbild der hartarbeitenden, ausdauernden und verzichtenden Frau Platz machen: Maleen entsagt Krome und verschreibt sich einem einsamen und arbeitsreichen Leben auf ihrer afrikanischen Plantage. Für Maleen Dietlas, wie auch für Frieda von Bülow, war die Liebe zum Land eng verbunden mit der Liebe zum Mann; in Maleens Worten war „in der Phantasie [...] dies Land immer ihr Land gewesen, ihr Reich Kraft des göttlichen Rechts ihrer Liebe.“ (FvB *ILV* 309).

Auch nicht nach der herben Enttäuschung, die Carl Peters für die Freiin bedeutete und die sich im desillusionierten Ende des Romans niederschlägt, verurteilt sie ihn einsträngig: Vaterland und Peters haben sich in ihrer Darstellung gegenseitig betrogen. Bülow vertritt unmissverständlich die Auffassung, dass sie einen Draufgänger und gesetzlosen Kolonialisierer wie Krome der tragen, gesetzshörigen deutschen Masse vorzieht; ihre Argumentation reflektiert die weiblichen Kolonialfantasien, die in der Figur des Kolonialhelden kulminieren. Maleens erotisch-romantische Verehrung des Helden hat politische Couleur, indem sie den Mann als Nationalhelden sieht; er steht als Idealbild der Nation, dem von der Autorin als wünschenswert erachteten Vorwärtsreißen in die richtige Richtung, dem Aufrütteln aus der Trägheit des Wilhelminischen Zeitalters. „Aber ich denke doch gerade an das Ganze! An die Nation! Gerade die gewinnt durch das Wirken und Wollen zielsicherer, mächtiger Persönlichkeiten.“ (FvB *ILV* 309)

Hier räumt Frieda von Bülow auf mit der weit verbreiteten und sich hartnäckig haltenden Konnotation, dass es Frauen unmöglich sei, komplexe Sachverhalte zu überblicken und zu verstehen; die Nation als Staatsgebilde und Regierungseinheit fiel eindeutig in die Sphäre der logisch und konstringent denkenden Männer. Der Frauen Anteil am Wohle der Nation war für die Geburt und Aufzucht von ausreichend männlichen Politikern und Kanonenfutter zu sorgen. Maleen von Dietlas öffentlicher Einsatz für Politik und Krome als Rädelsführer galten als unerhört und anmaßend. Und noch etwas ist augenscheinlich: die einzige loyale Instanz in diesem Roman ist die Frau, Maleen, abgesehen davon, dass sie ihren Ehemann zeit ihrer Ehe hintergeht und ihm etwas vormacht. Im großen Bedeutungszusammenhang des Romans jedoch spielt dies kaum eine Rolle. Sie ergreift Partei für den in Ungnade gefallenen Krome, obwohl es

ihren eigenen Stand in der Gesellschaft nach ihrer Rückkehr in die Kolonien extrem belastet und erschwert. „„Aber Bibi, sollten Sie das wirklich nicht wissen? Man erzählt es sich an allen Straßenecken. Krome hat halt bei seinem berühmten Zug auf eigne Hand Krieg geführt und wie so'n richtiger Räuberhauptmann das Land durchzogen: gesengt, geplündert, abgemurkst.“ [...] „Krome gab uns diese Kolonie, [...] wäre er nicht, was er ist, so wäre heute keiner von uns hier.““ (FvB *ILV* 330-331) Sie versteckt sich nicht hinter Platituden oder ergibt sich der Mehrheitsmeinung. Im Vergleich zu den Männerinstanzen, die – Krome auf der einen, der deutsche Staat auf der anderen – auf ihren eigenen Vorteil bedacht sind, hält sie ihm trotz aller Enttäuschungen die Stange und wirft sich für ihn in die Bresche. Erst nachdem ihr Glaube an Krome – den Helden ihrer Träume – komplett zerstört ist und sie sich von ihm abwenden muss, verallgemeinert sich ihr Fokus von seiner Person als Allegorie für den Nationalstaat auf die Weiterführung der Kolonien. Im übertragenen Sinne ist Bülow's Moral der Geschichte klar: die politische Bedeutung der deutschen Frau darf nicht vergessen oder unterschätzt werden. Auf lange Frist ist Widmung und Einsatz der Frauen beständiger, verlässlicher und besser motiviert als diejenigen der hitzköpfigen Männer – die Hoffnung des Vaterlandes liegt in Händen der Frauen!

Colonialist women faced a particular predicament as they tried to act on behalf of their race and nation: they had constantly to justify their importance to the imperial enterprise [...] German [...] women had to give reasons for their presence in the colonies, and indeed in the colonial movement. [...] Bülow's writing concerned itself with carving out a place for German women in the German colonial enterprise. As she recognized, the sexual order of Imperial

Germany meant that women had fewer possibilities of representing their race or nation directly. Rather, they had to situate themselves in relation to German man as they sought to promote imperial and racial policies [...] In order to explain their connection to the German colonial empire, colonialist women had to explain their connection to German men first. (Wildenthal „When men are weak“ 54)

Frieda von Bülow's Ausführungen erfüllen genau diesen Zweck: sie entwerfen einen Prototyp der engagierten, unabhängigen, intelligenten (nicht intellektuellen!), aristokratischen Frau, die durch ihren Einsatz und ihren Einfluss die Zukunft des deutschen Nationalstaates in der Heimat und in den Kolonien in den Händen hält – ganz entgegen der in der Männerwelt weit verbreiteten Einstellung, dass „Frauen [...] eben leider gar kein Verständnis für eine ideale Aufgabe“ (FvB *Tropenkoller* 112) hätten.

„Ich glaube, die Mitarbeit der Frauen wird von den Deutschen im Allgemeinen weit unterschätzt.“ Maleen lächelte. „Wirksam ist sie trotzdem; - vielleicht umso ungestörter wirksam, als sie nicht in Betracht gezogen wird.“ „Das mag sein. Übrigens ist sie auch schwer zu umgrenzen. Denn es ist nichts Greifbares. Die Frauen haben eigentlich nur da zu sein, sich gut anzuziehen, schön, klug und liebenswürdig zu sein, so wird sich alles um sie scharen und sich nach ihnen richten. Wie leicht hat es eine Dame, auszuzeichnen und zu strafen! Und das ist Macht. Schade, dass diese Macht so oft in den Dienst von Nichtigkeiten gestellt wird.“(FvB *ILV* 35)

Hier drückt sich Frieda von Bülow's enttäuschte Resignation und Disillusionierung aus darüber, dass die von ihr aufgewendete Tatkraft im Endeffekt als Nichtigkeit abgetan wurde. So resümiert auch Sophie Hoehstaetter, dass Frieda von Bülow's „offenes Auge

für die Wirklichkeit“ (Hochstaetter *Freiin von Bülow* 5) „nur Zustände [schilderte], die sie ganz genau kannte“ (Hochstaetter *Freiin von Bülow* 6) und so seien „Gefühle, die [sie] fühlen lässt, erst selbst vorgefühl“ (Hochstaetter *Freiin von Bülow* 178). Vor allem in der Figur der Maleen ist dies mit Sicherheit belegbar.

#### 5.4.2. Koloniale Fantasien spiegelverkehrt: der Kolonialheld als Frauenfantasie

Die Anker ihrer Geschichten sind wahre historische Daten, Geschehnisse, politische Vorfälle und Orte – eingebettet in den exotischen Rahmen Afrikas. Die Tatsache, dass die männlichen Helden ihrer Romanzen<sup>411</sup> realen, historischen Rollenmodellen nachempfunden waren, passt in die Kulisse und dient der Befriedigung von Frauenfantasien. Die Innovation in Bülows Fiktion ist die Verortung von dominanter Männlichkeit als Objekt der weiblichen Begierde. Eine direkte Politisierung der Romanze soll die weibliche Bevölkerung, die jeweils für sich allein an Haus und Hof gebunden wenig Einigkeit und Verbundenheit erfährt, im Geiste alliieren in dem Ersehnen eines neuen Männlichkeitsbildes: den Kolonialhelden. Carl Peters, dem jeder (hier untersuchte) Bülowsche Romanheld nachgemeißelt war, erscheint auf den ersten Blick wenig bestrickend: aus einer eher ärmlichen, kinderreichen Pastorenfamilie stammend, hatte er wenig an sozialem Status in die Waagschale zu legen, kein wirtschaftliches Vermögen und seine schwächliche Gestalt machten auch im persönlichen Auftreten wenig her.<sup>412</sup> Diese in allen Bereichen unterdurchschnittliche Positionierung nährten seinen persönlichen Ehrgeiz und als knapp Dreißigjähriger machte er sich gegen die

---

<sup>411</sup> Romanze bezeichnet hier eine romantische Beziehung im Sinne einer Liebesbeziehung, nicht im Zusammenhang zu sehen mit dem literarischen Genre der Romanze.

<sup>412</sup> Arne Perras (2004). *Carl Peters and German Imperialism 1856-1918. A political Biography*.

ausdrückliche und verschriftlichte Verordnung der deutschen Regierung mit drei Begleitern auf nach dem Landesinneren von Ostafrika und ergaunerte sich unter Zuhilfenahme von Alkohol, Bedrohungen und leeren Versprechungen die Rechte auf Ländereien und Bevölkerung von zwölf Volksstämmen, die ihnen in so genannten Verträgen überschrieben wurden. Nach ihrer Rückkehr nach Deutschland akzeptierte Reichskanzler Bismarck widerstrebend die von Peters annektierten Gebiete offiziell als deutsche Protektorate und veramtlichte somit Deutschland als Kolonialmacht in Ostafrika.

Peters was a man who thought of himself as a colonizer, though colonizing on behalf of a colonial campaign that did not yet exist and on behalf of a government that refused to recognize him, a colonizer, that is, a potential ruler of a hypothetical 'empire according to his own taste', not very far, even, from the godhead. One might easily view Peters as a madman, and indeed, many scholars have described him in overtly pathological terms borrowed from clinical psychology, as a megalomaniac, a pathological liar, and a sadist. (Klotz 31)

Ganz getreu dem Pygmalion-Effekt<sup>413</sup> wurde Peters durch das Handeln gemäß seiner Wunschprojektion durch Bismarcks offizielle Bestätigung zum Kolonialisierer. Seine zunächst völlig bedeutungslosen "Verträge" mit den Eingeborenen wurden durch diese Staatshandlung zu tatsächlich bindenden Dokumenten. Peters machte sich also tatsächlich selbst zum Kolonialisierer und wurde so zum von Bülow aufstilisierten übermännlichen Volkshelden. Peters „schrieb“ seine eigene koloniale Geschichte, dessen Verifizierung ein gläubiges Publikum brauchte, das seinen Erfolg mit seiner

---

<sup>413</sup> Auch "selbst erfüllende Prophezeiung" genannt; siehe dazu Robert Rosenthal (1995). *Critiquing Pygmalion: A 25-year perspective*, S. 171f.

Unterstützung trug. Genau dies kann nun als die In-Szene-setzung der Bülow'schen Romanhandlung gesehen werden: Ihre Romane erwecken und befriedigen die kolonialen Phantasien, die der Kolonialheld für sich selbst initiierte.

Allen Gegnern der Kolonien, die finanziell-ökonomische Gründe anführten, hielt die Freifrau entgegen, dass die Anschaffung von Kolonien um jeden Preis verfolgt werden müsse, da diese wirkliche Männer schaffen – eine Truppe von Nationalhelden, welche das Vaterland vor der Degeneration des modernen Zeitalters zu bewahren wüssten. (Klotz 47) Vor allem im Kapitalismus sah Bülow antinationales Denken und daher die Bedrohung von Deutschlands zukünftigen Generationen; die Topographie der Geschlechter verschiebt sich – zumindest in der literarischen Welt der Kolonien – zugunsten einer Lockerung der starren Geschlechterbilder. Zwar ist es nach wie vor der Mann, der die Gebiete mit Diplomatie und Waffengewalt erobert, doch nimmt die Frau regen Anteil an der Instandsetzung und -erhaltung der neuen Territorien.

Die schon vormals angeführten Bilderrepertoires werden hier erneut deutlich: Im Grenzziehen, in der Lokalisierung tatsächlich vorhandener geographischer Gebiete und der genderlastigen Interpretation derselben als jungfräuliches Land, das in Besitz genommen und beherrscht werden muß. In *Tropenkoller* jedoch führt die Stimme der Nation die Protagonistin Eva, die die Überlegenheit des kolonialen Helden (an-) erkennt und somit seine Bedeutung für die deutsche Nation; die Frau bedient sich der männlich geprägten Sprache des Begehrens und Eroberns und erkundet somit neues Unisex-Territorium. Bülow dreht den sprichwörtlichen Spieß um und macht die (emanzipierte) Frau zum (bewundernden) Subjekt, während der Kolonialheld zum Objekt wird. Sigrid

Weigels schielender Blick<sup>414</sup> lässt die Frau an Handlungsspielraum und Aktionsradius gewinnen, sie wird von der passiven Stereotypisierten zur aktiv Erfahrenden, die sich zwar noch in festgeschriebenen Weiblichkeitsmustern erkennt, jedoch transformierend auf sich selbst und die Umwelt einwirkt. Auch entkräftigt sie die Schönheit und Putzsucht als oberste Frauenmaxime; ihre Heldinnen bestechen durch innere Schönheit, durch wohlgerundete Persönlichkeiten anstatt perfekter Züge: So wird Eva Biron beschrieben als „nur mittelgroß, schlank, graziös und biegsam. Ihr braungelbes, mageres Gesichtchen mit der keck vorspringenden Nase, den etwas zu starken Backenknochen und dem zu großen Mund wäre einfach hässlich gewesen, ohne die alles überleuchtende Schönheit der dunklen Augen.“ (FvB *Tropenkoller* 12) Der Kolonialheld gibt der Frau Projektionsfläche, sich selbst als nationales Subjekt einzubringen und zu erleben. Dass der Kolonialheld als brutaler Sadist – ganz und gar als antifeministischer Alptraum konzeptionalisiert ist, versetzt die Frau in die Zwickmühle zwischen pseudopassivem Voyeurismus und humanistischem Handlungszwang.

Janice Radway<sup>415</sup> diskutiert die modernen Harlekinromane und das darin dargestellte sadistische, mysogene Verhalten der männlichen Heldenfiguren als Experimentierfläche für die reale Lebenswelt. Es käme nur auf die Auslegung derselben an, so muss die männliche Rohheit nicht zwangsweise als Hindernis zur weiblichen Erfüllung gesehen werden, sondern vielmehr als weibliche Bewährungsprobe im Finden eines strategisch günstigen Umganges damit. Die Bülow-Freundin Lou Andreas-Salomé beurteilt in diesem Zusammenhang die Motive der Frauenbewegung als unwirksam gegen die ureigensten Eigenschaften menschlicher Beziehungen: Masochismus, also das

---

<sup>414</sup> Sigrid Weigels Theorien zum “schielenden Blick” und Projektionen von Weiblichkeitsbildern wurden im Teil I der Dissertation erörtert.

<sup>415</sup> Radway, Janice (1984). *Reading the Romance: Women, Patriarchy, and Popular Literature*.



genussvoll leidende Märtyrertum sei einfach ein historisch bedingter Aspekt der Weiblichkeit, weswegen die konservative heterosexuelle Ehe von vorneherein zum Scheitern verurteilt sei.<sup>416</sup> Diese weit außen am Rande des politischen und ethischen Spektrums angesiedelten Diskussionen zwischengeschlechtlicher Beziehungsgefüge und deren pervertierte Auswüchse galten zur Jahrhundertwende als Tabuthema und wurden daher von konservativen wie liberalen Gesinnungen gleichermaßen umgangen und ausgespart. Vor allem in der „gartenlaubenartigen“ Unterhaltungsliteratur zur Erbauung der weiblichen Bevölkerung wurden diese Themen totgeschwiegen, da man sich polemische Auswüchse jeglicher Art in diesem Rahmen nicht erlauben konnte. Frieda von Bülow umschifft diese diffizilen gesellschaftspolitischen Klippen ganz geschickt, indem sie ihre brutalen Helden in ein klares Raster beziehungsweise Muster fügt, innerhalb derer Gewalt zum Repertoire männlicher Eigenschaften gehört und der Versuch, deren Hang zu Handgreiflichkeiten zu brechen, als Sabotageversuch an der proklamierten Männlichkeit gegolten hätte. Auch die Rolle der weißen adeligen Frau ist ganz klar in das Schema eingepasst: Sie ist als Voyeur Augenzeuge der Ausschreitungen gegen die schwarzen Opfer der weißen Grausamkeit. In der Logik des Kolonialromans *Tropenkoller* (und ebenso in *Im Lande der Verheißung*) stellt sich daher kein Konflikt für weiße Frauen. Als Teilnehmerin am imperialen Besetzungsunternehmen versteht sie die Notwendigkeit von Züchtigungen und empfindet dabei Faszination an der männlichen Stärke und Herrschsucht, die sie - da ausgelebt an der unterprivilegierten schwarzen Bevölkerung - nicht an ihrem eigenen Leibe erfahren muss. Neben der Komparsenrolle als Diener und Szenenbild ist die des Sündenbockes die einzige Rolle, die den Kolonialisierten zugestanden wird. Diese brutalen Übergriffe auf die Eingeborenen – vor

---

<sup>416</sup> Nach Weedon, Chris, „The struggle for emancipation“, S. 126.

allem den weiblichen Bevölkerungsteil – waren das ständige Damoklesschwert der Kolonialverwaltung. Obwohl die physische Züchtigung der Untergebenen allgemein üblich war, wurde sie zunehmend ambivalent diskutiert; Willkürherrschaft und Sadismus führten zu Ausschreitungen, die in Deutschland vor Gericht gebracht wurden. Zur entschuldigenden Verhandlung dieser blutigen Überfälle und Übergriffe weißer Kolonialisierer auf die indogene Bevölkerung wurde - oftmals quasi als (temporäre) Unzurechnungsfähigkeit - die klimatisch bedingte psychosomatische Kondition<sup>417</sup> des Tropenkollers ins Felde geführt, die sich in Raserei, nervösen Ausbrüchen und Größenwahn äußerte.

Der Titel des Bülow-Romans *Tropenkoller* scheint bezeichnend genug, doch führt Stephan Besser aus, dass dem Tropenkoller als pseudowissenschaftliches Phänomen keine klare Definition zugrunde liegt; schon zu deutsch-imperialistischen Zeiten, galt der Begriff in gebildeten Kreisen nicht als tatsächliches Krankheitsbild, sondern eher als gesellschaftliches Problemsyndrom. „An der Schnittfläche verschiedener Wissensformen und Diskurse entzog sich der Tropenkoller jeder eindeutigen Bestimmung und konnte gerade deshalb zu einer Art Meta-Syndrom des deutschen Kolonialismus werden“.<sup>418</sup> Die schwer zu erfassenden abstrakten Unterdiskurse werden im Roman durch Personenkonstellationen vorgeführt und diskutiert. Erzählt wird die (Liebes-) Geschichte der Eva Biron (stark angelehnt an Bülows eigene Person) und Ludwig von Rosen. In dem

---

<sup>417</sup> „Der Begriff „Tropenkoller“ ist noch heute in den meisten deutschen Wörterbüchern zu finden und seine ungefähre Bedeutung wohl allgemein geläufig. Weitgehend vergessen ist hingegen, daß es sich um eine koloniale Begriffsbildung handelt. Wie das „Tropenfieber“, die „Tropentauglichkeit“ und die „Tropenkrankheit“ wurde der Tropenkoller in einer Zeit erfunden, in der die Besiedlungsfähigkeit tropischer Erdregionen für Angehörige der weißen ‚Rasse‘ eine Frage von eminentem politischen und wissenschaftlichen Interesse darstellte. Die Epoche des wilhelminischen Kolonialismus war auch eine Gründerzeit des „Tropischen“ in der deutschen Kultur, und der Tropenkoller ist eines ihrer widerspruchsvollsten Produkte.“ (Besser *Tropenkoller. Zur Pathologie des deutschen Kolonialismus*)

<sup>418</sup> Besser, Stephan. *Tropenkoller. Zur Psychopathologie des deutschen Kolonialismus*. <http://www.sopos.org/aufsaeetze/469c207f2308e/1.html>. 30. September 2012.

Roman ist die romantische Haupthandlung eng verstrickt mit politischen Momenten, Motiven und Thematiken; so legt Marcia Klotz<sup>419</sup> dar, dass – obwohl Rosen unbestreitbar die männliche Hauptrolle spielt - er im Zusammenklang mit den übrigen drei Protagonisten sinnbildlich eine potentielle Alternative der politischen Entwicklung Deutschlands darstellt. Gemessen werden die Charaktere an dem Maße, indem sie in den korrespondierenden Protagonistinnen Bewunderung und Begehren hervorzurufen vermögen. Ein weiteres „Qualitätsmerkmal“ stellt die Infizierung mit dem Tropenkoller dar – es ist sicher kein Zufall, dass die beiden „Infizierten“ dem Bürgerstand angehören, während die beiden Aristokraten sich resistent gegen diese Verweichlichung zeigen. Es ist unnötig zu betonen, dass von Rosen die heftigste Begierde zu erwecken weiß; seine bedachte, berechnende, kühle und brutale Hülle verbirgt einen guten, weichen und liebenden Kern, dem selbst die spröde und unabhängige Eva Biron nicht widerstehen kann. Interessant ist hierbei, dass Bülow – im Gegensatz zu vielen anderen Kolonialschriftstellern und -theoretikern die gesellschaftliche Nivellierung und Gleichstellung der Kolonialisierenden als problematisch, ja geradezu gefährlich wertete, da der plötzliche Machtgewinn sich in manchen, ursprünglich niederen sozialen Schichten, Entstammenden als Größenwahn zu äußern und für die (Kolonial-) Gesellschaft<sup>420</sup> ein Risiko darzustellen pflegte.

Die durch ihre minderwertige gesellschaftliche Herkunft schwachen Charaktere werden durch die „aristokratische Verschwörung“ der weißen Herrscherschicht korrumpiert und bringen mit ihrer Labilität die Vertreter tatsächlicher Aristokratie in

---

<sup>419</sup> Klotz, Marcia (1994). *White Women and the Dark Continent*.

<sup>420</sup> Hugh Ridley beschreibt die koloniale Gesellschaft folgendermaßen: „A democratic association of whites implied that birth and class were less important than race: an aristocratic conspiracy of the whites over the people they have colonized gave positive meaning to their experience of equality.“ (Ridley 128)

Verruf. Doch auch noch unter diesen gilt es gemäß der stringenten Logik des Romans Unterschiede zu machen: wer sich trotz allem durch Mut, männliches Auftreten und Gewalt gegen die Eingeborenen zum Wohle der deutschen Sache verdient macht, kann aufgrund des Tropenkollers für eventuelle Entgleisungen entschuldigt werden. So etwa der Bruder der Romanheldin, Udo Biron; obwohl offensichtlich aggressiv, cholerisch und sadistisch veranlagt, was in seiner Ungeduld mit den schwarzen Sitten und Gebräuchen oft in Gewaltsausbrüchen (vor allem gegen schwarze Frauen) endet, gilt er als „nordgermanischer Recke“ (FvB *Tropenkoller* 12). Er wird als in seinen Exzessen nicht ganz zurechnungsfähiger, aber heldenhafter und leidenschaftlicher Krieger dargestellt, dem jegliche Führungsqualitäten aus Gründen mangelnder Selbstkontrolle abgingen – der jedoch wegen seiner Vergehen und seiner fortgeschrittenen Erkrankung am Tropenkoller langfristig für die Gesellschaft nicht tragbar ist und so sehr abrupt an der Malaria erkrankt und aus dem Romangeschehen ausscheidet (hätte er weitergelebt, wäre er vermutlich dem Glück seiner Schwester im Wege gestanden und musste so aus Gründen der Romanhandlung eliminiert werden.) „Die jungen Deutschen [...] verließen das Schanklokal [...]. Bei diesen nächtlichen Wanderungen durch die Stadt kam es vor, dass sie, alkoholumnebelt, wie sie waren, in Negerhütten eindrangten, um sich schwarze Weiber zu holen. Dann kam es auch zuweilen zu blutigen Schlägereien.“ (FvB *Tropenkoller* 187) Durch diese sozialen und persönlichen Makel sinkt er auf das Niveau der Gemeinen und Gewöhnlichen, die sich mit den schwarzen Frauen einließen und es gelingt es ihm nicht, sich bei der Frauenwelt hervorzutun. Seine Rolle besteht darin, der verheirateten Leontine<sup>421</sup> den Hof zu machen, die sich zwar daran ergötzt, aber als konservativ-traditionellen Werten und Normen verhaftete verheiratete Frau passiv bleibt.

---

<sup>421</sup> Leontine: Ehefrau des Graf Waldemar in *Im Lande der Verheißung*.

Ihm gegenüber gestellt wird der Antiheld der Romanhandlung, der alle Züge der Niederträchtigkeit, Kleinkariertheit und Gemeinheit in sich vereint: der Direktor und Bauleiter der Gesellschaft Exzelsior Leopold Drahn. Bei ihm ist der Tropenkoller in das Stadium des Wahnsinns fortgeschritten, und kann so nicht mehr als mit einem Achselzucken vorgebrachte Entschuldigung für seine Verhaltensstörungen gehandelt werden. Bei ihm richtet sich die vernichtende Aggression und Zerstörungswut nicht mehr nur gegen die afrikanische Urbevölkerung, sondern auch gegen seine weißen Mitkolonisten. Drahn ist allgemein verhasst wegen seiner Verschlagenheit und betrügerischen Geschäftsmethoden, die dem Marktsystem des Kapitalismus entlehnt sind. Er ist kein tapfer-männlicher Charakter, der sich seinen Opponenten frontal im Kampfe stellt, er operiert mit gefälschten Verträgen, Paragraphenreiterei und Spionage. Er legt seine Gegner durch Verleumdung und gefälschte Beweise aufs Kreuz. Obwohl seine dunklen Machenschaften allgemein bekannt sind, ist ihm von der Kolonialgemeinschaft nicht beizukommen, da er sich keiner nachweisbaren gesetzlichen Überschreitung strafbar machte. Im Geheimen sammelte er belastendes Material gegen seine Widersacher und macht sich solchermaßen auch mitschuldig am Tode Udo Birons, der in der Konsequenz solcher Verleumdungen und offizieller Anklage ins Fieber fällt und stirbt. Drahn dagegen, hochgradig dem Größenwahn verfallen, wird als gesellschaftlicher Aufsteiger stilisiert, der trotz aller erschlichenen Siege als unfreieste und durch sein eigenes Verhalten versklavte Figur gezeichnet, in den Augen der Damen nichts als Abscheu hervorruft. Ganz klar eine Warnung der Autorin vor der Infiltration der Gesellschaft mit (jüdischem) Kapitalismus und Bürokratie (die in letzter Konsequenz das unrühmliche Ende Carl Peters bescherte) im modernen Deutschland.

Bemerkenswert ist, dass Bülow in der Debatte um den Wahnsinn und die Gefahren des Zeitalters der Nervosität auch die Männerwelt nicht ausnimmt: „Alle werden nervös hier, selbst die Männer, die in Deutschland bei dem Wort `Nerven` ungläubig gelacht haben.“ (FvB *Tropenkoller* 19) Zwar nimmt sie Abstufungen vor gemäß der Rangordnung von Adelsprädikaten, nicht aber beugt sie sich vor der angeblichen Immunität des männlichen Geschlechts: es sind die durch Tropendienst geschwächten Männer, die dem Wahnsinn verfallen, nicht die Frauen!

Die Herrscherherrlichkeit im Lande der Wilden steigt den Knechts- und Bedientenseelen zu Kopfe [...]. Sie sind das Herrentum so wenig gewohnt, dass es sie um ihr armseliges, bisschen Menschenverstand bringt und eine lächerliche Spielart des Größenwahnsinns zeitigt. [...] Dies ist etwas ganz anderes, als die ungünstigen Einwirkungen des Klimas auf das Nervensystem, die auch die vornehmsten Naturen nicht verschonen. Was der ehrenhafte Drahn mir da so gut veranschaulicht, scheint mir eine durch klimatische and andere Komplikationen bösartig gewordene Form des Parvenütums. (FvB *Tropenkoller* 64)

Auch die beiden Aristokraten stehen sich diametral gegenüber: obwohl beide durchwegs positive Persönlichkeiten darstellen, mangelt es „Bürgermeister“ Graf Albert Waldemar an männlicher – und daher brutaler – Durchsetzungskraft und Lust an sadistischer Unterdrückung und Ausschreitung gegen die Kolonisierten; er ehrt die Traditionen und Sitten der schwarzen Bevölkerung, statt sie vehement zu unterbinden, sehr zur Kritik der ihm unterstehenden weißen Kolonialgemeinschaft. „Hochzeit bei diesen Schwarzen! Ich bitte Sie, ist das wohl etwas, was einer achttägigen Orgie wert ist? Einer kauft für dreißig Rupien ein Weib und schickt sie nach drei Monaten wieder ihres

Weges. Und damit dieses Fest würdig gefeiert werde, mögen die Deutschen am Fieber zugrunde gehen, weil sie Nacht für Nacht diesen Höllenspektakel über sich ergehen lassen müssen.“ (FvB *Tropenkoller* 27) Erst als von Rosen das Parkett betritt, wird dem lauten Treiben Einhalt geboten. Um Eva Biron zu gefallen, unterbindet er das von Graf Waldemar offiziell genehmigte Ausleben der Rituale. Der an und für sich sympathische Zug Graf Waldemars – seine faire und gerechte Auslegung des geschriebenen Gesetzes im Bezug auf Weiße und Schwarze – bringt ihm die Kritik der weißen Herrschaftsschicht und den Vorwurf der Schwäche ein. In Bülows propagandistischer Übertragung heißt das, dass er gegenüber der korrumpierenden und zerstörenden Infiltrierung mit dem Kapitalismus resigniert (wie sich in seinem Umgang mit dem Problemfall Drahn zeigt), während der heldenhafte Rosen sich bis zu seinem letzten Atemzug dagegen zu stemmen gewillt ist. Subtil manipuliert Bülow die Leser hinein in eine Abneigung gegen den gerechten Waldemar, durch die Beschreibung als weibisch-hübsch<sup>422</sup> und restaurativ-konservativen Emanzipationsgegner:

„Warum Eva Biron nicht geheiratet hat und auch voraussichtlich nicht heiraten wird“, begann er jetzt, „das will ich Ihnen sagen: „Sie denkt zu viel. Wenn ein Frauenzimmer so vorwiegend mit dem Verstande tätig ist, so wird sie schwer zum Lieben und noch schwerer zu der gesegneten Verblendung kommen, die immer die Vorbedingung des Heiratens ist“. „Pfui, Waldemar, du Abscheulicher!“ rief Leontine. „Du lieber Gott, warum soll ein Frauenzimmer nicht ledig bleiben, wenn es sich wohl dabei fühlt?!“ meinte der Kapitän munter. „Es fühlt sich aber auf die Länge nicht wohl dabei“, behauptete der Graf. [...] „Das Weib ist nur für

---

<sup>422</sup> „Albert Waldemar hatte [...] hübsche, langbewimperte, blaue Augen, die immer sonnig aussahen.“ (FvB *Tropenkoller* 41)

zwei Dinge in die Welt gekommen: die Liebe und die Kinder.“ (FvB *Tropenkoller* 41-42)

Interessant ist hierbei auch die ambivalente Haltung seiner Ehefrau ihm gegenüber. Zwar wird berichtet, dass sie dermaßen vernarrt in ihn war, dass sie mit Selbsttötung drohte, bei seinem Versuch die Verlobung zu lösen, doch lässt sie sich von Udo Biron ganz öffentlich den Hof machen. Auch lehnt sie ihres Gatten Weichheit den Afrikanern gegenüber als unmännlich ab und sinniert über seine innersten Seelenregungen: „Er war so verborgen! So schwer zu durchschauen! Alle Leute hielten ihn für gutherzig, ja für zu gut! War er wirklich „gut“? Ganz im Grunde ihres Herzens zweifelte sie manchmal daran. Unter seiner äußeren Milde und Weichheit war etwas merkwürdig Kaltes, liebevollen Neigungen Unzugängliches verborgen.“ (FvB *Tropenkoller* 125)

Sein im Gegensatz zu den positiv belegten maskulinen Attributen stehender Sinn für Gerechtigkeit und seine ruhige bedachte Art machen ihn sogar seiner eigenen Frau verdächtig und wegen mangelnder Leidenschaft abstoßend; seine Passivität und sein Mangel an gesunder Vitalität stempeln ihn ab zum Stubenhocker und Amtsschimmel, oppositioniert durch das Auftreten Ludwig von Rosens. So wie Ludwig von Rosen als positives Spiegelbild des Grafen Waldemar dient, so dient Gräfin Leontine als Negativ, um die positiven Attribute der Eva Biron noch besser hervorzuheben. So bemerkt Leontine, dass sich Eva Biron im afrikanischen Klima prima akklimatisiert habe - “der fehlt nie etwas”, sagte Leontine fast tadelnd. “Sie muss schon mehr Negerkonstitution haben.” (FvB *Tropenkoller* 38)

Ludwig von Rosen ist die personifizierte kolonialistische Leidenschaft; seine Heimat nennt er Afrika, da dieser Kontinent und seine Mission ihm einen Ausweg aus



der Versumpfung eines dekadenten Lebens in der verruchten Unterwelt Deutschlands boten. Aus sexueller Hörigkeit zu einer verheirateten Frau und einer Verstrickung in unsaubere Geldgeschäfte rettete er sich in die jungfräuliche Wüste Afrikas.

Dieser schwächliche, an Überdruß krankende Genüßling, ist das wirklich er selbst: Ludwig von Rosen? Widerliche Fratzen umtanzen ihn: Börsenmänner, Balletteusen, blasierte Gecken – der Schaum Berlins! Es ist, als ginge eine verbrauchte, Fäulnis enthaltene Luft von ihnen aus. [...] Da weicht der Spuk. Der frische Seewind weht ihm um die Stirn. Er sieht sich an Bord des Afrikadampfers.  
(FvB *Tropenkoller* 145-146)

In der harschen Realität der Kolonien lernte er Selbstdisziplin und wahre Männerfreundschaft kennen – die Anker seines späteren Lebens. Hier wird Bülows Maxime so deutlich wie nirgends sonst: Allein die Kolonien machen wirkliche Männer aus den der deutschen vormodernen Dekadenz Verfallenen. Der Liebe und den Frauen hatte er abgeschworen, bis er sich, beinahe fünfzigjährig, den Reizen und der Andersartigkeit Eva Birons nicht länger zu entziehen vermochte. Der völlig untypischen und freiheitsliebenden Femität der Eva Biron, die gelöst von einzwängenden Künstlichkeiten wahre Weiblichkeit lebt, kann sich der Kolonialheld Rosen ergeben.

Eva Biron hatte offenbar die vollste Unbefangenheit derer, die noch nichts Böses erfahren haben. Rosen aber dachte daran, dass auch Satuta Augen und Ohren hatte wie ein Luchs und dass eine Frau im Handumdrehen kompromittiert war. Er kannte den afrikanischen „Küstenklatsch“ zur Genüge. Man war in Berlin „Unter den Linden“ viel sicherer vor nachspürender Skandalsucht, als an diesem einsamen Gestade des Indischen Meeres. Seine Pflicht war es, das seinen

Impulsen folgende weltkundige Mädchen zu schützen. Dabei empfand er aber ein Wohlsein, wie nie zuvor in seinem Leben. (FvB *Tropenkoller* 171-172)

Auch hier wieder die Betonung, dass die vermeintliche Freiheit in den Kolonien ein Teil der Kolonialfantasien war; die europäische Bevölkerung muss generell als exilierter Mikrokosmos der festlanddeutschen Gesellschaft gesehen werden. Sie importierten sozusagen ihren wilhelminischen Sitten- und Tugendkodex und stellten ihn unter das Brennglas einer konzentrierten, da streng begrenzten Kontrollinstanz, der weißen (weiblichen) Herrscherelite. Rosen ist der Mann der Männer, da er dem Rausche der groben Gewaltausbrüche á la Udo Biron widerstand, und Graf Waldemars kaltblütige Berechnung und Kalkül ablehnte, vereint er die richtige Mischung aus Leidenschaft und Zurückhaltung in sich. Rosens Persönlichkeit ist stark genug, dem vollen Ausbruch des *Tropenkollers* zu widerstehen; er macht die alltägliche und allgegenwärtige Gewalt der Kolonien zu einem seiner Wesenszüge, ohne von ihr übermannt zu werden. Dies zeichnet ihn aus als wahren Führer. Und die Frau an seiner Seite, interessanterweise eine Nicht-adelige, kann als ein Zeichen der Zeitenwende, einer Abkehr von Geburtsrechten hin zur Priorität der inneren Werte interpretiert werden.

### **5.5. Frieda von Bülows Kolonialliteratur als Almanach der Klassen**

Die Autorin diskutiert in den Romanen *Tropenkoller* (1896) und *Im Lande der Verheißung* (1899), so wie auch in den *Reiseskizzen und Tagebuchblättern* (1889) soziale Netzwerke, die sich aus Frauen und Männern verschiedener sozialer Schichten und von daher prädestinierten Eigenschaften zusammensetzten. Nur die von Geburt aus Vornehmen und in der „aristokratischen Verschwörung“ der Kolonialgesellschaft

Geadelten können die wahre Führungsposition für sich behaupten. „Hier in Ungudja [...] sind wir vorläufig noch alle Vertreter und Repräsentanten irgendeiner Größe, die hinter uns steht. [...] Sie z.B. sind die deutsche Dame, Dietlas der deutsche Plantagenbesitzer, Ihr Bruder der ritterliche Kriegsmann, ich der Vertreter der Kolonie. Wir müssen uns also ebenso gut als offizielle Persönlichkeiten fühlen und danach benehmen, wie regierende Fürsten.“ (FvB *ILV* 36)

Egitaliarismus war in Frieda von Bülow's Augen der Anfang vom Ende: mehr noch als das Dilemma der Genderdifferenzen war es in Bülow's Weltansicht eine Priorität, sich mit der immanent wichtigen Ordnung der Klassen auseinanderzusetzen. Die Herrscherriege im Heimatland und in den Kolonien muss sich aus der Aristokratie rekrutieren; dabei kannte die Freiin die Schwächen der Jahrhunderte alten, blaublütigen und restriktiven Gene der in sich begrenzten Elite am eigenen Leib: „Frieda tended by nature to melancholy, in spite of a masculine strong will and drive for life. [...] She herself liked to call this mixture of energy and listlessness her share of an old, exhausted noble line, a line that might finally end in desire for subordination and forgetfulness of self.“ (Andreas-Salomé 105)<sup>423</sup> Auch diese Charakteristiken flossen in die Figurenkomposition ihrer Kolonialromane ein, denn auch „Eva [...] hatte bei aller Lebhaftigkeit des Naturells etwas Verhaltenes und Beherrschtes.“ (FvB *Tropenkoller* 14) Besonders im Bezug auf ihre Freiheitsliebe und Unlust eine Vernunftehe einzugehen, ist Eva Biron unverkennbar der Autorin nachempfunden: „Sie sind doch aber wunderbar, Bibi Biron!“ „Ja, ich bin wirklich ein Zigeuner. Die bloße Idee einer Fessel nimmt meiner Seele den Atem.“ „Dann dürfen Sie auch niemals heiraten.“ „Das darf ich auch nicht.“ „Wie sonderbar!“ „Es ist einmal mein Naturell, Bibi.“ (FvB *Tropenkoller* 242) Eva Biron

---

<sup>423</sup> Die Textstelle lag im deutschen Original nicht vor.

entstammt nicht der gebürtigen Aristokratie, im Verständniszusammenhang der aristokratischen Verschwörung der weißen Herrscherkaste in den Kolonien ist sie für Rosen trotzdem eine standesgemäße Partnerin, die, wie Ludwig von Rosen der männlichen Romanbesetzung, den weiblichen an Tugend, Sittsamkeit und Respektabilität voran steht.

Ganz allgemein muss jedoch von einer doppelten Marginalisierung der Pionierinnen in den Kolonien gesprochen werden: als Frau innerhalb des patriarchalischen Systems der Kolonien und als quasi „maskulinisierte Frau“ aus der Perspektive der deutschen Frauen zu Hause. Diese Kontrapunktisierung der eher traditionellen Frauenrolle der Ausnahmefrauen in den Tropen und ihre ambivalente Diskussion zeigen sich deutlich an der Figur des Fräulein von Eltville (in dem Roman *Im Lande der Verheißung*), die aus ihrem Herzen keine Mördergrube macht und die Idee der freiheitlichen Lebensgestaltung zur letzten Konsequenz lebt.

Jene Frau war [alter französischer Adel und] reich. Sie hätte in Luxus und Wohlleben ihre Tage verbringen können und widmete sich stattdessen einer schweren, gewiss recht widerlichen Arbeit im Dienst der Armen, um dem, den sie liebte, nahe sein und ihm helfen zu können. Sie fragte nicht nach Verwandtschaft und Freundschaft, nicht nach dem lästernden Gerede der Welt, - sondern allein nach ihm. War das nicht edelste, höchste Weiblichkeit? Und diese Männer, mit dem ausgeprägten Sinn für das Praktische, empfanden nicht die Größe einer solchen Hingebungs!“ (FvB *ILV* 86-87)

Besonders betont wird hier die vornehme Familienabstammung – von Seiten der Männer lässt diese mehr erwarten, während Maleen den selbstlosen, doch zugleich egozentrischen

Lebensstil der Aristokratin nur folgerichtig und ehrbar findet. Hier beginnt sich bereits der Prototyp der exzentrischen und schrulligen Aristokratin herauszubilden, die der „guten alten Zeit“ entwachsen, der Moderne aber noch nicht angepasst ist. Die Kolonien bieten sich ihr als Experimentierfeld abseits der wilhelminischen Sozialsystematik an. Die Frauen der Kolonien selbst definierten sich als progressiv und emanzipiert, sie befreiten sich aus den sie beengenden Hierarchien in der Heimat. Die nach außen hin homogene Klasse der weißen Deutschen präsentierte sich nach innen als Trugbild: die als Dame in die Kolonien Gereisten stellten sich über die „Dame spielenden“ ehemaligen Dienstmädchen, deren Ausreise in die Kolonien mit einem gesellschaftlichen Klassensprung gleichzusetzen ist. Gerade in den Kolonien entwickelte sich ein ausgeprägtes Klassendenken, in dem sich die besser gestellten Frauen der hohen Gesellschaftskreise gegen gesellschaftliche Emporkömmlinge, welche die sozial unterlegenen nach Afrika ausgesendeten Frauen für sie darstellten (meist als Krankenschwestern oder potentielle Ehefrauen um der „Verkafferung“ der weißen Männer und der Vermischung der Rassen vorzubeugen) abgrenzten.<sup>424</sup> So ist in den Kolonien eine Reduzierung der Frau auf die häusliche Rolle und Mutterschaft zu beobachten.

Generell bestimmte kultureller Hochmut das gesellschaftliche Klima und ließ die Beteiligten unter anderem sich anbietende positive Lernprozesse ausschließen; so etwa betrieben einheimische Frauen Geburtenregelung, während sich die weißen Frauen durchwegs durch zahlreiche Geburten und Aufzucht des Nachwuchses aufrieben und sich als Gebärmaschinen völlig dem männlichen Herrschaftssystem unterwarfen.<sup>425</sup> So zeigt

---

<sup>424</sup> Genaueres dazu siehe Marianne Bechhaus-Gerst (2009): *Frauen in den deutschen Kolonien*.

<sup>425</sup> Genaueres dazu siehe Anette Dietrich (2007): *Weißer Weiblichkeiten*.

sich unterschwellig in den Texten eine ablehnende Haltung der deutschen Frauen gegenüber an und für sich positiven und progressiven Tendenzen im Brauchtum der schwarzen Geschlechtsgenossinnen. Diese Brüche in der Textlogik erklären sich aus der xenophobischen Arroganz und Rückständigkeit der patriarchisierten Herrscherfrau, die es nicht wagte, die offen gelebte freiheitlichere Lebenseinstellung der schwarzen Weiblichkeit näher zu hinterfragen.

Im Hinblick auf reisende Frauen stellt sich die wichtige Frage, inwieweit sie, die selbst auf Grund ihres Geschlechts kolonisiert wurden, auf ihren Reisen in andere Länder die Kolonisierung anderer Frauen erkannten, sich kritisch damit auseinandersetzten oder kolonisierende Verhaltensweisen perpetuierten[...] Es geht hier also nicht nur um ein affirmatives Aufzeigen von Emanzipationsversuchen, sondern ebenso um ein Sichtbarmachen von Ambivalenzen, die oft in Widersprüchen und Brüchen im Text zum Ausdruck kommen. (Frederiksen „Blick in die Ferne“ 151).

Diese an und für sich zu erwartende Sensibilität als Opfer des „inneren Kolonialismus“ lassen die Reiseberichte Frieda von Bülow's vermissen; vielleicht liegt dies daran, dass sie sich als Aristokratin in dieser Rollenzuweisung nicht erkannte. Allgemein will es erscheinen, als ob die Reisenden in diesem gender-kolonialistischen Zusammenhang die beobachteten fremdartigen Phänomene als in ihnen selbst eingeschrieben sehen und einem gewissen Narzissmus verfallen, in dem sie sich von dem Unbekannten als überlegen abgrenzen. Die ablehnende Haltung alles Nicht-deutschen gegenüber schlug sich auch nieder in der Divergenz von Naturvolk versus Kulturvolk, in welcher der eingeborenen Frau eindimensional diskriminierend nur die Rolle der erotischen

Versuchung und des unreifen Kindes zugewiesen wurde, die dem deutschen Mann niemals eine ebenbürtige, oder zumindest akzeptable Partnerin sein konnte. „So also kann eine Negerin aussehen? [...] Wirklich, sie hat Liebreiz!“ sagte Maleen zu Rainer. „Ich fange an zu begreifen, dass ihr euch in schwarze Mädchen verlieben könnt.“ „Nur können sie uns niemals Gefährtinnen sein“, meinte Rainer.“ (FvB *ILV* 10) Ambivalent diskutiert werden könnte die Stilisierung Maleen von Dietlas – antithetisch zu den „sittenlosen“ Eingeborenenfrauen - als deutsche Trägerin und Förderin der (deutschen) Kultur und Sitte; zwar ist sie wohl gebildet und selbstständig, doch ihre Moral und Tugend eher im Wanken begriffen. In der Geschichte um Maleen wird wiederholt von der männlichen Kameradschaft in den Kolonien gesprochen und das brennende Begehren Frau von Dietlas daran teilzuhaben; nicht thematisiert hingegen wird die Rolle der männlichen Eingeborenen und deren Einfügung in das Gesellschaftsganze. Maleen als Epizentrum der Handlung befasst sich mit diesem Gedankengang nicht, da es ihr als Aristokratin ganz natürlich ankommt, von (männlichem) Personal bedient zu werden. Zur Kenntnis nimmt sie wohl die schwarzen Frauen, da sie in ihnen ein verzerrtes Spiegelbild und somit eine Gefahr sieht, die mit bloßer Herrschervollmacht nicht gebannt werden kann.

Der koloniale Haushalt wird zu einem Mikrokosmos komplexer Machtbeziehungen, in dem sich die Interdependenzen von Geschlecht, Ethnizität und Klasse (re-) produzieren. Damit muss er auch als ein Ort der Produktion weißer Geschlechtsidentität gesehen werden.“ (Dietrich „Rassenkonstruktionen“187)

Als Haushaltsvorstand – vor allem in Abwesenheit ihres Mannes – übersieht Maleen einen großen Haushalt und das Plantagengut, was ihr als Identitäts- und Selbstverständnishilfe dient. Sie beginnt eigenmächtig weit reichende Entscheidungen zu

treffen (etwa die Rettungsaktion der Gutsbeamten) und distanziert sich so von dem Kindfrau-Schema, das ihr Mann als Maxime festgelegt hat.

### **5.6. Die „mutige Farmerin“ und andere feministische kulturimperialistische Zukunftsvisionen**

Die Kolonie als Projektionsfläche ist ein immer wiederkehrendes Moment in der Kolonialliteratur Frieda von Bülow's; bewusst spielt sie mit der Idee der Fremde als Experimentierraum für soziale Ansätze, auch Anknüpfungspunkt für emanzipatorisches Gedankengut (der weißen Frau). Die im Resultat, sprich in der Auflösung der jeweiligen Geschichte gezeigte postkolonial-klassenkritische Entschlüsselung ist besonders ergiebig aus der Perspektive der Geschlechterforschung. Eine plakative Politisierung des Schaustückes Frau tangierte die häusliche Sphäre als Domäne der Weiblichkeit; in diesem Sinne kommt es zu einer Öffnung des Privattraumes, die weiße Frau wird als Hüterin der Zivilisation stilisiert, der private Spiel- und Handlungsraum wird öffentlich; so ist die Frau an der Nationalitätsbildung beteiligt.

Der Fokus der feministischen Forschung auf die Ausschlussmechanismen der bürgerlich-patriarchalen Herrschaft verschleiert die gesellschaftliche Positionierung von Frauen, die zwar qua Geschlecht aus bestimmten gesellschaftlichen Bereichen ausgeschlossen wurden, aber aufgrund ihrer Klasse und der Zugehörigkeit zum nationalen Kollektiv bzw. der weißen `Rasse` eine privilegierte gesellschaftliche Stellung inne hatten. (Dietrich *Weißer Weiblichkeiten* 70)



Auch wenn die Frau prinzipiell aus vielen Vereinigungen, Parteien und Petitionen ausgeschlossen war, so erhielt sie doch unschätzbare Bedeutung als bestärkendes Publikum, als lohnende Instanz, als Impulsgeberin und Anstifterin im Geiste. Auch hier kann eine Instrumentalisierung des Frauenkörpers festgestellt werden: durch Gunstbezeugung beziehungsweise –entzug wirkt die Aristokratin indirekt an der Lenkung der Staatsgeschäfte und der politischen Richtungsweisung mit.

“Es ist leicht, Begeisterung zu erregen”, sagte Krome; „aber temperamentlose Menschen zu kraftvollem Handeln aufzurütteln, das ist eine Sisyphusarbeit. Ich freue mich, dass sie jetzt hier sind, gnädige Frau. Von dem Salon einer klugen und schönen Frau aus lässt sich am leichtesten Stimmung machen. Sie können uns jetzt mehr nützen als alle Männer. [...] Gerade, dass Sie Frau von Dietlas sind, ist uns nützlich. Das gibt Ihnen das gesellschaftliche Piedestal, das auch die hervorragendste Frau nötig hat, um wirken zu können.“ (FvB *ILV* 33-34)

Obwohl Bülow in ihrem Roman *Tropenkoller* die Essentialität der Zugehörigkeit zur Aristokratie zumindest für die weibliche Protagonistin noch ambivalent darstellt, kehrt sie in ihrem letzten Kolonialroman *Im Land der Verheißung* wieder zu einer starreren Kategorialisierung zurück. In der Konfusion und der Endzeitstimmung um die Jahrhundertwende bietet eine althergebrachte Gesellschaftsordnung Halt und Sicherheit. Erwähnt sei in diesem Zusammenhang auch das Stichwort der „Volksfamilie“ (Dietrich *Weißer Weiblichkeiten* 74), der die Aristokratin als Landesmutter allegorisch vorangestellt ist, tonangebend und sanktionierend in der Tugend-, Reinheit- und Sittenlehre. Das elitäre Frauenideal positioniert sich als Gegenfolie zur frivolen, nationalfeindlichen emanzipierten oder gar andersrassigen Frau. In ihr weichen „Weiberschwächen“ wie

„Ungeduld und Neugier“ (FvB *ILV1*) den Postulaten der Traditionspflege, der nationalen (und nationalistischen) Erziehung, und der weit gefächerten sozialen Dedikation als Hüterin und Wächterin alles puristisch Germanischen – ganz im Sinne eines „weibliche[n] Kulturimperialismus“. (Dietrich *Weißer Weiblichkeiten* 83)

Diese Vermischung und Überschneidung von öffentlichem und privatem Raum erschwert die feministische Analyse der Machtbeziehungen, die sich auf die Unterscheidung dieser Sphären konzentriert, in welcher Allison Blunt<sup>426</sup> den metaphorisch-kolonialen Kontext des Patriarchats reflektiert sieht. Diese Verortung<sup>427</sup> der Geschlechter auf der genderspezifischen „Landkarte“ innerhalb der staatlichen Lebensgemeinschaft zeigt territoriales Denken, da die Orte beziehungsweise Texte zwischen den Kulturen durch sexuell geladene Bilder und Analogien den heroischen Status des männlichen Kolonialisierers kreieren, jedoch zur genaueren Lokalisierung der Weiblichkeit (und deren gesellschaftlicher Rolle) innerhalb der Gemeinschaft wenig dienliche Koordinaten liefern. Im sozialen Geflecht der Kolonien wird dem mannigfaltigen Kaleidoskop der Frauenmuster noch ein weiteres hinzugefügt: als Partnerin des weißen Kolonialherren trumpfte sie über die schon lange in den Kolonien existierenden europäischen Frauenrollen der Missionarin und der Krankenschwester auf. Diese dominante Version der Frau in der Kolonie fungiert als Kontrollinstanz, und sanktioniert ein Bild von der männlichen Schwäche im sexuellen Bereich, ihrem Mangel an Selbstdisziplin und ihrem Wankelmut in aller Öffentlichkeit.

---

<sup>426</sup> Blunt, Allison (1994). „Introduction: Women’s Colonial and Postcolonial Geographies.“

<sup>427</sup> Bachmann-Medick, Doris (1996). „Texte zwischen den Kulturen: ein Ausflug in ‚postkoloniale Landkarten‘.“

Sie war seine zweite Frau. Die erste [...] war [...] an der Schwindsucht gestorben. “Er hat sie sehr geliebt”, dachte Maleen, “aber jetzt liebt er mich ebensosehr, und wenn ich bald stürbe, würde er eine dritte nehmen und die auch wieder vergöttern. [...] Er hat ein goldenes Herz; - aber ein Wanderherz! Die Liebe bleibt die gleiche, aber der Gegenstand kann ruhig wechseln. Ob alle Männer so sind? Ich glaube eigentlich: ja.“ (FvB *ILV* 22)

Als Achillesferse dieser pragmatischen und im Praktischen versierten Patriarchen werden ihr Wankelmüt, ihre Hitzköpfigkeit und ihre Launenhaftigkeit angeführt. Deshalb bedarf es der starken, überlegten und einfühlsamen Frau an ihrer Seite, die ausgleichend und beruhigend auf das Temperament des Dominus einwirken soll. Die Spiegelseite dessen war, dass die weiße gesellschaftlich privilegierte Frau über keinerlei unsittsame Triebe verfügte, die es zu bekämpfen und in Schach zu halten galt – ergo das Misstrauen und die Missgunst gegenüber den sinnlichen Frauen exotischen Ursprungs. Der Machterhalt der weißen Dominanz auf dem schwarzen Kontinent war tatsächlich an den weiblichen Körper gebunden, da nur die weiße Frau allein den Fortbestand der deutschen Herrscherrasse und damit der Kolonialherrschaft gewährleisten konnte.

Wie Dietrich ausführt, war Bülow in dieser neuen Sparte der Frauenbeschäftigung prägend; da sie das konservative Frauenbild des Wilhelminismus allgemein kritisierte, war sie auch mit dem erzwungenen zölibatären Missionarinnendasein in den Kolonien nicht einverstanden. Sie war maßgeblich beteiligt an der Gründung des säkularen deutschnationalen Frauenbundes, um innovativ den Frauen statt Selbstopferung, Verzicht auf Selbstbestimmung und Ausbeutung ein selbstbestimmtes, patriotisches Teilhaben an der kolonialen, und somit nationalen Sache zu ermöglichen. (Dietrich *Weiß*e

*Weiblichkeiten* 254-256) Dem Weiblichkeitsideal der Kolonialbewegung konnte Bülow jedoch nichts abgewinnen: Gattin, Hausfrau, Mutter – das waren Wertigkeiten, denen sie sich diametral gegenüber sah. Als typischen Verfechter dieser traditionellen Femität führt Frieda von Bülow Georg von Dietlas vor, der sich alleine an der – von ihm eingeforderten - kindlichen Niedlichkeit und lasziven Attraktivität seiner Frau ergötzt, ohne ihrem aufkeimenden Selbstgeltungsbedürfnis auch nur im Ansatz Achtung zu schenken. “Wie sie da aufrecht stehend durch das Tüllgewebe der Gardine schimmerte in dem langen weißen Nachtkleid und dem langen lockigen Haar kam sie ihm vor wie ein schöner seltsamer Vogel, der gegen die Gitter seines Käfigs flattert.“ (FvB *ILV* 23-24)

Die Freiin selbst sprach sich positiv über homosexuelle weibliche Lebensgemeinschaften aus, für eine freie Verfügungsgewalt der Frau über ihr Leben und ihren Körper. Das Motiv „der mutigen Farmerin“ (Walgenbach 162) in den Kolonien, das prinzipiell nach Bülows Geschmack war, erwies sich aber als Kolonialphantasie, wie Bülow in ihrer zweiten Afrikaperiode am eigenen Leibe erfahren musste. Die Verknüpfung kolonialistischer und nationalistischer Motive mit Geschlechtergrenzen überschreitenden bis emanzipierten Motiven ist ein Hinweis auf die komplexe Verschränkung von Geschlecht, Klasse und „Rasse“. An einzelne koloniale Motive waren emanzipative Hoffnungen geknüpft: Die Kolonien dienten auf vielschichtige Art und Weise als Projektionsfläche – auch für eine Emanzipation von Frauen.“ (Dietrich *Weißer Weiblichkeiten* 264)

Eine gewisse Agrarnostalgie mischt sich mit emanzipatorischen Klischees, und in Anknüpfung an die britische Romantik des Gentry, des rührigen aber beständigen Lebens des Landadels, kommt es zu einer ideologischen Aufwertung des harten und

entbehrungsreichen Plantagenlebens in den Kolonien; in den weißen Siedlergemeinschaften fernab des deutschen Festlandes sollte so der Rolle der arbeitenden Frau wieder mehr Wertschätzung zugemessen werden, die ihr im Zuge der Industrialisierung und der Fabriksystematik abhanden gekommen war. „Both women and colonised peoples functioned in economies which rested on their labour, and both were subject to ideologies which justified this exploitation. So both feminist and anti-colonial movements needed to challenge dominant ideas of history, culture and representation.” (Loomba 40) Der “mutigen Farmerin” wurden nicht nur administrative Steine in den Weg gelegt, auch durch gesellschaftlichen Druck wurde ihr ein selbstständiges Wirtschaften unmöglich gemacht. Um den sozialen Status quo zu erhalten, waren wirtschaftliche Repressalien nötig; hätten mehrere Frauen den Mut gehabt, sich wie Bülow über Eigentumsgesetze und Regulierungen hinwegzusetzen und ihr eigener “Herr” zu werden, so hätte dies die patriarchale Gesellschaftsstruktur stark gefährdet. So wurde der Erwerb von Besitztum und Immobilien den Frauen untersagt und ihnen ein unabhängiges Leben auf der Grundlage einer eigenen Einkommenslage verweigert. Ohne eine Neuregulierung der gesetzlichen Basis war es Frauen unmöglich, für sich selbst (und ihre Kinder) zu sorgen; noch immer waren die Erwerbs- und Eigentumsrechte von Frauen streng beschnitten: „As Engels<sup>428</sup> points out, the term “family” derives from “famulus”, which means slave. The status of women as individuals entered classical liberal theory as a

---

<sup>428</sup>Friedrich Engels (1820-1895), deutscher Philosoph, Gesellschaftstheoretiker und kommunistischer Revolutionär. Gemeinsam mit Karl Marx etablierte er die heute als Marxismus bezeichnete Gesellschafts- und Wirtschaftstheorie mit Themenschwerpunkten wie materialistisch-sozialistischem Gedankengut und dem Klassenkampf. 1845 publizierten sie ihr konzeptionalisiertes Theorieverständnis in der Monologie *Die heilige Familie*. Vor allem die Morallehre setzte sich das Philosophenduo auseinander, folgendes Zitat kann als Ergänzung zu obigem gesehen werden: „Die Moral war „stets eine Klassenmoral; entweder rechtfertigte sie die Herrschaft und die Interessen der herrschenden Klasse, oder aber sie vertrat, sobald die unterdrückte Klasse mächtig genug wurde, die Empörung gegen diese Herrschaft und die Zukunftsinteressen der Unterdrückten.“ *Eugen Dührings Umwälzung der Wissenschaft*, MEW [Marx-Engels-Werke] 20, S. 88.

central dilemma. If women, like slaves and children, were to be denied the rights to liberty and property ownership, ideological work had to be done.” (McClintock *Imperial Leather* 177)

In der zeitgenössischen Propaganda jedoch wurde die Ökonomie der kolonisierten Gebiete als idealisierte Gegenwelt zur Klassenhierarchie des Wilhelminischen Deutschlands gezeichnet, als Land der unbegrenzten Möglichkeiten. Nach eingehender Durchsicht der tatsächlichen Verhältnisse ist die „mutige Farmerin“ als Mythos und Wunschbild zu entlarven, da es ledigen Frauen so gut wie unmöglich gemacht wurde im Alleingang ihre Plantage zu bestellen, und die verheiratete Farmerin als Arbeitskraft in der Entscheidungsvollmacht ihrem Mann hinten anstand, also den gängigen Hierarchien entsprach. Auch im angeblichen Freiraum der Kolonien waren gesellschaftliche Position und monetärer Wohlstand gleichbedeutend mit Macht; wenn überhaupt konnten sich nur die aristokratischen und hochbürgerlichen Frauen in den Kolonien ein eigenständiges Leben schaffen – jedoch nicht als autogene Plantagenbewirtschafterin.

### **5.7. Reiseliteratur als elitäres „Feminotopia“**

Die Themen in einschlägigen Reiseschriften von Frauen im ausgehenden neunzehnten Jahrhundert müssen als definitiv genderbezogen gewertet werden, als „naturgemäß“ weiblicher Diskurs, der sich in der Beschreibung und Kreation von Fremderfahrung von denjenigen der Männer grundlegend unterscheidet, was Ernst Bloch mit dem „halbkolonialen Status“ der Frau umschreibt, wo der weibliche Körper im Grenzbereich der eigenen Kultur agiert. (Bovenschen 60) Das Repertoire der Autorinnen umfasst also Auftreten, Kleidung, Gehabe und Benehmen der fremdartigen Frauen,

relevante Details des häuslichen Lebens in der Ferne, Haushaltsführung und Ernährung, Erziehung von und Umgang mit Kindern, eheliche Bräuche und ganz generell den Stellenwert der Frau in der Gesellschaft.

So lässt sich die [...] Vereinnahmung [der Fremde] als die Grundlage der Frauenbewegungen des 18. bis 20. Jahrhunderts beschreiben. Für Westeuropäerinnen ist die Begegnung mit dem fremden Weiblichen [...] der Ursprung und die Wiege ihrer kollektiven Emanzipation. [...] Entfremdung und Fremdwerden heißt es aus der Perspektive [...] reisender Autorinnen daher im doppelten Sinne, [...] in eine interne Ambivalenz einzutreten, die es erlaubt, sich als Reisende und Schreibende vis-à-vis in einer exterioren Position dem fremden/eigenen Ort gegenüber zu plazieren und gleichzeitig in ihm zu sein. (Pelz 177)

Die Beschreibung der Fremde bezieht seine scheinbare Authentizität auf der Basis von autobiographisch autorisierten Erlebnisschilderungen und Augenzeugenberichten, die dann fortwährend im Schneeballsystem des Hörensagens weitergegeben werden. „So entsteht aus der deformierten (konfusen) Bildlichkeit eines sexualisierten Raumes und einer verräumlichten Frau ein mythisches System, das nie als isolierter, sondern stets als doppelter Anwesenheitsmodus Weiblichkeit und räumliches Vorstellungsvermögen repräsentiert [wird]“. (Pelz 20) Von diesem in ein bestimmtes Schema gezwängten Genre der weiblichen Reiseliteratur setzt sich Frieda von Bülow ab; zwar ergibt sich auch in ihrem Werk eine Scheinrealität, die sich durch empirische Belege nicht beglaubigen lässt. Auch in ihren Romanen ist es die ständige Wiederholung des nicht wirklich kausalen Zusammenhangs durch die sich die Begrifflichkeiten von Frau und des ihr zugewiesenen

Raums zu einer symbiotischen Einheit, zum als Realität empfundenen Mythos, verquicken: „Was dem Leser ermöglicht, den Mythos unschuldig zu konsumieren, ist, dass er in ihm kein semiologisches, sondern ein induktives System sieht. Dort, wo nur eine Äquivalenz besteht, sieht er einen kausalen Vorgang. Das Bedeutende und das Bedeutete haben in seinen Augen Naturbeziehungen.“ (Barthes 119) Frieda von Bülow versetzt Afrika in all seiner exklusiven Exotik in den Verständniszusammenhang ihrer eigenen aristokratischen Lebens- und Gefühlswelt; als Mitglied der Adelsklasse an elitäre Autorität gewöhnt, nimmt sie als Autorin eine kreative Schöpferposition ein, in der sie Fiktion und Realität vermischt. Diese narrative Strategie erfüllt ihren Zweck nicht nur als „Propagandaliteratur“, sondern auch im Entwurf einer spezifischen klassen- und gendertheoretischen Gesellschaftsordnung. Dieser klassenkategorische ästhetische Diskurs konstruiert die Ideologie eines „Femitopias“ der exklusiven gesellschaftlichen Elite, sowohl in der rhetorischen Ausgestaltung, als auch in den Subjekten der Präsentation. Nicht nur in ihren *Tagebuchblättern* korrigiert sie das aus Europa importierte Bild des unzivilisierten Kontinents und nimmt damit ihren Lesern die sprichwörtlichen Scheuklappen ab: Ihr koloniales Gesamtwerk als „Reisetext verknüpft multiple Diskurse, die durch die Akzentuierung von Geschlechts- und Klassenaspekten aus feministischer Sicht traditionelle, meist von Männern verfasste [...] Diskurse jener Zeit unterminieren.“ (Frederiksen „Blick in die Ferne“ 156) Der schriftstellerische Prozess delokalisiert, depolitisiert und enthistorisiert die Frau – nicht nur der fremden Kultur und abstrahiert sie aus ihrer jeweiligen ureigenen soziokulturellen Rolle. Idealerweise, so Frieda von Bülows Vision<sup>429</sup>, kommt es zu einem hybriden Verständnis – im Sinne einer Vermischung, nicht nur Überschneidung – inter- und intrakultureller

---

<sup>429</sup> Wie bisher gelten diese Aussagen für die dieser Arbeit zugrundeliegenden Bülow-Romane.



Geschlechterrollen. Binäres Denken und Grenzverwischung entlarven die angenommene Transparenz des gesellschaftlichen Rahmens als Illusion; jedoch erst in der Postmoderne, nicht zuletzt in der Konsequenz von Globalisierung und einer Vielfalt von Lebensformen und Weltanschauungen schlagen interdisziplinäre Diskurse eine Brücke zwischen feministischen und multikulturellen Denkrichtungen. Diese berücksichtigen die diskontinuierliche Natur einer nicht linearen Prozesshaftigkeit auf verschiedenen Ebenen; in diesem Sinne argumentiert auch Friederike Eigler in Anlehnung an Homi Bhabha, dass „(...) the only future of modern society and the nation-state lies in the disruption of its presumed homogeneity and unity by feminist and minority discourses. The need for this disruption is borne out by Germany’s “postcolonial” history.” (Eigler85) Diese hier – in Texten aus weiblicher Federführung - bereits anklingenden sexuellen Fantasien von Herrschaft und bedingungsloser Unterwerfung brachen sich in den Kolonien Bahn und die „laxe Moral“ der eingeborenen Frau wurde zum Gegenstück der ‚pure white woman‘ (Eigler 77) stilisiert. Es zeigt sich ein Kaleidoskop von Leidenschaften und Phantasien, die sich keineswegs an die oberflächliche Struktur des männlichen Eroberers und Besetzers halten; auch die (weißen) Frauen verstricken sich in den Fallstricken des Verlangens und des Übergriffes. Diese menschlich-animalischen Züge machen nicht an der Küste Afrikas Halt, tatsächlich infiltriert die Kolonialisierung als gewaltsame Inbesitznahme auch das deutsche Heimatland: die Frau der weißen Oberschicht ist im eigenen Land von ihrem Mann kolonisiert.

## **Reflexion & Ausblick**

Die vorliegende Dissertation widmete sich drei Autorinnen – Kaiserin Elisabeth von Österreich (1837-1898), Baronin von Suttner (1843-1914) und Freiin von Bülow (1857-1909) – mit dem Blick auf ihre historiographische Verwurzelung in der Aristokratie des ausgehenden 19. Jahrhunderts, ihre (autobiographischen) Werke und vor allem auf ihren jeweils individuellen „Sonderweg“ der Emanzipation. Das innovative Projekt dieser Arbeit war es, eben diesen emanzipatorischen „Sonderweg“ der literarisch tätigen Aristokratinnen anhand klassentheoretischer und literaturhistorischer Perspektiven herauszuarbeiten. Es wurde hier eine grundlegend innovative Konstellation von Autorinnen und Texten aufeinander bezogen; nicht nur führte die komparative Erarbeitung der jeweils individuell persönlichen Lebensläufe der Aristokratinnen in ihrer respektiven Einzigartigkeit zu summierbaren Erkenntnissen – neuartig war ebenso die Untersuchung ihrer Texte als Zeugnisse aristokratischen Frauenlebens und ihres Freiheitskampfes.

Kaiserin Elisabeth und Baronin Bertha von Suttner neé Gräfin Kinsky von Wchinitz und Tettau waren Angehörige der habsburgischen Donaumonarchie, Frieda Sophie Luise Freiin von Bülow eine Adelige des wilhelminischen Kaiserreiches. Die verschiedenen Kapitel dieser Dissertation haben gezeigt, dass die Korrelation der Konzepte von Gender und sozialer Klasse sich untrennbar in die kulturelle Realität der gesellschaftlichen Diskurse im habsburgischen und wilhelminischen Kaiserreich des ausgehenden 19. Jahrhunderts zusammenfügen. Thema und Anliegen der Arbeit war die kritische Analyse der aristokratisch-weiblichen Lebensbedingungen und wie diese sich auf der Textebene niederschlugen. Die Emanzipation der Frau ist eine Begrifflichkeit des

Prozesshaften, welche in der deutschsprachigen Gegenwartskultur mit der Geschichte der organisierten proletarischen und der bürgerlichen Frauenbewegung assoziiert wird, und die sich in der Fachliteratur nicht mit der Geschichte des sogenannten ersten Standes vermengt hat.<sup>430</sup> Im Rahmen des die Aristokratie beleuchtenden Interesses bezüglich der Frauenleben und der Frauenemanzipation, wird das Konzept des „Sonderweges“<sup>431</sup> für die hier dargelegten individuell-persönlichen Leistungen der Autorinnen eingeführt, was gleichzeitig den Unikatscharakter einer jeden dieser Biographien betonen soll. Bei der Analyse dessen, was hier zum Feld der literarisch verarbeiteten Frauenemanzipation gehört, orientierte ich mich an den drei diskurstheoretischen Kategorien der Gender studies, des New Historicism<sup>432</sup> und der postkolonialen Studien. Der Bezug der Aristokratinnen und deren Texte zueinander wurde außerdem als grundlegend intertextuell verstanden - unter der Prämisse, dass Text hier nicht nur das geschriebene Wort, sondern auch den zeitgeschichtlich-kulturellen Kontext meint. So entstehen und existieren literarische Produkte zu keiner Zeit in einem originären und hermeneutischen Vakuum, vielmehr sind sie konstruktiver Bestandteil der epochalen Diskurse und der kulturhistorischen Dialoge, die in Dependenz zueinander stehen. Die Transparenz, die die

---

<sup>430</sup> Siehe dazu Elke Frederiksen (1994): *Die Frauenfrage in Deutschland 1865-1915*. und Ute Gerhard (2009): *Frauenbewegung und Feminismus. Eine Geschichte seit 1789*.

<sup>431</sup> Wie bereits zu Beginn der Dissertation angeführt, entstammt der Begriff „Sonderweg“ historisch-politikwissenschaftlichen Diskursen. Es wird die These geführt, dass sich im Deutschland des 19. Jahrhunderts das Bürgertum als Träger und Installateur liberaler Ideen als zu schwach erwies. So erfolgte der Übergang von absolutistischer Monarchie zur Demokratie durch eine (von Reichskanzler Bismark geführte) Revolution „von oben“, eine Verhältnismäßigkeit, die sich angeblich nachteilig auf die weitere Entwicklung Deutschlands auswirkte.

<sup>432</sup> Im New Historicism konzentriert sich der Fokuspunkt auf linguistische, semantische und stilistische Aspekte literarischer Kunstwerke. Angewendet wird dazu weiterhin das traditionelle textnahe Lesen (nach den Prämissen der traditionellen Germanistik) in Verbindung mit dem Aufspüren kultureller Diskurse, der „Fäden“ der verschiedenen Disziplinen, die einen Text durchziehen und ihn mit der soziokulturellen Zeitgeschichte vernetzen (den Maximen der Cultural Studies folgend). Diese analytische Herangehensweise eruiert, dass die konstruktiven Elemente eines literarischen Texts gleichzeitig die Grundpfeiler des kulturellen (Kon-)Texts sind. Für detaillierte Ausführungen dazu siehe: Nünning, Ansgar (ed.), *Konzepte der Kulturwissenschaften*, Stuttgart: Metzler, 2003.

Folie der intertextuellen Dependenz zuläßt, erlaubt eine temporäre Außerkraftsetzung von hierarchisch-kanonischen Restriktionen und Wertungen in der Analyse von kontextuell verbundenen Subtexten an den marginalisierenden Rändern der einschlägigen Literaturwissenschaft. Die Terminologie des „Sonderweges“ wurde außerdem gewählt, um die semantischen Berührungspunkte der interpretierten Texte vor dem Hintergrund einer etablierten weiblichen Literaturtradition darzustellen. Vor allem bei den beiden habsburgischen Aristokratinnen handelt es sich um Persönlichkeiten, die auf charakteristisch-einzigartige Weise Teil des deutschsprachigen Kulturgutes im Sinne einer romantisierten Volkstümlichkeit sind<sup>433</sup>; außerdem entwickelten sie in ihren autobiographischen Schriften spezifische Schreibpraktika, die persönliche, geschichtliche sowie gesellschaftspolitische Ereignisse reflektierten und in der Konsequenz ihre emanzipatorischen Sonderwege literarisch fixierten.

In den Adelsstand wurde man hineingeboren, wie bei der Genderzuordnung hatte man darauf als Person – und als Frau schon gar – keinen Einfluß. Beide Ordnungskategorien sind soziopolitisch konzeptionalisiert und schematisiert, und somit existenzschaffende kulturpolitische Institutionen. Der Adel als kulturelles Phänomen wurde in der deutschsprachigen Literaturwissenschaft, beziehungsweise in den Kulturstudien<sup>434</sup> im Rahmen des 19. Jahrhunderts noch kaum beachtet. Während die

---

<sup>433</sup> Über beide gibt es auch filmisches Material: im Falle Suttners eine ernstzunehmende, literarisch-fundierte Reportage; im Falle Elisabeths eine Trilogie, die in den deutschsprachigen Ländern Kultstatus hat (noch heute werden die Sisi-Filme jedes Jahr an Weihnachten auf den öffentlich-rechtlichen Fernsehkanälen Deutschlands ausgestrahlt. Diese Filme trugen zum verfälschten und verkitschten Elisabethbild der breiten Bevölkerung bei. Über Elisabeth (die Kultfigur, nicht die reale Person!) gibt es ausserdem eine Zeichentrickserie für Kinder und ein Musical. Diese kommerzielle Auswertung der Kultfigur Sisi sehe ich als Bestätigung meiner These: der sich emanzipierenden Aristokratin muß ein besonderer Stellenwert in der Feminismusdebatte zugestanden werden, da sie im Mix aus Märchentraum, Skandalsucht und dem Faible für die oberen Zehntausend (heute nennt die Regenbogenpresse sie die „Schönen und Reichen“) eine große Masse interessieren und daher beeinflussen.

<sup>434</sup> Cultural Studies sind nicht mit Kulturwissenschaften gleichzustellen! Siehe dazu Teil 1 der Dissertation.

„modernen“ niederen Schichten in diesem Zusammenhang ergiebig und erschöpfend analysiert und interpretiert worden sind<sup>435</sup>, fehlt eine wissenschaftlich literaturtheoretische Aufarbeitung des ersten Standes, des Adels. Vielmehr liegt in vielen Fällen ein Faible für Nostalgie und Romantik einem Interesse an der Adelforschung zu Grunde, einer gesellschaftlichen Gruppe, die zu Beginn des 19. Jahrhunderts alle gesellschaftlichen Spitzenpositionen in Händen hielt: Staat, Regierung, Militär und Teile des Klerus waren der Aristokratie vorbehalten. Im Prozess der Modernisierung, der mit der industriellen Revolution ab der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts von statten ging, begann der dramatische Prozess der Konkurrenz - Kooperation und Konflikt - mit dem aufstrebenden Bürgertum, das schließlich den Niedergang des Adels in weiten politischen Dimensionen besiegelte. Versteht man die „Weltgeschichte“ als kanonisiertes Kompendium von Wissen und Tatsachen, so wurden diese doch aus der historischen Rückschau erstellt; die postmoderne Geschichtsschreibung erst hat sich dieses Faktums verantwortlich gezeigt und erkannt, dass die persönliche Geschichte - obwohl von der „Weltgeschichte“ verschieden - diese mosaikartig aus der Kollektion vieler individueller Privatgeschichten zusammenfügt. Besonders ergiebig bei der Spurensuche in der Vergangenheit sind die privaten Geschichten der privilegierten Schichten, und hier vor allem der Frauen, da sich an ihren Schicksalen und „weltfraulichen“ Aufzeichnung derselben die zeitgeschichtlichen Veränderungen der Vormoderne gegen Ende des 19. Jahrhunderts am besten ablesen lassen.<sup>436</sup>

---

<sup>435</sup> Wie etwa die Emanzipierung des Proletariats im Zusammenhang der Industrialisierung, der Führungsübernahme des Bürgertums.

<sup>436</sup> Von den hier behandelten Aristokratinnen zeigen sich die zeitgeschichtlich typischen nervösen, psychosomatischen Symptome, die Entfremdung und der „Weltenriß“ vorzüglich bei Kaiserin Elisabeth: Sie litt unter Depressionen und Magersucht, sie spielte mit Selbstmordgedanken und versuchte sich durch sportliche Überanstrengung zu betäuben. Skandalös war nicht nur ihre Gewohnheit zu rauchen, sie experimentierte sogar mit der damals neuen Modedroge Kokain (Hamann *Österreich* 101). Auch versuchte

Obwohl sich mein Fokus auf die Interrelation von aristokratischer Herkunft und Gender in Leben und Werk von Kaiserin Elisabeth, Baronin von Suttner und Freifrau von Bülow richtet, war es notwendig sich zunächst mit dem zeitgeschichtlichen gesellschaftspolitischen Panorama, als auch mit der Vorgeschichte und der Problematisierung der „Frauenliteratur“ vertraut zu machen. Unter Einbindung der Methodologien des „inneren“ Kolonialismus, eines vom Postkolonialismuskurs derivierten geschlechtsmuster-spezifisierenden Paradigmas, beschäftigte sich diese Arbeit mit Lebenswerk und -geschichte dieser drei Aristokratinnen; in der zeitgeschichtlichen Ausleuchtung ihrer autobiographischen Schriften und anderer literarischer Texte aus ihrer Feder, wurde versucht, in Verbindung mit Diskursen der Cultural Studies eine neue „Spezies“ in der literaturwissenschaftlichen Evolutionsgeschichte zu etablieren: die aristokratische Literatin des späten 19. Jahrhunderts.

Interpretationsversuche der literarischen Texte stießen immer wieder auf das problematische Gesellschaftsparadigma der schreibenden Aristokratin<sup>437</sup>: eine adelige Dame lädt zum Dinner; später schreibt sie darüber, sie kolportiert ihre Kenntnis um gesellschaftliche Rangordnungen, Machtverhältnisse und deren Verflechtungen in dem literarischen Plot ihres Werks. Ihr „Expertentum“ gibt ihrem Roman kommerzielle Präsenz und diskursive Autorität beim Lesepublikum, die sich generieren aus ihrer – angenommenen - Interaktion mit Potentaten des Staatszirkusses in der – wiederum

---

sie sich zu Lebzeiten als Ikone für Schönheit und Reinheit zu stilisieren, was sich auch in der Wahl ihrer Lieblingslektüre spiegelte: „Ihr moderner Lieblingsroman war Henry R. Haggards *She*: Die Geschichte der ägyptischen Königin, halb priesterliche Jungfrau, halb femme fatale, die zweitausend Jahre alt wurde, aber immer jung und schön blieb – so lange, bis sie ihre Jungfräulichkeit verlor und starb, zerstört durch die Liebe.“ (Hamann *Österreich* 88)

<sup>437</sup> Zur erneuten Verbildlichung der Problematik berufe ich mich auf eine Assoziation die O’Cinneide bemüht. (1)

angenommenen brisanten Einflußnahme auf das Regierungsgeschäft (und somit auch indirekt ihre Wirkung auf die lesende Öffentlichkeit). Muß nun diese Konversation als politischer Austausch definiert werden? Und, angenommen ein weiterer Gast - ein befreundeter bekannter Autor des Bürgertums - ist ihr bei der Veröffentlichung ihres Buches behilflich - macht das die persönlichen Kontakte der adeligen Gastgeberin gesellschaftlicher, politischer oder literarischer Art? Es scheint offensichtlich, dass in dieser hypothetischen Situation etwas vorstatten geht, das mehr ist als ein einfacher privater Gedankenaustausch. Aristokratinnen beider deutschsprachiger Kaiserreiche zum Ende des 19. Jahrhunderts erfuhren eine ganz spezielle Kombination von Genderbedingter Marginalisierung einerseits und Klassenprivilegien andererseits in ihrem Leben und Schreiben. Dieses Abendtafel-Szenario betrifft Frauen, deren gesellschaftliche Stellung sie regelmäßig in Kontakt brachte mit der mächtigen politischen, gesellschaftlichen und dynastischen Elite und besitzt so automatisch eine gewisse politische Brisanz und Bedeutung, die sich „normalsterbliche“ Zeitgenossinnen kaum vorstellen konnten. In der Auseinandersetzung mit den distinktiv gesellschaftspolitischen Erfahrungen, die Aristokratinnen in literarischen und politischen Sphären machten, eröffnen sich uns aus der Rückschau völlig neue Wege, auf denen wir diese Sphären auf neue Weise sehen können. Die Idee dieser Abendtafel offeriert ein hilfreiches Abstraktum für die Positionierung der schreibenden Aristokratin in Relation zu Diskursen der gesellschaftlichen Öffentlichkeit, Fragen der persönlichen und nationalen Identität, wie Hannah Arendt<sup>438</sup> treffend bemerkte: „As a table is located between those who sit around it [...] the public realm, as the common world, gathers us together [...] (Arendt

---

<sup>438</sup> (1906-1975) Bekannte deutsch-amerikanische politische Philosophin und Publizistin mit feministischem Einschlag.

35) in that curiously hybrid realm where private interests assume public significance that we call 'society' (Arendt 52).” Besagtes hybrides Kraftfeld bildete die Prädisposition der „Lebens-Reise“ von Kaiserin Elisabeth, Bertha von Suttner und Frieda von Bülow. Die Privilegien ihrer Klasse, die sie in vielen Aspekten ablehnten und kritisierten, waren es, die sie in die Lage versetzten, sich aus eigener Kraft ein Stück Freiheit zu erkämpfen, das es ihnen in zweiter Konsequenz ermöglichte, zum individuellen Leitbild der feministischen Emanzipation zu werden. Wenige generelle Aussagen lassen sich treffen über die individuell-einzigartigen Lebenswege der drei Ausnahमारistokratinnen; übereinstimmend war ihr höchstes Gut, ihre größte Passion die Selbstbestimmung als Frau, was Bülow in einer ihrer `Frauenovellen` folgendermaßen formuliert hat:

„Mein oberstes Lebensbedürfnis ist die Freiheit, [...] ich kann nicht das Leben hinnehmen, wie es zufällig kommt; mir selbst schaffen will ich es – gestalten nach meinem Bedarfe. Was ich dazu brauche, muß ich mir nehmen dürfen. So ist es herrlich! Meine Eltern wissen, daß ich nicht anders leben kann und mag, und sie lassen mich tun, was ich will. Opposition würde ihnen auch nichts helfen, denn ich bin fest entschlossen, mich nicht einengen zu lassen, dass ich, wollte man Zwang anwenden, morden würde. – Ja, sicher. Meine Brüder seufzen freilich darüber, daß ich so oft der Konvenienz ins Gesicht schlage. Aber ich mische mich ja auch nicht in ihre Wege zum Glück! Es lebt doch jeder, wie er seiner Natur nach muß.“ (FvB *Die schönsten Novellen* 38)

So äußerte sich eine Protagonistin einer Bülow-Novelle (die interessanterweise Andreas-Salomé nachempfunden und ihr von der Autorin gewidmet war), und faßte somit die individuell-freiheitliche Motivationsgrundlage der drei sehr besonderen aristokratischen



„Sonderwege“ zusammen: die Freiheit. Freiheit bedeutete jedoch für Bülow nicht dasselbe wie etwa für Kaiserin Elisabeth oder Bertha von Suttner, was in der Kontrastierung der drei Lebensansätze zu Tage tritt. Ihrer jeweiligen Einzigartigkeit muß Recht getan werden, was einen direkten Vergleich äußerst schwierig macht; interessant sind aber gerade diese Differenzen und Brüche, die sich, ebenso wie die Gemeinsamkeiten, zu relevanten Befunden zusammenfügen. Die Kaiserin suchte die Freiheit im Rückzug in die Privatsphäre. In der Erschaffung einer Phantasiewelt und im Reisen suchte sie Zuflucht, die sich nach dem Selbstmord ihres Sohnes in eine regelrechte Flucht wandelte. Ganz im Gegenteil dazu erstrebte Bertha von Suttner die Freiheit sich öffentlichkeitswirksam für ihre soziopolitische Überzeugung einsetzen zu können. In pazifistisch, wie auch frauenemanzipatorisch motivierten Schriften und Auftritten manifestierte sich ihre individuelle Unabhängigkeit. In Frieda von Bülows Augen lag die Freiheit im Aufbrechen konservativer Frauenrollen (wie der Mutter, der Ehefrau und der Missionarin); eine Abstraktion von neuen frauenemanzipatorischen Denkmustern und dem Dringlichkeitsgefühl sich für die nationale Sache der Kolonien einsetzen zu wollen, formulierte sie in ihrer persönlichen Freiheitsideologie. Sie verwendete sich für eine gesellschafts- und kulturpolitische, wie auch eine politische Erweiterung des Betätigungsfeldes der Frau der deutschen Elite.

Die hier thematisierten adeligen Pionierinnen hielten nichts von der bürgerlichen organisierten Frauenbewegung, die ihnen als dem patriarchalen hierarchischen System angepasst und untergeordnet vorkam; sie zogen aus im Versuch, sich von den sie – aufgrund ihres Geburtstrechts - erdrückenden sozialen Restriktionen freizumachen. Alle drei fanden ihren emanzipatorischen „Sonderweg“ auf Reisen; ihre jeweils spezifischen

Reisemethoden, wie auch ihre Reiseziele waren ihnen allerdings nur greifbar, weil sie der aristokratischen Elite angehörten. Bülow und Suttner traf das Schicksal der im 19. Jahrhundert rapide voranschreitenden Verarmung und des politischen Importanzverlustes alteingesessener Adelsgeschlechter. Die soziokulturelle Relevanz der Adelsprädikate hingegen wog nach wie vor schwer, und ohne diese wäre ihnen eine Befreiung und ein Hinwegsetzen über gesellschaftliche Normen<sup>439</sup> und finanzielle Engpässe nicht möglich gewesen. Im Falle der österreichischen Kaiserin verhielt es sich etwas anders: zwar hatte sie nie monetäre Schwierigkeiten zu durchleben, aber sie befand sich als Herrschergemahlin eines der größten Reiche europäischer Geschichte stets auf dem Präsentierteller. Ein Privatleben, wie sie es wünschte, gab es für sie nicht. Durch ihren eisernen Willen und ein gekonntes Einsetzen von weiblichen Attributen wie Koketterie und Schönheit erzwang sie einen Weg aus der sie erstickenden Etikette. Ihrem „Sonderweg“ kommt vermutlich der höchste Stellenwert zu, da sie eben nicht in der Menge untertauchen konnte, und auch ihre Abwesenheit von Hof und Reich aufmerksam verfolgt wurde. Als Landesmutter, oder eben als Negativ zu dieser Rolle, setzte sie einen neuen Trend, eine frauenemanzipatorische Sonderleistung, die bis heute nichts an ihrer Aussagekraft verloren hat. Aus ihrer gesellschaftlichen privilegierten Stellung leiteten sie eine subjektiv-private Selbstbedeutung ab, eine Ich-Bezogenheit, die nötig war, um sich über die Grenzziehungen von Familie und Gesellschaft hinwegzusetzen. In der Verfolgung ihrer individuell-persönlichen Prioritäten wurde ihnen allen Egoismus zum

---

<sup>439</sup> Bertha von Suttner raffte sich auf, den Kampf mit den Gebrechen und der Behäbigkeit des Alterns aufzunehmen. Als doch sehr voluminöse Fünfzigjährige lernte sie das Radfahren. „Einer der Diener des Schlosses wurde zu meinem Lehrer befördert. Er half mir auf das Ding hinauf und ich fiel herunter. Wieder hinauf, wieder hinab, so etwa zwanzigmal hintereinander. Das war die erste Lektion. [...] Dabei wurde mir so wohl, das Blut zirkulierte in erfrischter Kraft, das Dahinsausen empfand ich als wirkliche Wonne, mit den Mattigkeitsanfällen war´s aus, ich wurde schlanker und hatte mitunter das Gefühl, als ob mir Jugend durch die Adern strömte.“ (Suttner 26.3.1898; Tagebuch Bertha von Suttners, bei UNO, Collection Suttner-Fried, Eintrag vom 26.3.1898).

Vorwurf gemacht: „The egocentrism of woman would also be a symptom of historical powerlessness, of a consciousness which sees women as a gender, as a sexual class, in the spiritual and material backyard of life and does not set many hopes on the alliance with other women – besides sharing some common ground as have-nothings, decide-nothings, living in a glamorousless state.” (Thürmer-Rohr 27) In dem Falle der Kaiserin, der Baronin und der Freiin war es wohl eher der – trotz aller Hindernisse und Wagnisse – glamouröse Lebensstil.

Diese „abgedrängten“ adeligen Frauen schufen sich ihre eigenen Topographien<sup>440</sup>, sie erschlossen neues Land, nicht nur auf der Landkarte der Geschlechter, sondern auch der Klassen: sie verzeichneten das jungfräuliche Land der sich emanzipierenden (und diese Erhebung literarisch fixierenden) Aristokratin. In ihren Reisen erlangten sie die nötige Distanz<sup>441</sup>, um die Verhältnisse im wilhelminischen Deutschland, beziehungsweise in Metternichs Österreich, in Augenschein zu nehmen, sie zu kritisieren und in ihren Schriften – zumindest theoretisch oder imaginär – Auswege für die zuhause gebliebenen Geschlechtsgenossinnen aufzuzeigen.<sup>442</sup> Die Intention ihrer Reisen, die individuell motiviert und nicht Vergnügungsreisen im herkömmlichen Sinne waren, widmete sich einem inneren Wachsen und Selbstverwirklichen, weniger dem tatsächlichen Erforschen und Erkunden fremder Geographien. Die Phantasie einer autarken Frauenexistenz in der

---

<sup>440</sup> „Topographien der Geschlechter“ ist eine Begrifflichkeit, die Sigird Weigel in ihren Gender-sensitiven Abhandlungen münzte.

<sup>441</sup> Kaiserin Elisabeth verbrachte nach dem Suizid ihres Sohnes 1889 etwa elf Monate pro Jahr auf Reisen (siehe Illustration dazu im Anhang der Dissertation). Suttner befand sich 9 Jahre lang im selbstgewählten Exil in Georgien und bereiste im Zuge ihrer Pazifismuslesungen z.B. die USA. Bülow unternahm größere Reistouren innerhalb Europas (Italien (prä-Afrika) und Rußland (post-Afrika)), abgesehen von ihren beiden Afrika-Touren.

<sup>442</sup> „Anderen Frauen, die nicht reisen konnten, war zumindest imaginäres Reisen möglich, das durch die Fülle von Reiseliteratur angeregt wurde. [...] Die Anzahl solcher Veröffentlichungen hat sich in den Jahren 1770-1800 verfünffacht, während die allgemeine Buchproduktion sich etwas mehr als verdoppelte.“ (Frederiksen *Reiseliteratur* 148).

Fremde – ein in weiten Gesellschaftskreisen protegiertes koloniales Wunschbild – im Sinne einer feministisch-emanzipatorischen Befreiung muß als territoriale Metapher entlarvt werden, da auch das neue „jungfräulich-unberührte“ Land der Kolonien bereits von Männern in Besitz genommen wurde. Sowohl das *Poetische Tagebuch* (geschrieben 1885-1889), wie auch Suttners *Memoiren* (1909) und ganz bestimmt Bülow's *Reiseskizzen* (1889) bezeugen Ansätze feministischer Liberation, die jedoch von Anfang an rein subjektiv auf die eigene Person und Lebensgeschichte limitiert waren. Was bleibt, sind die zur Legende gewordenen emanzipatorischen „Sonderwege“ dreier aristokratischer Pionierinnen, die sich in ihren (autobiographischen) Schriften selbst zeitüberdauernde Monumente setzten – Kaiserin Elisabeth formulierte diese Sehnsucht bereits 1853. Die erwachsene Kaiserin stellte das folgende Gedicht aus ihrer Verlobungszeit dem Band „Winterlieder“ im poetischen Tagebuch als Widmung voraus:

O Schwalbe, leih´ mir deine Flügel,/ O nimm mich mit ins ferne Land,  
Wie selig sprengt´ ich alle Zügel,/ Wie wonnig jedes fesselnd´ Band!  
Und schwebt´ ich frei mit dir dort oben/ Am ewig blauen Firmament,  
Wie wollte ich begeistert loben/ Den Gott, den man die Freiheit nennt.  
(Elisabeth 143)

## Bibliography

### Primärtexte:

Bülow, Frieda. *Reiseskizzen und Tagebuchblätter aus Deutsch-Ostafrika*. Berlin: Walther & Apolant, 1889. Print.

[Hammerstein, Katharina von. Ed. *Frieda Freiin von Bülow: Reiseskizzen und Tagebuchblätter aus Deutsch-Ostafrika*. Ed. Katharina von Hammerstein. Berlin: Trafo, 2012. Print. ]

---. *Die schönsten Novellen der Frieda von Bülow über Lou Andreas-Salomé und andere Frauen*. Frankfurt a. M.: Ullstein, 1990. Print.

---. *Im Lande der Verheissung*. 3. Auflage. Dresden: Carl Reissner Verlag, 1907. Print.

---. *Tropenkoller. Episode aus dem deutschen Kolonialleben*. 3. Auflage. Berlin: Fontane & Co, 1905. Print.

---. „Allerhand Alltägliches aus Deutsch-Ostafrika“. *Die Frau. Monatsschrift für das gesamte Frauenleben unserer Zeit*. Helene Lange (Hrsg.). 2./3. Jahrgang. Berlin: 1894/95.

Heine, Heinrich. *Buch der Lieder*. Bernd Kortländer (Hrsg.). Stuttgart: Reclam, 2003. Print.

---. *Atta Troll. Ein Sommernachtstraum*. Stuttgart: Reclam, 1977. Print.

Kaiserin Elisabeth. *Das poetische Tagebuch*. Ed. Brigitte Hamann. Wien: Österreichische Akademie der Wissenschaften“, 2003. Print.

- Reuter, Gabriele. *Aus guter Familie. Leidensgeschichte eines Mädchens*. Berlin: Fischer, 1895. Print.
- Suttner, Bertha von. *Das Maschinenzeitalter. Zukunftsvorlesungen über unsere Zeit*. Düsseldorf: Zwiebelzwerg Verlagsgesellschaft, 1983. Print.
- . *Barbarisierung der Luft*. Berlin: Friedenswarte Verlag, 1912. Print.
- . *Daniela Dormes*. Dresden: Pierson, 1914. Print.
- . *Die Waffen nieder! Eine Lebensgeschichte*. Dresden: Piersons Verlag, 1901. Print.
- . *Die Haager Friedenskonferenz. Tagebuchblätter*. Dresden: Pierson, 1900. Print.
- . *Der Menschheit Hochgedanken*. Berlin: Friedenswarte Verlag, 1911. Print.
- . *Es Löwos. Eine Monographie*. Dresden: Piersons Verlag, 1894. Print.
- . *High Life*. München: Heinrichs, 1886. Print.
- . *Inventarium einer Seele*. Wien: Metroverlag, 2010. Print.
- . *Die Waffen nieder. Eine Lebensgeschichte*. Husum: Verlag der Nation, 2006. Print.
- . *Lebenserinnerungen*. 2. Auflage. Berlin: Verlag der Nation, 1969. Print.
- . *Memoiren*. Whitefish: Kessinger Pub Co, 2010. Print.
- . *Neue Illustrierte Zeitung*. 1885, II. Bd. 556 -558. Print.
- . „Kaukasische Frauen“. *Deutsche Revue*. 1885. Print.

Sekundärtexte:

Abret, Helga. "Frieda von Bülow". *Lexikon deutschsprachiger Epik und Dramatik von Autorinnen (1730-1900)*. Ed. Loster-Schneider, Gudrun, und Gaby Pailer. Tübingen: Francke Verlag, 2006. 71-74. Print.

Adams, John Quincy. "Diary" in: Reel 27, Microfilm of the Adams Papers, owned by the Adams Manuscript Trust and deposited in the Massachusetts Historical Society. Boston: Massachusetts Historical Society, 1954-59. Print.

Adams, Louisa Catherine. "Adventures of a Nobody" in Reel 269, Microfilms of the Adams Papers, owned by the Adams Manuscript Trust and deposited in the Massachusetts Historical Society. Boston: Massachusetts Historical Society, 1954-59. Print.

Agonito, Rosemary. *History of Ideas on Woman. A Source Book*. New York: Perigee Books, 1977. Print.

Ahmad, Aijaz. *In Theory. Classes, Nations, Literatures*. London: Verso, 1992. Print.

Alba, Herzog von. *Lettres familières de l'impératrice Eugénie*. Paris: Galimard, 1935. Print.

Ames, Eric, Marcia Klotz, und Lora Wildenthal. *Germany's Colonial Pasts*. Lincoln: Nebraska UP, 2005. Print.

- Amtmann, Karin. *Die politischen Geschäfte der Kaiserin Elisabeth von Österreich*. Regensburg: Pustet Verlag, 1998. Print.
- Anderson, Linda. "Autobiography and Personal Criticism." *A History of Feminist Literary Criticism*. Ed. Gill Plain, und Susan Sellers. Cambridge: Cambridge UP, 2007. 138-153. Print.
- Anderson, Monica. *Women and the Politics of Travel, 1870-1914*. Danvers: Rosemont Publishing, 2006. Print.
- Andreas-Salomé, Lou. *Lebensrückblick*. Frankfurt a.M: Insel Verlag, 1974. Print.
- Annerl, Charlotte. „Die Töchter der Bertha von Suttner: Pazifistische Schwesterlichkeit.“ *Friede- Fortschritt - Frauen: Die Friedensnobelpreisträgerin Bertha von Suttner auf Schloß Harmannsdorf*. Internationaler Bertha-von-Suttner-Verein: 2007. 143-155 Print.
- Antor, Heinz. „Eurozentrismus“. *Metzler Lexikon Literatur- und Kulturtheorie*. Stuttgart: Metzler, 2001. 162. Print.
- Arendt, Hannah. *The Human Condition*. Chicago: Chicago UP, 1998. Print.
- Arenz, Bärbel, und Gisela Lipsky. *Mit Kompass und Korsett. Reisende Entdeckerinnen*. Cadolzburg: Ars Vivendi, 2006. Print.
- Arnim, Bettina von, und Friedrich Wilhelm IV. *Bettine von Arnim und Friedrich Wilhelm IV: Ungedruckte Briefe und Aktenstücke*. Ed. Ludwig Geiger. Frankfurt am M: Rütten und Loening, 1902. Print.



Ashcroft, Bill, Gareth Griffiths, und Helen Tiffin. *The Postcolonial Studies Reader*. New York: Routledge, 1995. Print.

Bachmann-Medick, Doris, „Texte zwischen den Kulturen: ein Ausflug in ‚postkoloniale Landkarten‘“. *Literatur- und Kulturwissenschaften, Positionen, Theorien, Modelle*. Ed. Hartmut Böhme und Klaus Scherpe. Reinbek: Rowohlt, 1996. Print.

---. “Literatur – ein Vernetzungswerk.” *Kulturwissenschaft: Felder einer prozeßorientierten wissenschaftlichen Praxis*. Eds. Heide Appelsmeyer und Elfriede Billmann-Mahecha. Weilerswist: Velbrück Wissenschaft, 2001. 215-239. Print.

Baldwin, Elaine, Brian Longhurst, Scott McCracken, Miles Ogborn, und Greg Smith. *Introducing Cultural Studies*. Athens: Georgia U.P, 1999. Print.

Bammer, Angelika, „Interrogating Germanness: What’s Literature Got to do with It.“ *A User’s Guide to German Cultural Studies*. Eds. Scott Denham, Irene Kacandes. Ann Arbor: University of Michigan Press, 1997. Print.

---. *Displacements: Cultural Identities in Question*. Indiana UP, 1994. Print.

Banerjee, Sukanya. „Lady Mary Montagu and the ‚Boundaries of Europe‘“. *Gender, Genre, & Identity in Women’s Travel Writing*. Ed. Kristi Siegel. New York: Peter Lang, 2004. 31-54. Print.

Bankl, Hans. *Der Pathologe weiß alles..., aber zu spät!* Wien: Kremayr & Scheriau, 1997. Print.

- Barrès, Maurice: „Eine Kaiserin der Einsamkeit“. Christomanos, Constantin. *Elisabeth von Österreich. Tagebuchblätter von Constantin Christomanos*. Ed. Verena von der Heyden-Rynch. München: Matthes & Seitz, 1983. 185-190. Print.
- Barry, Anne-Marie, and Chris Yull. *Understanding Health. A Sociological Introduction*. London: Sage Publications, 2002. Print.
- Barthes, Roland. *Mythen des Alltags*. Frankfurt a. M: Suhrkamp, 1964. Print.
- Bassnett, Susan. „Travel writing and gender.“ *The Cambridge Companion to Travel Writing*. ED. Peter Hulme, und Tim Youngs. Cambridge: UP, 2002. 225-241. Print.
- Bauer, Franz. *Das ‚lange‘ 19. Jahrhundert (1789-1917). Profil einer Epoche*. Stuttgart: Reclam, 2004. Print.
- Bäumer, Gertrude. „Nachruf“. *Die Frau. Monatsschrift für das gesamte Frauenleben unserer Zeit*. Ed. Helene Lange. 16. Jahrgang. Heft 7. Berlin: 1909.
- Baumgart, Hildegard. „Ursprünge“. *Bettine Brentano und Achim von Arnim. Lehrjahre einer Liebe*. Ed. Hildegart Baumgart. Berlin: Berlin Verlag, 1999. 21-58. Print.
- Beauvoir, Simone de. *The Second Sex*. New York: Vintage Books, 1974. Print.
- Bechhaus-Gerst, Marianne, und Mechthild Leutner. Ed. *Frauen in den deutschen Kolonien*. Berlin: Links Verlag, 2009. Print.

- Becker-Cantarino, Barbara. "Frauenliteratur." *Metzler Lexikon Gender Studies Geschlechterforschung. Ansätze – Personen – Grundbegriffe*. Ed. Renate Kroll. Stuttgart: Metzler, 2002. 123-125. Print.
- Benhabib, Seyla. „The Personal is not the Political“. *Boston Review*. October-November 1999. Print.
- . *The Claims of Culture: Equality and Diversity in the Global Era*. Princeton: Princeton UP, 2002. Print.
- Benjamin, Walter. "Über den Begriff der Geschichte". *Gesammelte Schriften*. Ed. Rolf Tiedemann, und Hermann Schweppenhäuser. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1980. Bd I.2. Print.
- . „Erotische Erziehung“. *Gesammelte Schriften*. Ed. Theodor W. Adorno et al. Band II. Frankfurt a.. M.: Suhrkamp, 1991. Print.
- Benthien, Claudia, und Velten, Hans Rudolf. Ed. *Germanistik als Kulturwissenschaft. Eine Einführung in neue Theoriekonzepte*. Hamburg: Rowohlt, 2002. Print.
- Berghold, Josef. „Männerfantasien über eine selbstbewußte Frau. Bertha von Suttner in den Illustrationen satirischer Zeitschriften.“ „*Gerade weil Sie eine Frau sind...*“, *Erkundungen über Bertha von Suttner, die unbekannte Friedensnobelpreisträgerin*. Ed. Laurie Cohen. Wien: Braumüller, 2005. 195-227. Print.

- Berman, Nina. *Orientalismus, Kolonialismus und Moderne. Zum Bild des Orients in der deutschsprachigen Kultur um 1900*. Stuttgart: Metzler, 1997. Print.
- Berman, Russel. *Enlightenment or Empire: Colonial Discourse in German Culture*. Nebraska UP, 1998. Print.
- Bernecker, Walther. *Europa zwischen den Weltkriegen*. Stuttgart: Ulmer Verlag, 2002. Print.
- Bernstorff, Clara von "Das Kocherl". *Den deutschen Frauen. Gedichte*. Masch. Manuskripte (o.J.), in : Gräflich Bernstorffsche Bibliothek Gartow. 483, Fußnote 150. Print.
- Bertschik, Julia. „Frieda Freiin von Bülow.“ *Lexikon deutschsprachiger Epik und Dramatik von Autorinnen (1730-1900)*. Ed. Gudrun Loster-Schneider, Gaby Pailer. Tübingen: Francke Verlag, 2006. 69-71. Print.
- Besser, Stephan. *Tropenkoller. Zur Psychopathologie des deutschen Kolonialismus*. <http://www.sopos.org/aufsaeetze/469c207f2308e/1.html>. 30. September 2012.
- Beutin, Klaus, et al. *Deutsche Literaturgeschichte. Von den Anfängen bis zur Gegenwart*. Stuttgart: Metzler, 2001. Print.
- Bhabha, Homi. "Cultural Diversity and Cultural Differences." *The Postcolonial Studies Reader*. Ed. Bill Ashcroft, Gareth Griffiths, und Helen Tiffin. New York: Routledge, 1995. Print.

---. *Nation and Narration*. London: Routledge, 1993. Print.

Biermann, Ingrid. *Die einfühlsame Hälfte. Weiblichkeitsentwürfe des 19. und frühen 20. Jahrhunderts in Familienratgebern und Schriften der Frauenbewegung*. Bielefeld: Kleine Verlag, 2002. Print.

Bird, Stephanie. *Women Writers and National Identity*. Cambridge: Cambridge University Press, 2003. Print.

Blackwell, Jeannine, und Susanne Zantop. Ed. *Bitter Healing. German Women Writers 1700-1830. An Anthology*. Lincoln: University of Nebraska Press, 1990. Print.

Bland, Caroline, und Elisa Müller-Adams. Ed. *Frauen in der literarischen Öffentlichkeit 1780-1918*. Bielefeld: Aisthesis Verlag, 2007. Print.

Blank-Eismann, Marie. *Sissi. Der verfilmte Roman*. Hamburg: Deutscher Literaturverlag, 1989. Print.

Bloch, Ernst. *Erbschaft dieser Zeit*. Berlin: Suhrkamp, 1962. Print.

Blunt, Allison, „Introduction: Women’s Colonial and Postcolonial Geographies“. *Writing Women and Space. Colonial and Postcolonial Geographies*. Ed. Allison Blunt und Rose Gillian. New York: Guilford Press, 1994. Print.

Blunt, Wilfrid. *König Ludwig II. von Bayern*. München: Heyne, 1970. Print.

Boden, Petra, “Political Writing and Women’s Journals: the 1848 Revolutions”. *A History of Women’s Writing in Germany, Austria and Switzerland*. Ed. Jo Catlin. New York: Cambridge University Press, 2000. Print.

- Boehn, Max von. *Die Mode. Menschen und Moden im neunzehnten Jahrhundert. Nach Bildern und Kupfern der Zeit 1843-1878*. München: F. Bruckmann A.G., 1908. Print.
- Boetcher Joeres, Ruth-Ellen. *Respectability and Deviance. Nineteenth-Century German Women Writers and the Ambiguity of Representation*. Chicago: Chicago UP, 1998. Print.
- Böttger, Fritz. Ed. „Einleitung“. *Bertha von Suttner Lebenserinnerungen*. Berlin: Verlag der Nation, 1969. 5-33. Print.
- Bourdieu, Pierre. „Ehre und Ehrgefühl. Drei Studien kabyllischer Ethnologie“. *Entwurf einer Theorie der Praxis auf der ethnologischen Grundlage der kabyllischen Gesellschaft*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1979. Print.
- Bovenschen, Silvia. *Die imaginierte Weiblichkeit. Exemplarische Untersuchungen zu kulturgeschichtlichen und literarischen Präsentationsformen des Weiblichen*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1980. Print.
- Bramsted, Ernest. *Aristocracy and the Middle-Class in Germany. Social Types in German Literature 1830-1900*. Chicago: University of Chicago Press, 1964. Print.
- Braun, Christina von. *Nicht ich. Logik, Lüge, Libido*. Frankfurt a. M.: Neue Kritik, 1990. Print.
- . und Inge Stephan. Ed. *Gender Studien, eine Einführung*. Stuttgart: Metzler, 2006. Print.

- . „Der Einbruch der Wohnstube in die Fremde“. *Vortrag im Kunstmuseum Bern. 10. Mai 1987*. Ed. G.J. Lischka. Bern: Benteli, 1987. Print.
- Brinker-Gabler, Gisela. Ed. *Kämpferin für den Frieden: Bertha von Suttner. Lebenserinnerungen, Reden und Schriften. Eine Auswahl*. Frankfurt a. M.: Fischer Taschenbuch, 1986. Print.
- . “Die Schriftstellerin in der deutschen Literaturwissenschaft: Aspekte ihrer Rezeption von 1835 bis 1910”. *Die Unterrichtspraxis/ Teaching German*, Bd. 9, Nr. 1, 1976. 237-266. Print.
- Buikema, Rosemarie, und Anneke Smelik. Ed. *Women’s Studies and Culture. A feminist Introduction*. London: Zed Books, 1995. Print.
- . “Windows In a Round House: Feminist Theory”. *Women’s Studies and Culture. A feminist Introduction*. Ed. Rosemarie Buikema, und Anneke Smelik. London: Zed Books, 1995. 3-13. Print.
- Bürger, Christa. *Leben Schreiben. Die Klassik, die Romantik und der Ort der Frauen*. Stuttgart: Metzler, 1990. Print.
- Burkhard, Marianne. Ed. *Gestaltet und Gestaltend. Frauen in der deutschen Literatur*. Amsterdam: Amsterdamer Beiträge zur Neueren Germanistik, 1980, Bd. 10. Print.
- Busch, Andrea. "sportsfrauen.de." N.p., n.d. Web. 14 März 2011. <<http://www.sportsfrauen.de/historisches/antike.html>>.

- Butler, Judith. *Gender Trouble: Feminism and the Subversion of Identity*. New York: Routledge, 1990. Print.
- . *Bodies that Matter: On the Discursive Limits of Sex*'. New York: Routledge, 1993. Print.
- Caine, Barbara, und Glenda Sluga. *Gendering European History, 1780-1920*. London: Leicester UP, 2000. Print.
- Carmen Sylva (H.M. Queen Elisabeth of Roumania). *From Memory's Shrine. The Reminiscences of Carmen Sylva*. Ed. Edith Hopkirk. Philadelphia: Lippincott Company, 1911. Print.
- . *A Real Queens Fairy Tales*. Chicago: Davis and Company, 1901. Print.
- . "Fornica". *The Queen's Mirror. Fairy Tales by German Women, 1780-1900*. Ed. Shawn Jarvis, und Jeannine Blackwell. Lincoln: Nebraska UP, 2001. Print.
- . *Mein Penatenwinkel*. Frankfurt a/M: Minjon, 1908. Print.
- . *Briefe einer einsamen Königin*. München: Braun und Schneider, 1916. Print.
- Catling, Jo. *A History of Women's Writing in Germany, Austria and Switzerland*. New York: Cambridge University Press, 2000. Print.
- Chambers, Helen. *Humor and Irony in Nineteenth-Century German Women's Writing*. Rochester. Camden House, 2007. Print.



- Christomanos, Constantin. *Elisabeth von Österreich. Tagebuchblätter von Constantin Christomanos*. Ed. Verena von der Heyden-Rynsch. München: Matthes & Seitz, 1983. Print.
- Cioran, E.M. „Sissi oder die Verwundbarkeit“. *Elisabeth von Österreich*. Ed. Verena von der Heyden-Rynsch. München: Matthes & Seitz, 1983. Print.
- Cohen, Laurie. Ed. „Gerade weil Sie eine Frau sind...“, *Erkundungen über Bertha von Suttner, die unbekannte Friedensnobelpreisträgerin*. Wien: Braumüller, 2005. Print.
- Colebrook, Claire. “Feminist Criticism and Poststructuralism.” *A History of Feminist Literary Criticism*. Ed. Gill Plain, und Susan Sellers. Cambridge: Cambridge UP, 2007. 214-234. Print.
- Confino, Alon. *Germany as a Culture of Remembrance: Promises and Limits of Writing History*. North Carolina UP, 2006. Print.
- Conte Corti, Egon. *Elisabeth von Österreich. Tragik einer Unpolitischen*. München: Heyne, 2001. Print.
- Cormican, Muriel. *Women in the works of Lou Andreas-Salomé: Negotiating Identity*. Rochester: Camden House, 2009. Print.
- Coward, Rosalind. “Are Women’s Novels Feminist Novels?” *The New Feminist Criticism. Essays on Women, Literature, and Theory*. Ed. Elaine Showalter. New York: Pantheon Books, 1985. 225-239. Print.

- Crawford, Julie. "The Case of Lady Anne Clifford; or, Did Women Have a Mixed Monarchy?" *PMLA*, Oct. 2006 Vol. 121, Nr. 5. 1682-1689. Print.
- Daimler, Renate. *Diana & Sisi. Zwei Frauen – ein Schicksal*. Wien: Deuticke, 1998. Print.
- David, Jakob. *Die Zeitung*. Frankfurt a. M: Rütten & Loening, 1906. Print.
- Davis, Anita. *Women Nobel Peace Prize Winners*. Jefferson: McFarland & Co., 2006. Print.
- Davis, Helen. *Understanding Stuart Hall*. London: Sage Publications, 2004. Print.
- Davis, George. "Introduction. The Romance of a Queen – A Lifestory as Wonderful as a Fairy Tale." *A Real Queen's Fairy Tales*. Carmen Sylva. Chicago: Davis and Company, 1901. v-xiv. Print.
- Denham, Scott, und Irene Kacandes. Ed. *A User's Guide to German Cultural Studies*. University of Michigan Press, 2000. Print.
- Derrida, Jacques. *Of Grammatology*. Baltimore: John Hopkins UP, 1998. Print.
- Derrida, Jacques. *Writing and Difference*. Ed. Alan Bass. London: Routledge, 1978. Print.
- Dietrich, Anette. *Weißer Weiblichkeiten. Konstruktionen von „Rasse“ und Geschlecht im deutschen Kolonialismus*. Bielefeld: Transcript, 2007. Print.

- . *Differenz und Identität im Kontext Postkolonialer Theorien. Eine feministische Betrachtung.* Berlin: Logos Verlag, 2000. Print.
- . „Rassenkonstruktionen im deutschen Kolonialismus.“ *Frauen in den deutschen Kolonien.* Marianne Bechhaus-Gerst, Mechthild Leutner (Hrsg.). Berlin: Links Verlag, 2009. 176-187. Print.
- Dittmar, Louise. *Das Wesen der Ehe. Nebst einigen Aufsätzen über die soziale Reform der Frauen.* Leipzig: Wigand, 1849. Print.
- Dohnal, Johanna. „Vorwort“. „Gerade weil Sie eine Frau sind...“, *Erkundungen über Bertha von Suttner, die unbekannte Friedensnobelpreisträgerin.* Ed. Laurie Cohen. Wien: Braumüller, 2005. VII-IIX. Print.
- Droste-Hülshoff von, Anette. *Die Briefe der Anette von Droste-Hülshoff. Gesamtausgabe.* Ed. Karl Schulte-Kemminghausen. Jena: Diederichs, 1944. Print.
- . *Sämtliche Gedichte.* Frankfurt a.M.: Insel, 1988. Print.
- Duff, David. *Eugénie und Napoleon III..* Köln: Diederichs, 1978. Print.
- Dunker, Axel. *Kontrapunktische Lektüren. Koloniale Strukturen in der deutschsprachigen Literatur des 19. Jahrhunderts.* München: Fink Verlag, 2008. Print.
- Ebner-Eschenbach von, Marie. „Die Visite“. *Aus Spätherbsttagen: Erzählungen von Marie Ebner-Eschenbach.* 2 vols. Berlin: Paetel, Vol 2., 1901. 279-308. Print.

- . *Aus Franzensbad*. Ed. Karl Rossbacher. Wien: Österreichischer Bundesverlag, 1985. Print.
- . *Aphorismen, Parabeln und Märchen*. München: Nymphenburg Verlag, 1960. Print.
- . *Das Gemeindegeld – Novellen – Aphorismen*. München: Winkler, 1978. Print.
- Ecker, Gisela. Ed. *Feminist Aesthetics*. London: The Women's Press, 1985. Print.
- Ehrmann-Köpke, Bärbel. “*Demonstrativer Müßiggang*” oder “*rastlose Tätigkeit*”? *Handarbeitende Frauen im hansestädtischen Bürgertum des 19. Jahrhunderts*. Münster: Waxmann, 2010. Print.
- Eichhorn, Cornelia. “Im Dienste des Gemeinwohls. Frauen und Nationalstaat”. *Gender Killer. Texte zu Feminismus und Politik*. Ed. Sabine Grimm. Berlin: 1994. 77-92. Print.
- Eigler, Friederike. “Engendering German Nationalism: Gender and Race in Frieda von Buelow's Colonial Writings”. *The Imperialist Imagination*. Ed. Susanne Zantop und Sara Friedrichsmeyer. Michigan: Michigan UP, 2001. Print.
- Eley, Geoff. Ed. *Society, Culture, and the State in Germany, 1870-1930*. Ann Arbor: Michigan UP, 1996. Print.
- Elias, Norbert. *Die höfische Gesellschaft. Untersuchungen zur Soziologie des Königtums und der höfischen Aristokratie*. Neuwied: Luchterhand, 1981. Print.
- Engelsing, Rolf. *Zur Sozialgeschichte deutscher Mittel- und Unterschichten*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 1973. Print.

- Enichlmair, Maria. *Abenteurerin Bertha von Suttner: Die unbekanntenen Georgien-Jahre 1876-1885*. Mödling: Edition Roesner, 2005. Print.
- Eulenberg, Herbert. „Heine als Erzieher“. *Heine und die Nachwelt. Geschichte seiner Wirkung in den deutschsprachigen Ländern*. Ed. Dietmar Goltschnigg, Hartmut Steinecke. Band 1-3. Berlin: Erich Schmidt Verlag, 2006. Bd. 2, 439-444. Print.
- Eulenburg-Hertefeld, Philipp Fürst zu. *Erlebnisse an deutschen und fremden Höfen*. Leipzig: Grunow Verlag, 1934. Print.
- Fallaize, Elisabeth. “Simone de Beauvoir and the demystification of woman”. *A History of Feminist Literary Criticism*. Ed. Gill Plain, und Susan Sellers. Cambridge: Cambridge UP, 2007. 85-99. Print.
- Felden, von Heide. Ed. ... *greifen zur Feder und denken die Welt...* Oldenburg: BIS, 1991. Print.
- Felski, Rita. *Beyond Feminist Aesthetics. Feminist Literature and Social Change*. Cambridge, Harvard UP, 1989. Print.
- Felski, Rita. *Uses of Literature*. Malden: Blackwell Publishing, 2008. Print.
- . *Doing Time. Feminist Theory and Postmodern Culture*. New York: New York UP, 2000. Print.
- Feuchtwanger, Edgar. *Imperial Germany 1850-1918*. New York: Routledge, 2001. Print.
- Fischer, Lisa. *Schattenwürfe in die Zukunft. Kaiserin Elisabeth und die Frauen ihrer Zeit*. Wien: Böhlau, 1998. Print.

- Fisher, Jaimey, und Barbara Mennel. *Spatial Turns. Space, Place, and Mobility in German Literary and Visual Culture*. New York: Rodopi, 2010. Print.
- Flesch-Brunningen, Hans. *Die letzten Habsburger in Augenzeugenberichten*. München: DTV, 1982. Print.
- Fletcher, Sheila. *Women First. The Female Tradition in English Physical Education 1880-1980*. London: Athlone Press, 1984. Print.
- Föllmer, Wilhelm. *Die Deutschen Kolonien. Monatsschrift des deutschnationalen Kolonialvereins*. Berlin: 1908, Nr.7. Print.
- Foster, Shirley. *Across New Worlds. Nineteenth-Century Women Travellers and their Writings*. Hertfordshire: Harvester Wheatsheaf, 1990. Print.
- Foucault, Michael. *The History of Sexuality*. Robert Hurley. Ed. New York: Vintage Books, 1980. Print.
- Fox, Nicholas. *Postmodernism, Sociology and Health*. Toronto: Toronto UP, 1994. Print.
- François, von Louise. *Ausgewählte Novellen*. Berlin: Franz Duncker Verlag, 1868. Print.
- Franke, Christoph. „Der bayerische und sächsische Adel im 19. und 20. Jahrhundert. Soziales Verhalten und soziale Strukturen“. *Deutscher Adel im 19. und 20. Jahrhundert*. Günther Schulz und Markus Denzel. Ed. Katharinen: Scripta Mercaturae Verlag, 2004. 319-351. Print.
- Frederiksen, Elke. *Die Frauenfrage in Deutschland 1865-1915*. 2. Auflage. Stuttgart: Reclam, 1994. Print.

- . „Die Frau als Autorin zur Zeit der Romantik: Anfänge einer weiblichen literarischen Tradition“. *Gestaltet und Gestaltend. Frauen in der deutschen Literatur*. Ed. Marianne Burhard. Amsterdam: Amsterdamer Beiträge zur Neueren Germanistik, 1980, Bd. 10, 83-108. Print.
- . „Der Blick in die Ferne: zur Reiseliteratur von Frauen.“ *Frauen, Literatur, Geschichte: schreibende Frauen vom Mittelalter bis zur Gegenwart*. Ed. Hiltrud Gnüg. Stuttgart: Metzler, 1985. 104 - 122. Print.
- . und Katherine Goodman. “Locating Bettina Brentano-von Arnim, A Nineteenth Century German Woman Writer.” *Bettina Brentano-von Arnim. Gender and Politics*. Ed. Elke Frederiksen und Katherine Goodman. Detroit: Wayne State UP, 1995. 13-34. Print.
- . “Nation – Gender – Race: Ambivalente Diskurszusammenhänge in Frieda von Bülow's Texten.” *Vielheit und Einheit der Germanistik weltweit*. Ed. Franciszek Gruzca. Frankfurt a.M.: Lang, 2012. 271-276. Print.
- Freedman, Estelle. *No Turning Back. The History of Feminism and the Future of Women*. New York: Ballantine Books, 2002. Print.
- French, Lorely. “Strategies of Female Persuasion: The Political Letters of Bettina Brentano-von Arnim”. *Bettina Brentano-von Arnim. Gender and Politics*. Ed. Elke Frederiksen und Katherine Goodman. Detroit: Wayne State UP, 1995. 71-94. Print.

- Frevert, Ute. Ed. *Bürgerinnen und Bürger. Geschlechterverhältnisse im 19. Jahrhundert*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 1988. Print.
- Friedrichsmeyer, Sara, Sara Lennox, und Susanne Zantop, Susanne. Ed. *The Imperialist Imagination. German Colonialism and its Legacy*. Ann Arbor: Michigan UP, 1998. Print.
- Fulda, Ludwig. „Heinedenkmal“. *Heine und die Nachwelt. Geschichte seiner Wirkung in den deutschsprachigen Ländern*. Ed. Dietmar Goldschnigg und Hartmut Steinecke. Band 1-3. Berlin: Erich Schmidt Verlag, 2006, Bd. I. 273. Print.
- Gabriel, Norbert. „Autorrolle: Schreibbedingungen und Selbstverständnis von Schriftstellerinnen in der österreichischen Literatur am Beispiel Marie von Ebner-Eschenbachs“. *Literarisches Leben in Österreich 1848-1890*. Ed. Klaus Amann, Hubert Lengauer, und Karl Wagner. Wien: Böhlau, 2000. 705-729. Print.
- George Sand. [einleitendes Zitat]. Harlan, E. *George Sand*. New Haven: Yale University Press, 2004. Print.
- . *Correspondance*. Paris 1964. Bd VI. Print.
- Gerhard, Ute. *Umbruch in Europa, Aufbruch der Frauen?* Weinheim: Deutscher Studienverlag, 1992. Print.
- . *Frauenbewegung und Feminismus. Eine Geschichte seit 1789*. München: Beck, 2009. Print.
- . Petra Pommerenke, und Ulla Wischermann. *Klassikerinnen feministischer Theorie*.



Helmer, 2008. Print.

Gibson-Graham, J.K, und Stephen Resnick. *Class and its others*. Minneapolis: Minnesota UP, 2000. Print.

---. „Introduction: Class in a Poststructuralist Frame“. Gibson-Graham, J.K, und Stephen Resnick. *Class and its others*. Ed. J. K. Gibson-Graham, und Stephen Resnick. Minneapolis: Minnesota UP, 2000. 1-23. Print.

Gill, Graeme. *Bourgeoisie, State and Democracy: Russia, Britain, France, Germany, and the USA*. Oxford: Oxford UP, 2008. Print.

Goldschnigg, Dietmar, Hartmut Steinecke. Ed. *Heine und die Nachwelt. Geschichte seiner Wirkung in den deutschsprachigen Ländern*. Band 1-3. Berlin: Erich Schmidt Verlag, 2006. Print.

Goodman, Kay. „Die große Kunst nach innen zu weinen. Autobiographien deutscher Frauen im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert“. *Die Frau als Heldin und Autorin. Neue kritische Ansätze zur deutschen Literatur*. Ed. Wolfgang Paulsen. Bern: Francke Verlag, 1979. Print.

Goodman, Katherine. “Through a Different Lens: Bettina Brentano-von Arnim’s Views on Gender”. *Bettina Brentano-von Arnim. Gender and Politics*. Ed. Elke Frederiksen und Katherine Goodman. Detroit: Wayne State UP, 1995. 115-144. Print.

- Götz, Christian. *Die Rebellin Bertha von Suttner. Botschaften für unsere Zeit*. Elsdorf: KBV, 1996. Print.
- Graichen, Gisela, und Horst Gründer. *Deutsche Kolonien, Traum und Trauma*. Berlin: Ullstein, 2005. Print.
- Greenblatt, Stephen. *Renaissance Self-Fashioning. From More to Shakespeare*. Chicago: Chicago UP, 1980. Print.
- Greve, Gisela, und Herta Harsch. *Annette von Droste-Hülshoff aus psychoanalytischer Sicht*. Berlin: Edition Diskord, 2003. Print.
- Grossi, Verdiana. „1000 Frauen für den Friedensnobelpreis 2005.“ *Friede- Fortschritt - Frauen: Die Friedensnobelpreisträgerin Bertha von Suttner auf Schloß Harmannsdorf*. Internationaler Bertha-von-Suttner-Verein: 2007. 169-183. Print.
- Grössing, Sigrid-Maria. *Kaiserin Elisabeth und ihre Männer*. München: Knauer, 1998. Print.
- . *Sisi, eine moderne Frau*. Wien: Molden Verlag, 2007. Print.
- . *Sisi und ihre Familie*. Wien: Überreuter, 2005. Print.
- Gründer, Horst. *Geschichte der deutschen Kolonien*. Paderborn: Schöningh, 2000. Print.
- Hahn-Hahn, Ida. *Orientalische Briefe*. Bremen: Europäischer Literaturverlag, 2010. Print.

- Hall, Stuart. „Wann war der Postkolonialismus? Denken an der Grenze“. *Hybride Kulturen. Beiträge zur anglo-amerikanischen Multikulturismusdebatte*. Ed. Elisabeth Bronfen. Tübingen: Stauffenberg, 1997. Print.
- . „Introduction: Who Needs 'Identity'?“. *Questions of Cultural Identity*. Eds. Stuart Hall und Paul du Gay. London: SAGE, 1996. Print.
- . Paddy Whannel. *The Popular Arts*. New York: Pantheon, 1965. Print.
- Hamann, Brigitte. *Bertha von Suttner. Ein Leben für den Frieden*. München: Piper, 2009. Print.
- . *Elisabeth. Kaiserin wider Willen*. München: Piper, 1998. Print.
- . *Elisabeth. Stationen ihres Lebens*. Wien: Brandstätter Verlag, 1998. Print.
- . „Nachleben einer Kultfigur“. *Programmheft Musical ‚Elisabeth‘*. Vereinigte Bühnen Wien, 1992. Print.
- . *Rudolph. Kronprinz und Rebell*. München: Piper Verlag, 1995. Print.
- . *Österreich – ein Historisches Portrait*. München: Beck, 2009. Print.
- . „Einführung“. *Sisis Familienalbum. Private Photographien aus dem Besitz der Kaiserin Elisabeth*. Dortmund: Harenberg, 1980. 7-25. Print.
- Hammerstein, Katharina von. „Ein Vorschlag der Leseart“. *Frieda Freiin von Bülow: Reiseskizzen und Tagebuchblätter aus Deutsch-Ostafrika*. Ed. Katharina von Hammerstein. Berlin: Trafo, 2012. Print.

- Hammond, Beate. *Jugendjahre großer Kaiserinnen. Maria Theresa – Elisabeth – Zita*.  
Wien: Überreuter, 2002. Print.
- Harlan, Elizabeth. *George Sand*. New Haven: Yale University Press, 2004. Print.
- Haslip, Joan. *Sissi. Kaiserin von Österreich*. Köln: Verlag Kiepenheuer & Witsch, 2001.  
Print.
- Hauser, Claudia. *Politiken des Wahnsinns. Weibliche Psychopathologie in Texten  
deutscher Autorinnen zwischen Spätaufklärung und Fin de siècle*. Hildesheim:  
Olms Verlag, 2007. Print.
- Heiden-Rynsch von, Verena. Ed. *Elisabeth von Österreich. Tagebuchblätter von  
Constantin Christomanos*. München: Matthes & Seitz Verlag, 1983. Print.
- Heinrich, Jutta. *Das Geschlecht der Gedanken*. München: Verlag der Frauenoffensive,  
1979. Print.
- Hekman, Susan. Ed. *Feminist Interpretations of Michel Foucault*. University Park: Penn  
State UP, 1996. Print.
- Heyden, Ulrich van der. Ed. *Kolonialer Alltag in Deutsch-Ostafrika in Dokumenten*.  
Berlin: Trafo, 2009. Print.
- Hierdeis, Irmgard. „Gefühle und Ahnungen. Eine persönliche Revue der Tendenzromane  
von Bertha von Suttner“. „Gerade weil Sie eine Frau sind...“, *Erkundungen über  
Bertha von Suttner, die unbekannte Friedensnobelpreisträgerin*. Ed. Laurie  
Cohen. Wien: Braumüller, 2005. 125-142. Print.

- Hierholzer, Michael. *Art Mirrors Its Time. Examples from Literature, the Fine Arts and the Cinema from the Kaiserreich to United Germany*. Bonn: Inter Nationes, 1996. Print.
- Hirth, Friedrich. Ed. *Deutschland, ein Wintermärchen: Faksimiledruck nach der Handschrift des Dichters nebst vier Blättern des Brouillons aus dem Nachlasse der Kaiserin Elisabeth*. Charleston: Nabu, 2010. Print.
- Hock, Lisabeth. *Replicas of a Female Prometheus. The Textual Personae of Bettina von Arnim*. New York: Peter Lang, 2001. Print.
- Hodgson, Barbara. *Die Wüste atmet Freiheit*. Hildesheim: Gerstenberg, 2007. Print.
- . *Die Krinoline bleibt in Kairo. Reisende Frauen von 1650 bis 1900*. Hildesheim: Gerstenberg, 2007. Print.
- Hoechstetter, Sophie. *Frieda Freiin von Bülow*. Dresden: Carl Reissner Verlag, 1910. Print.
- . *Konservative Monatsschrift für Politik, Literatur und Kunst*. 66. Jahrgang; 2. Halbjahresband. Berlin: 1908. Print.
- Hof, Renate. "Die Entwicklung der Gender Studies." *Genus. Zur Geschlechterdifferenz in den Kulturwissenschaften*. Eds. Hadumod Bußmann und Renate Hof. Stuttgart: Kröner, 1995. Print.
- Hoffmann, Friedrich, and Herbert Rösch. Ed. *Grundlagen, Stile, Gestalten der deutschen Literatur*. Berlin: Cornelsen, 1996. Print.

- Holl, Karl. „Bertha von Suttner. Der Kampf einer Frau gegen den Krieg.“ *2001 bis 2006 –100 Jahre Friedensnobelpreis: Bertha von Suttner*. Osnabrück: Deutsche Stiftung Friedensforschung, 2006. 36-46. Print.
- Honegger, Claudia. *Die Ordnung der Geschlechter. Die Wissenschaften vom Menschen und das Weib 1750-1860*. München: DTV, 1991. Print.
- Honold, Alexander, und Oliver Simons. Ed. *Kolonialismus als Kultur. Literatur, Medien, Wissenschaft in der deutschen Gründerzeit des Fremden*. Tübingen: Francke Verlag, 2002. Print.
- . und Klaus Scherpe. Ed. *Mit Deutschland um die Welt. Eine Kulturgeschichte des Fremden in der Kolonialzeit*. Stuttgart: Metzler, 2004. Print.
- Hoverland, Lilian. “Heinrich von Kleist and Luce Irigaray: Visions of the Feminine”. *Gestaltet und Gestaltend. Frauen in der deutschen Literatur*. Ed. Marianne Burhard. Amsterdam: Amsterdamer Beiträge zur Neueren Germanistik, 1980, Bd. 10. 57-82. Print.
- Howe, Patricia. “Women’s Writing 1830-1900”. *A History of Women’s Writing in Germany, Austria and Switzerland*. Ed. Jo Caitlin. New York: Cambridge U. P., 2000. Print.
- Hugo, Eugen. “Am Canal Grande”. *Die Illustrierte Welt. Blätter aus Natur, Wissenschaft und Kunst zur Unterhaltung und Belehrung für die ganze Familie, für Alle und Jeden*. Stuttgart: Eduard Hallberger Verlag, 1862. 120-122. Print.

- Hulme, Peter, und Tim Youngs. Ed. *The Cambridge Companion to Travel Writing*. Cambridge: UP, 2002. Print.
- Inglis, Ruth. „Das Verhältnis von Literatur und Gesellschaft in objektiver Betrachtung“. *Texte zur Literatursoziologie*. Frankfurt a. M: Verlag Moritz Diesterweg, 1977. Print.
- Irigaray, Luce. *Je, Tu, Nous – Toward a Culture of Difference*. New York: Routledge, 1993. Print.
- Ivo, Hubert, und Valentin Merkelbach. *Texte zur Literatursoziologie*. Frankfurt a. M.: Verlag Moritz Diesterweg, 1977. Print.
- Jarvis, Shawn, und Jeannine Blackwell. Ed. *The Queen's Mirror. Fairy Tales by German Women, 1780-1900*. Lincoln: Nebraska UP, 2001. Print.
- Elfriede Jelinek. „Zueignung/ Titelblatt“. *Abenteurerin Bertha von Suttner. Die unbekanntten Georgien-Jahre 1876-1885*. Maria Enichlmair. Mödling: Edition Roesner, 2005. Print.
- Jenkins, Ruth. „The Gaze of the Victorian Woman Traveler: Spectacles and Phenomena“. *Gender, Genre, & Identity in Women's Travel Writing*. Ed. Kristi Siegel. New York: Peter Lang, 2004. 15-30. Print.
- Jenny, Hans. *Sissi. Liebe, Tragik und Legenden*. Basel: Friedrich Reinhardt Verlag, 1998. Print.

- Johann, Ernst, und Jörg Junker. *German Cultural History of the Last Hundred Years*. München: Nymphenburger Verlagshandlung, 1970. Print.
- Johnson, Allan. *The Gender Knot. Raveling Our Patriarchal Legacy*. Philadelphia: Temple UP, 2005. Print.
- Jordan, Glenn, und Chris Weedon. *Cultural Politics. Class, Gender, Race and the Postmodern World*. Cambridge: Blackwell Publishers, 1995. Print.
- Kacandes, Irene. "German Cultural Studies". *A User's Guide to German Cultural Studies*. Ed. Scott Denham, und Irene Kacandes. Ann Arbor: University of Michigan Press, 2000. Print.
- . „From Deconstruction to Postcolonialism, 1980 to Present“. *German Studies in the United States: A Historical Handbook*. Ed. Peter Uwe Hohendahl. New York: MLA, 2003. 243-255. Print.
- Kaes, Anton. "New Historicism: Literaturgeschichte im Zeichen der Postmoderne?". *Geschichte als Literatur. Formen und Grenzen der Repräsentation von Vergangenheit*. Ed. Hartmut Eggert, und Ulrich Profitlich. Stuttgart: Metzler, 1990. Print.
- Kalayanova-Slavova, Ludmila. *Übergangsgeschöpfe*. New York: Peter Lang, 1998. Print.
- Kaléko, Mascha. *In meinen Träumen läutet es Sturm*. 1981. Print.



- Kalthoff-Ptičar. *Annette von Droste-Hülshof im Kontext ihrer Zeit. Briefliche Zeugnisse zum Zeitgeschehen und zum Selbstverständnis der Dichterin*. Frankfurt a. M.: Peter Lang, 1988. Print.
- Kaplan, Karen. *Questions of Travel: Postmodern Discourses of Displacement*. Durham: Duke UP, 1996. Print.
- Karsch, Anna Louisa. "Ob Sappho für den Ruhm schreibt? An die Frau Reichmann. Den 10. März 1762". *Gedichte und Lebenszeugnisse*. Ed. Alfred Anger. Stuttgart: Reclam, 1987. 74/75. Print.
- Katscher, Leopold. „Vorwort.“ *Gesamtausgabe der Werke Bertha von Suttners*. Dresden: Pierson, 1906. Bd.1. Print.
- Keay, Julia. *Mehr Mut als Kleider im Gepäck. Frauen reisen im 19. Jahrhundert durch die Welt*. München: Piper, 2000. Print.
- Keil, Ernst. Ed. *Die Gartenlaube. Illustriertes Familienblatt*. Jahrgang 1870. Leipzig: Print.
- Kemp, Friedhelm. Ed. *Rahel Varnhagen und ihre Zeit*. München: Kösel, 1968. Print.
- Kempf, Beatrix. *Bertha von Suttner: Schriftstellerin, Politikerin, Pazifistin*. München: Heyne, 1987. Print.
- Kienzle, Michael. *Der Erfolgsroman. Zur Kritik seiner poetischen Ökonomie bei Gustav Freitag und Eugenie Marlitt*. Stuttgart: Metzler, 1975. Print.

- Kinnebrock, Susanne. "Schreiben für die politische Öffentlichkeit?" *Frauen in der literarischen Öffentlichkeit 1780-1918*. Ed. Caroline Bland, und Elisa Müller-Adams. Bielefeld: Aisthesis Verlag, 2007. 143-167. Print.
- Kirby, Vicki. *Judith Butler. Live Theory*. London: Continuum International Publishing, 2006. Print.
- Kiste, John van der. *Emperor Francis Joseph. Life, Death and the Fall of the Habsburg Empire*. Phoenix Mill: Sutton Publishing, 2005. Print.
- Klaiber, Theodor. *Dichtende Frauen der Gegenwart*. Stuttgart: Strecker & Schröder, 1907. Print.
- Klapeer, Christine. „Ausblick: Bertha von Suttners subversives feministisches Potential.“ „Gerade weil Sie eine Frau sind...“, *Erkundungen über Bertha von Suttner, die unbekannte Friedensnobelpreisträgerin*. Ed. Laurie Cohen. Wien: Braumüller, 2005. Print.
- Klotz, Marcia. *White Women and the Dark Continent: Gender and Sexuality in German Colonial Discourse from the Sentimental Novel to the Fascist Film*. Ann Arbor: UMI, 1994. Print.
- Knigge, Adolph Freiherr von. *Über den Umgang mit Menschen*. Darmstadt: Insel Verlag, 1976. Print.
- Kohlhagen, Norgard. *‘Sie schreiben wie ein Mann, Madame!’ Schriftstellerinnen aus zwei Jahrhunderten*. München: Allitera, 2001. Print.

- Kolodny, Annette. "A Map for Rereading. Gender and the Interpretation of Literary Texts." *The New Feminist Criticism. Essays on Women, Literature, and Theory*. Ed. Elaine Showalter. New York: Pantheon Books, 1985. 46-62. Print.
- Kontje, Todd. *German Orientalism*. Ann Arbor: Michigan UP, 2007. Print.
- Kord, Susanne. "Writing for the Drawer: Women Writers in the Works of Women Writers." Ed. Bland, Caroline, und Elisa Müller-Adams. *Frauen in der literarischen Öffentlichkeit 1780-1918*. Bielefeld: Aisthesis Verlag, 2007. 283-302. Print.
- Kortländer, Bernd. *Heinrich Heine*. Stuttgart: Reclam, 2003. Print.
- . *Interpretationen. Gedichte von Heinrich Heine*. Stuttgart: Reclam, 1995. Print.
- Kortzfleisch, von Ida. „Dienstpflicht“. *Tägliche Rundschau* 78, 5. April 1894. 309-311. Print.
- Kraft, Herbert. *Annette von Droste-Hülshoff*. Hamburg: Rowohlt, 1994. Print.
- Kramer, Jürgen. „Cultural Studies“. *Metzler Lexikon Literatur- und Kulturtheorie*. Ed. Ansgar Nünning. Stuttgart: Metzler Verlag, 2001. 94-96. Print.
- Kreide, Caroline. *Lou Andreas-Salomé: Feministin oder Antifeministin? Eine Standortbestimmung zur wilhelminischen Frauenbewegung*. New York: Peter Lang Verlag, 1996. Print.
- Kreutzer, Eberhard. „Orientalismus“. *Metzler Lexikon Literatur- und Kulturtheorie*. Stuttgart: Metzler, 2001. 485-486. Print.

- Kristeva, Julia. *Nations without Nationalismus*. Ed. Leon Roudiez. New York: Columbia UP, 1993. Print.
- Kröger, Ute. *Der Streit um Heine in der deutschen Presse 1887-1914. Ein Beitrag zur Heine-Rezeption in Deutschland*. Aachen: Alano, 1989. Print.
- Kroll, Renate. *Metzler Lexikon Gender Studies Geschlechterforschung. Ansätze – Personen – Grundbegriffe*. Stuttgart: Metzler, 2002. Print.
- Kronprinzessin Stephanie. *Memoiren. Nachlaß Conte Corti*. Konvolut 34, Haus- Hof- und Staatsarchiv Wien. Print.
- Kruse, Joseph. „Mir dünkt, dass du dictierst“ – Kaiserin Elisabeths Dichter: Heinrich Heine“. *Keine Thränen wird man weinen. Kaiserin Elisabeth*. Ed. Susanne Walther. Wien: Schroll, 1998. 41-52. Print.
- . *Heinrich Heine. Leben, Werk, Wirkung*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 2005. Print.
- Krywalski, Dieter. *Knaurs Lexikon der Weltliteratur*. München: Knaur, 2003. Print.
- Kubrova, Monika. *Vom guten Leben. Adelige Frauen im 19. Jahrhundert*. Berlin: Akademie Verlag, 2011. Print.
- Kundrus, Birthe. Ed. *Phantasiereiche. Zur Kulturgeschichte des deutschen Kolonialismus*. Frankfurt a. M.: Camous, 2003. Print.
- Kurtz, von Tübingen Harold. *Eugénie. Kaiserin der Franzosen*. Tübingen: Wunderlich, 1964. Print.

- Lacan, Jacques. *The Language of the Self: The Function of Language in Psychoanalysis*. Baltimore: Johns Hopkins U. P., 1968. Print.
- . *The Seminar XX, Encore: On Feminine Sexuality, the Limits of Love and Knowledge*. New York: Norton & Co., 1998. Print.
- Lange, Helene, und Gertrud Bäumlner. *Die Geschichte der Frauenbewegung in den Kulturländern*. Weinheim: Beltz Verlag, 1980. Print.
- Langenfaß, Hanns. *Achillio. Geschichte und Legende*. Korfu: Papathanasiou, 1999. Print.
- Laurien, Ingrid. "A Land of Promise?" Autobiography and Fiction in Frieda von Bülow's East-African Novels." Ed. Maltzan, Carlotta von. *Africa and Europe: En/Countering Myths. Essays on Literature and Cultural Politics*. Ed. Carlotta von Maltzan. Frankfurt a. M.: Peter Lang, 2003. 203-214. Print.
- Lazreg, Marnea. "Feminism and difference: The perils of writing as a woman on women in Algeria". *Feminist studies 14*, Spring 1988. Print.
- Lebe, Reinhard. *Und Sisi beschwört die Zukunftsseelen*. n.P., n.d. Web. 18. Februar 2012. [http://www.welt.de/print-welt/article625632/Und\\_Sisi\\_beschwört\\_die\\_Zukunftsseelen.html](http://www.welt.de/print-welt/article625632/Und_Sisi_beschwört_die_Zukunftsseelen.html).
- Lempa, Heikki. *Beyond the Gymnasium. Educating the Middle-Class Bodies in Classical Germany*. Plymouth: Lexington Books, 2007. Print.
- Lepenes, Wolf. *Between Literature and Science: The Rise of Sociology*. New York: Cambridge University Press, 1988. Print.

- Lesemann, Silke. Annette von Stieglitz. Ed. *Stand und Repräsentation. Kultur- und Sozialgeschichte des hannoverschen Adels vom 17. bis zum 19. Jahrhundert.* Bielefeld: Verlag für Regionalgeschichte, 2004. Print.
- Letondor, Pierrette. *Paris. Reiseführer für Frauen.* Bühl-Moos: Elster Verlag, 1993. Print.
- Lewis, Reina, und Sara Mills. Ed. *Feminist Postcolonial Theory. A Reader.* New York: Routledge, 2003. Print.
- Lieven, Dominic. *The Aristocracy in Europe, 1815-1914.* London: Macmillan, 1992. Print.
- Literarische Gesellschaft. *Heine-Almanach, als Protest gegen die Düsseldorfer Denkmalverweigerung.* Nürnberg: Koch, 1893. Print.
- Lokke, Kari. „Children of Liberty: Idealist Historiography.“ *PMLA* May 2003, Vol. 118, Nr. 3. 502-520. Print.
- Loomba, Ania. *Colonialism/ Postcolonialism.* New York: Routledge, 1998. Print.
- Lorber, Judith, und Lisa Jean Moore. *Gender and the Social Construction of Illness.* Walnut Creek: AltaMira Press, 2002. Print.
- Lorm, Hieronymus. „Zwiegespräch auf Corfu“. *Heine und die Nachwelt. Geschichte seiner Wirkung in den deutschsprachigen Ländern.* Ed. Dietmar Goldschnigg und Hartmut Steinecke. Band 1-3. Berlin: Erich Schmidt Verlag, 2006. Bd. I, 320. Print.

- Loster-Schneider, Gudrun, und Gaby Pailer. Ed. *Lexikon deutschsprachiger Epik und Dramatik von Autorinnen (1730-1900)*. Tübingen: Francke Verlag, 2006. Print.
- Loth, Heinrich. *Griff nach Ostafrika: Politik des deutschen Imperialismus und antikolonialer Kampf, Legende und Wirklichkeit*. Berlin: Deutscher Verlag der Wissenschaften, 1968. Print.
- Lutz, Heinrich. *Zwischen Habsburg und Preußen*. Berlin: Siedler, 1985. Print.
- Lützeler, Paul Michael. *Der postkoloniale Blick*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1997. Print.
- . "Einleitung: Postkolonialer Diskurs und Deutsche Literatur". *Schriftsteller und „Dritte Welt“*, *Studien zum postkolonialen Blick*. Ed. Paul Michael Lützeler. Tübingen: Stauffenburg, 1998. Print.
- Maltzan, Carlotta von. Ed. *Africa and Europe: En/Countering Myths. Essays on Literature and Cultural Politics*. Frankfurt a. M.: Peter Lang, 2003. Print.
- Mann, Thomas. „Gabriele Reuter“. *Gesammelte Werke in dreizehn Bänden*. Bd. XIII. Frankfurt a. M.: Fischer, 1960. 388-398. Print.
- Marek, George. *The Eagles Die. Franz Joseph, Elisabeth, and Their Austria*. New York: Harper Publishers, 1974. Print.
- Marie Valerie von Österreich. *Das Tagebuch der Lieblingstochter von Kaiserin Elisabeth*. Ed. Martha und Horst Schad. München: Langen Müller, 2004. Print.
- Mayer, Ruth. "New Historicism". *Gender Studies/ Geschlechterforschung*. Ed. Renate Kroll. Stuttgart: Metzler, 2002. Print.

- McClintock, Anne, Aamir Mufti, und Ella Shohat. Ed. *Dangerous Liaisons. Gender, Nation & Postcolonial Perspectives*. Minneapolis: Minnesota UP, 1997. Print.
- . *Imperial Leather. Race, Gender and Sexuality in the Colonial Contest*. New York: Routledge, 1995. Print.
- . ““The Very House of Difference”: Race, Gender, and the Politics of South African Women’s Narrative”. *The Bounds of Race. Perspectives on Hegemony and Resistance*. Ed. Dominick LaCapra. Ithaca: Cornell University Press, 1991. Print.
- . “Gonad the Barbarian and the Venus Flytrap”, *Sex Exposed. Sexuality and the Pornography Debate*. Ed. Lynne Segal. New Brunswick: Rutgers UP, 1993. Print.
- McEwan, Cheryl. *Gender, Geography and Empire: Victorian Women Travellers in East Africa*. Aldershot: Ashgate, 2000. Print.
- McInnes, Edward, und Gerhard Plumpe. *Hansers Sozialgeschichte der deutschen Literatur vom 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart: Bürgerlicher Realismus und Gründerzeit 1848-1890*. München: Carl Hanser Verlag, 1996. Print.
- Mermin, Dorothy. *Godiva’s Ride: Women of Letters in England, 1830-1880*. Indiana: Indiana UP, 1993. Print.
- Milner, Andrew. *Literature, Culture, and Society*. New York: New York UP, 1996. Print.
- Mills, Sara. *Discourses of Difference: An Analysis of Women’s Travel Writing and Colonialism*. London and New York: Routledge, 1991. Print.



- Moane, Geraldine. *Gender and Colonialism. A Psychological Analysis of Oppression and Liberation*. Houndmills: Macmillan Press, 1999. Print.
- Möbius, Paul. *Über den physiologischen Schwachsinn des Weibes*. Halle: Mahold, 1900. Print.
- Moeller, Jack, Winnifred Adolph, Barbara Mabee, und Simone Berger. *Kaleidoskop. Kultur, Literatur und Grammatik*. Boston: Houghton Mifflin Co. 2007. Print.
- Montrose, Louis. "Professing the Renaissance: The Poetics and Politics of Culture." *The New Historicism*. Ed. H. Aram Veenser. New York: Routledge, 1989. Print.
- Morand, Paul. „Eine Frau unseres Jahrhunderts". *Elisabeth von Österreich. Tagebuchblätter von Constantin Christomanos*. Ed. Verena von der Heyden-Rynch. München: Matthes & Seitz, 1983. 190-192. Print.
- Morris, Mary. *Maiden Voyages: Writings of Women Travelers*. New York: Vintage, 1993. Print.
- Mraz, Gerda, und Ulla Fischer-Westhauser. *Elisabeth, Prinzessin in Bayern. Kaiserin von Österreich. Königin von Ungarn. Wunschbilder oder die Kunst der Retouche*. Wien: Brandstätter Verlag, 1998. Print.
- Müller, Wolfgang. "Ein ewig Rätsel bleiben will ich... Wittelsbacher Schicksale". München: Koehler & Amelang, 2001. Print.

- Neumann, Jens. „Der Adel im 19. Jahrhundert in Deutschland und England im Vergleich“. *Geschichte und Gesellschaft* 30 (2004). Vandenhoeck & Ruprecht, 2004. 155-182. Print.
- Newton, Stella Mary. *Health, Art and Reason: Dress Reformers of the 19th Century*. London: John Murray, 1974. Print.
- Niethammer, Ortrun und Claudia Belemann. Ed. *Ein Gitter aus Musik und Sprache. Feministische Analysen zu Annette von Droste-Hülshoff*. Paderborn: Schöningh, 1993. Print.
- Nietzsche, Friedrich. *Jenseits von Gut und Böse*. Sämtl. Werke in zwölf Bänden. Bd. VII. Stuttgart: Kröner, 1964. Print.
- Nordau, Max. „Ein Nachtrag zu Heinrich Heines „Deutschland, ein Wintermärchen““. *Heine und die Nachwelt. Geschichte seiner Wirkung in den deutschsprachigen Ländern*. Ed. Dietmar Goldschnigg und Hartmut Steinecke. Band 1-3. Berlin: Erich Schmidt Verlag, 2006. Bd 2. 205-207. Print.
- Nostitz-Rieneck, Georg. Ed. *Briefe Kaiser Franz Josephs an Kaiserin Elisabeth 1859-1898*. Wien: Verlag Herold, 1960. Bd I & II. Print.
- Nünning, Ansgar. Ed. *Konzepte der Kulturwissenschaften*. Stuttgart: Metzler, 2003. Print.
- O’Cinneide, Muireann. *Aristocratic Women and the Literary Nation, 1832-1867*. Houndmills: Palgrave Macmillan, 2008. Print.

- Ockenden, R.C.. "Unconscious Poesy?". *Gender and Politics in Austrian Fiction*. Ed. Ritchie Robertson. Edinburgh UP, 1996. 36-46. Print.
- Oettermann, Stephan. *Zeichen auf der Haut*. Hamburg: Rotbuch, 1994. Print.
- Ossietsky, Carl von. *Rechenschaft. Publizistik aus den Jahren 1913 bis 1933*. Frankfurt: Fischer, 1972. Print.
- Paletschek, Sylvia. „Adelige und bürgerliche Frauen (1770-1870)“. *Adel und Bürgertum in Deutschland 1770-1848*. Ed. Elisabeth Fehrenbach. München: Oldenbourg, 1994. 159-185. Print.
- Palmer, Alan. *Twilight of the Habsburgs. The Life and Times of Emperor Francis Joseph*. New York: Grove Press, 1994. Print.
- Paulsen, Wolfgang. Ed. *Die Frau als Heldin und Autorin. Neue kritische Ansätze zur deutschen Literatur*. Bern: Francke Verlag, 1979. Print.
- Pelz, Annegret. *Reisen durch die eigene Fremde: Reiseliteratur von Frauen als autogeographische Schriften*. Köln: Böhlau, 1993. Print.
- Perras, Arne. *Carl Peters and the German Imperialism 1856-1918. A political Biography*. Oxford: Clarendon Press, 2004. Print.
- Peters, Carl. *Gesammelte Schriften*. Ed. Walter Frank. München: 1943.
- Pfeiffer, Peter. *Marie von Ebner-Eschenbach. Tragödie, Erzählung, Heimatfilm*. Tübingen: Francke Verlag, 2008. Print.

- Plain, Gill, und Susan Sellers. *A History of Feminist Literary Criticism*. Cambridge: Cambridge UP, 2007. Print.
- Playne, Caroline. *Bertha von Suttner and the struggle to avert the World War*. London: George Allen, 1962. Print.
- Politzer, Heinz. „Auf der Suche nach Identität. Zu Heinrich von Kleists Würzburger Reise.“ *Euphorion*. 61, 1967. 383-399. Print.
- Praschl-Bichler, Gabriele. *Kaiserin Elisabeth. Mythos und Wahrheit*. Wien: Ueberreuter, 1996. Print.
- . *Kaiserin Elisabeths Fitneß- und Diätprogramm*. Wien: Amatheia, 2002. Print.
- . *Liebesgeschichten und Heiratssachen im Hause Habsburg*. München: Heyne, 2003. Print.
- . *Die Habsburger und das Übersinnliche*. Wien: Amalthea, 2003. Print.
- Pratt, Mary Louise. *Imperial Eyes. Travel Writing and Transculturation*. London: Routledge, 2008. Print.
- Presber, Rudolf. „Heinrich Heine an den deutschen Kaiser“. *Heine und die Nachwelt. Geschichte seiner Wirkung in den deutschsprachigen Ländern*. Ed. Dietmar Goldschnigg und Hartmut Steinecke. Band 1-3. Berlin: Erich Schmidt Verlag, 2006. Bd. II, S. 203-204. Print.
- Procter, James. *Stuart Hall*. London: Routledge, 2004. Print.

- Püschel, Ursula. Ed. „*Die Welt umwälzen – denn darauf läuft hinaus*“. *Der Briefwechsel zwischen Bettina von Arnim und Friedrich Wilhelm IV.* Bielefeld: Aisthesis, 2001. Print.
- Radkau, Joachim. *Das Zeitalter der Nervosität. Deutschland zwischen Bismarck und Hitler.* München: Carl Hanser Verlag, 1998. Print.
- Radway, Janice. *Reading the Romance: Women, Patriarchy, and Popular Literature.* Chapel Hill: North Carolina UP, 1984. Print.
- Ranke-Graves, Robert von. *Die weiße Göttin. Sprache des Mythos.* Berlin: Rowohlt, 1984. Print.
- Rauh, Reinhold. *Lola Montez. Die königliche Mätresse.* München: Diederichs, 1996. Print.
- Redwitz, Marie Freiin von. *Hofchronik 1888-1921.* München: Verlag für Kulturpolitik, 1924. Print.
- Reich, Eduard. *Studien über die Frauen.* Jena: Mauke, 1875. Print.
- Reisinger, Brigitte. *Elisabeth, Kaiserin von Österreich. Ein Frauenleben.* Wien: NP Buchverlag, 1998. Print.
- Reuter, Gabriele. *Aus guter Familie. Leidensgeschichte eines Mädchens.* Berlin: Fischer, 1895. Print.
- Rich, Adrienne. „*Heroines*“. *A Wild Patience Has Taken Me This Far: Poems, 1978-1981.* New York: Norton & Company, 1981. 33-36. Print.

- Ridley, Hugh. *Images of Imperial Rule*. London: Helm, 1983. Print.
- Riehl, Wilhelm Heinrich. *Die Familie*. Stuttgart: Cotta, 1861. Print.
- Rinser, Luise. *Unterentwickeltes Land Frau*. Würzburg: Echter Verlag, 1970. Print.
- Rittberger, Volker. „Die Vision vom Frieden - Bertha von Suttners Erbe für die Friedensforschung heute.“ *2001 bis 2006 –100 Jahre Friedensnobelpreis: Bertha von Suttner*. Osnabrück: Deutsche Stiftung Friedensforschung, 2006. 32-36. Print.
- Robertson, Ritchie, und Edward Timms. Ed. *Gender and Politics in Austrian Fiction*. Edinburgh: Edinburgh UP, 1996. Print.
- Robinson, Lilian. “Teason Our Text: Feminist Challenges to the Literary Canon”. *The New Feminist Criticism. Essays on Women, Literature, and Theory*. Ed. Elaine Showalter. New York: Pantheon Books, 1985. 105-121. Print.
- Roofls, Cornelia. “Arbeit und Alltag am königlichen Hof in Hannover im 19. Jahrhundert”. *Stand und Repräsentation. Kultur- und Sozialgeschichte des hannoverschen Adels vom 17. bis zum 19. Jahrhundert*. Ed. Silke Lesemann, und Annette von Stieglitz. Bielefeld: Verlag für Regionalgeschichte, 2004. 191-214. Print.
- Rommelspacher, Birgit. “Fremd- und Selbstbilder in der Dominanzkultur”. *Projektionen. Rassismus und Sexismus in der Visuellen Kultur*. Ed. Annegret Friedrich. Marburg: 1997. 31-40. Print.

- Rose, Gillian. *Feminism and Geography: The Limits of Geographical Knowledge*. Oxford: Polity Press, 1993. Print.
- Rosenberg, Debra. "(Rethinking) Gender." *Newsweek*. Web. 15 Februar 2011. <http://www.newsweek.com/id/34772/page/1>
- Rosenthal, Robert. *Critiquing Pygmalion: A 25-year perspective*. *Current Directions in Psychological Science*. Band 4, 1995. Print.
- Said, Edward. *Orientalism*. New York: Vintage Books, 1994. Print.
- Salburg, Edith. *Erinnerungen einer Respektlosen. Ein Lebensbuch*. Leipzig: Hammer, 1927. Print.
- Salih, Sara. *Judith Butler*. London: Routledge, 2002. Print.
- Salis-Soglio, Daniel Freiherr von. *Mein Leben*. Stuttgart, 1908. Print.
- Sambourne, Linley. "Mistress of Creation". *Punch Almanack for 1874*. *Punch* 66 (18 December 1873). Print. Ohne Seitenangabe.
- Schad, Martha und Horst. Ed. *Marie Valérie. Das Tagebuch der Lieblingstochter von Kaiserin Elisabeth von Österreich*. München: Herbig Verlagsbuchhandlung, 2004. Print.
- . *Kaiserin Elisabeth und ihre Töchter*. München: Piper, 1999. Print.
- Schem, Alexander J. Professor. Ed. *Deutsch-amerikanisches Conversations-Lexicon*. New York: German Cyclopedia Publishing Company, 1871. Bd. 4. Print.

- Schissler, Hanna. Ed. *Geschlechterverhältnisse im historischen Wandel*. Frankfurt a. M.: Campus Verlag, 1993. Print.
- Schlichter, Annette. *Die Figur der verrückten Frau. Weiblicher Wahnsinn als Kategorie der feministischen Repräsentationskritik*. Tübingen: Edition Diskord, 2000. Print.
- Schlientz, Gisela. "Ich liebe, also bin ich." *Leben und Werk von George Sand*. München: Beck, 1989. Print.
- Schmölzer, Hilde. *Der Krieg ist männlich. Ist der Friede weiblich?* Wien: Döcker, 1996. Print.
- Schneir, Miriam. Ed. *Feminism. The Essential Historical Writings*. New York: Vintage Books, 1994. Print.
- Schopenhauer, Arthur. "Über die Frauen". *Parerga und Paralipomena: Kleine philosophische Schriften*. Sämtl. Werke in fünf Bänden, Bd. 5. Leipzig: Inselverlag, 1905. 668-682. Print.
- Schulte-Kemminghausen, Karl. *Die Briefe der Anette von Droste-Hülshoff. Gesamtausgabe*. 2. Bd., Jena: 1944. Print.
- Schulz, Günther, und Markus Denzel. Ed. *Deutscher Adel im 19. Und 20. Jahrhundert*. St. Katharinen: Scripta Mercaturae Verlag, 2004. Print.
- Schulze, Hagen. *Kleine Deutsche Geschichte*. München: Beck, 1998. Print.
- Sembritzki, Emil. *Der Kolonialfreund: Kritischer Führer durch die volkstümliche deutsche Kolonial-Literatur*. Berlin: Kolonie und Heimat, 1912. Print.



- Showalter, Elaine. Ed. *The New Feminist Criticism. Essays on Women, Literature, and Theory*. New York: Pantheon Books, 1985. Print.
- . "The Feminist Critical Revolution". *The New Feminist Criticism. Essays on Women, Literature, and Theory*. Ed. Elaine Showalter. New York: Pantheon Books, 1985. 3-18. Print.
- Siegel, Kristi. *Gender, Genre, & Identity in Women's Travel Writing*. New York: Peter Lang, 2004. Print.
- . "'Women's Travel and the Rhetoric of Peril.'" *Gender, Genre & Identity in Women's Travel Writing*. Ed. Kristi Siegel. New York: Peter Lang, 2004. 55-72. Print.
- Simmel, Georg. *Philosophische Kultur*. 1909. 2. Auflage. Leipzig: Kröner, 1919. Print.
- Sinclair, Andrew. *Death by Fame. A Life of Elisabeth, Empress of Austria*. New York: St. Martin's Press, 1998. Print.
- Skeggs, Beverly. Ed. *Feminist Cultural Theory: Process and Production*, Manchester: Manchester UP, 1995. Print.
- Sokop, Brigitte. *Jene Gräfin Larisch... Marie Louise Gräfin Larisch-Wallersee. Vertraute der Kaiserin – Verfemte nach Mayerling*. Wien: Böhlau, 1985. Print.
- Speitkamp, Winfried. *Deutsche Kolonialgeschichte*. Stuttgart: Reclam, 2005. Print.
- Spivak, Gayatri. "Can the Subaltern Speak?" *The Post-Colonial Studies Reader*. Ed. Bill Ashcroft. New York: Routledge, 1995. Print.

- - -. "Teaching for the Times". *Dangerous Liaisons*. Ed. Anne McClintock. Minneapolis: Minnesota UP, 1997. Print.
- Spongberg, Mary. *Rewriting Women's History since the Renaissance*. New York: Palgrave, 2002. Print.
- Stein, Peter. „Vormärz“. *Deutsche Literaturgeschichte. Von den Anfängen bis zur Gegenwart*. Ed. Wolfgang Beutin, Klaus Ehlert, Wolfgang Emmerich, Christine Kanz et al. Stuttgart: Metzler, 2001. 247-273. Print.
- Stephan, Inge. „Literaturwissenschaft“. *Gender Studien, eine Einführung*. Ed. Christina von Braun, und Inge Stephan. Stuttgart: Metzler, 2006. Print.
- Stephanie, Kronprinzessin. *Memoiren, Manuskript: Nachlaß*. Conte Corti. Konvolut 34, Haus- Hof- und Staatsarchiv Wien. Print.
- Strelka, Joseph Peter. *Marie von Ebner-Eschenbach: Dorf- und Schloßgeschichten*. Frankfurt a. M: Insel, 1991. Print.
- Strobel, Jochen. „Adel und Autorschaft um 1800“. *Deutscher Adel im 19. und 20. Jahrhundert*. Ed. Günther Schulz und Markus Denzel. St. Katharinen: Scripta Mercaturae Verlag, 2004. 95-138. Print.
- Suttner, Bertha von. „Ich bin's gewohnt den Kopf recht hoch zu tragen“. *Heine-Almanach*. Nürnberg: Koch, 1893. Print.
- Sztáray, Gräfin von Irma. *Aus den letzten Jahren der Kaiserin Elisabeth*. Wien: Amalthea, 2004. Print.

- Tarr, László. *Karren, Kutsche, Karosse. Eine Geschichte des Wagens*. München: BLV, 1970. Print.
- Thiele, Johannes. *Geliebte Sisi*. Leipzig: Buchverlag für die Frau, 2003. Print.
- Todorov, Tzvetan. *Die Eroberung Amerikas. Das Problem des Anderen*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1985. Print.
- Todzi, Kim. *Die Konstruktion der Fremde in Frieda von Bülow's Kolonialroman „Am andern Ende der Welt“*. München: Grin Verlag, 2008. Print.
- Toegel, Edith. *Marie von Ebner-Eschenbach. Leben und Werk*. New York: Peter Lang, 1997. Print.
- Tschuppik, Karl. *Elisabeth, Kaiserin von Österreich*. Wien: Epstein Verlag, 1929. Print.
- Unowsky, Daniel. *The Pomp and Politics of Patriotism*. West Lafayette: Purdue UP, 2005. Print.
- Unterreiner, Katrin. *Sisi. Myth and Truth*. Wien: Brandstätter Verlag, 2006. Print.
- . und Werner Grand. *Kaiserzeit, vom Alltagsleben der Habsburger*. Erfurt: Sutton Verlag, 2008. Print.
- Urbach, Karina. „Diplomat, Höfling und Verbandsfunktionär: Süddeutsche Standesherrn 1880-1945“. *Deutscher Adel im 19. und 20. Jahrhundert*. Ed. Günther Schulz und Markus Denzel. Katharinen: Scripta Mercaturae Verlag, 2004. 353-375. Print.

- Vacaresco, H el ene. *Kings and Queens I have known*. New York: Harper & Brothers Publishers, 1904. Print.
- Varnhagen, Rahel. *Briefwechsel*. 4 vols. 2. Ed. München: Winkler, 1979. Vol. III. Print.
- Vaßen, Florian. *Deutschsprachige Autoren*. Stuttgart: Metzler, 2004. Print.
- Vermot-Mangold, Ruth-Gabi. „Bertha von Suttners Anspruch an die Friedens- und Gerechtigkeitsbewegung heute.“ *Friede- Fortschritt - Frauen: Die Friedensnobelpreisträgerin Bertha von Suttner auf Schloß Harmannsdorf* . Internationaler Bertha-von-Suttner-Verein: 2007. 183-191. Print.
- Vogel, Juliane. *Elisabeth von Österreich. Momente aus dem Leben einer Kunstfigur*. Wien: Brandstätter, 1992. Print.
- Walgenbach, Katharina. *Die weiße Frau als Trägerin deutscher Kultur*Walgenbach, Katharina: „Die weiße Frau als Trägerin deutscher Kultur.“ *Koloniale Diskurse zu Geschlecht, "Rasse" und Klasse im Kaiserreich*. Frankfurt a.M.: Campus Verlag, 2005. Print.
- Wallersee-Larisch, Marie Louise von. *Kaiserin Elisabeth und ich*. Leipzig: Goten Verlag, 1935. Print.
- . *Meine Vergangenheit*. Leipzig: Goten Verlag, 1937. Print.
- Warmbold, Joachim. *Germania in Africa: Germany's colonial literature*. New York: Peter Lang, 1989. Print.

- . *“Ein Stückchen neudeutsche Erd’...” – deutsche Kolonial-Literatur: Aspekte ihrer Geschichte, Eigenart und Wirkung, dargestellt am Beispiel Afrikas.* Frankfurt a. M.: Haag und Herrchen, 1982. Print.
- Watson, Nicola (Ed.). *Literary Tourism and Nineteenth-Century Culture.* New York: Palgrave Macmillan, 2009. Print.
- Weber-Kellermann, Ingeborg. *Die deutsche Familie. Versuch einer Sozialgeschichte.* Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1978. Print.
- . *Frauenleben im 19. Jahrhundert. Empire und Romantik, Biedermeier, Gründerzeit.* München: Beck, 1988. Print.
- . *Die Familie. Geschichte, Geschichten und Bilder.* Frankfurt a.M.: Insel, 1976. Print.
- Weedon, Chris, und Glenn Jordan. *Cultural Politics. Class, Gender, Race and the Postmodern World.* Cambridge: Blackwell Publishers, 1995. Print.
- . *Feminism, Theory and the Politics of Difference.* Cambridge: Blackwell Publishers, 1999. Print.
- . *Gender, Feminism & Fiction in Germany, 1840-1914.* New York: Peter Lang, 2006. Print.
- . “The Struggle for Emancipation: German Women Writers of the *Jahrhundertwende*”. *A History of Women’s Writing in Germany, Austria and Switzerland.* Ed. Jo Catling. New York: Cambridge UP, 2000. 111-127. Print.

- . Ed. *Postwar Women's Writing in Germany. Feminist Critical Approaches*. Providence: Berghahn Books, 1997. Print.
- . "Postcolonial Feminist Criticism". *A History of Feminist Literary Criticism*. Ed. Gill Plain, und Susan Sellers. Cambridge: Cambridge UP, 2007. 282-300. Print.
- Weigel, Sigrid, „Der schielende Blick. Thesen zur Geschichte weiblicher Schreibpraxis“.  
*Die verborgene Frau*. Berlin: Argument-Sonderband AS 96, 1983. Print.
- . "Double Focus: On the History of Women's Writing". *Feminist Aesthetics*. Ed. Ecker Gisela. London: The Women's Press, 1985. Print.
- . *Die Stimme der Medusa. Schreibweisen in der Gegenwartsliteratur von Frauen*. Dülmen: Tende, 1987. Print.
- . *Topographien der Geschlechter*. Berlin: Rowohlt, 1990. Print.
- Robert Weimann. *Literaturgeschichte und Mythologie*. Berlin: Aufbau, 1977. Print.
- Weininger, Otto. *Geschlecht und Charakter. Eine prinzipielle Untersuchung*. Wien: Braumüller, 1903. Print.
- Weiss, Gerhard. "German Studies: A Topic for Presidents". *German Studies Review*. Vol. XXIII. Nr. 1, February 2000. 1-12. Print.
- Weissensteiner, Friedrich. *Die rote Erzherzogin*. München: Piper, 1993. Print.
- Wensch, Michael. *Engarde, Parade, Touché. Die Entwicklung des Wiener Fechtsports*. Wien: Wiener Geschichtsblätter, Beiheft 2, 1998. Print.

- Wildenthal, Lora. *German Women for Empire, 1884-1945*. Durham: Duke UP, 2001. Print.
- . ““When Men are Weak”: The Imperial Feminism of Frieda von Bülow”. *Gender and History*, Vol. 10 - No. 1, April 1998. Print.
- Wildt, Klemens. *Friedrich Ludwig Jahn und das deutsche Turnen*. Dargestellt unter Verwendung nicht öffentlicher Akten des Preußischen Ministeriums des Innern und des Preußischen Geheimen Staatsarchivs. Berlin-Dahlem: Inaugural-Dissertation. Rostock: 1930. Print.
- Willis, Roy. *Mythen der Welt*. München: Orbis, 1998. Print.
- Windhausen, Petra. *Elisabeth – “Von heute an, in 60 Jahren...”*. Norderstedt: Books on Demand, 2008. Print.
- Winkelhofer, Martina. *Adel verpflichtet. Frauenschicksale in der k. u. k. Monarchie*. Wien: Amalthea, 2009. Print.
- Wintersteiner, Marianne. *Die Baronin Bertha von Suttner: Erzählende Biographie*. Irdning: Mühlacker, 1984. Print.
- Woesler, Winfried. *Heinrich Heine. Historisch-kritische Gesamtausgabe der Werke*. Ed. Manfred Windfuhr. Band 4 (*Atta Troll. – Deutschland. Ein Wintermärchen*). Hamburg: Hoffmann & Campe, 1985. Print.
- Wolbe, Eugen. *Carmen Sylva*. Leipzig: Koehler & Amelang, 1933. Print.

- Wolff, Kerstin. "Ein ungewöhnlicher Schreib-Ort? Frauenrechtlerinnen im deutschen Kaiserreich und ihr politisches Schreiben im Frauenverein – Eine Annäherung". *Frauen in der literarischen Öffentlichkeit 1780-1918*. Ed. Caroline Bland, und Elisa Müller-Adams. Bielefeld: Aisthesis Verlag, 2007. 121-142. Print.
- Wörner-Heil, Ortrud. *Adelige Frauen als Pionierinnen der Berufsbildung*. Kassel: UP, 2010. Print.
- Yeğenoğlu, Meyda. *Colonial Fantasies. Towards a Feminist Reading of Orientalism*. New York: Cambridge UP, 1998. Print.
- Young, Hershini Bhana. *Haunting Capital*. New England: Dartmouth UP, 2005. Print.
- Young, Robert. *Postcolonialism. A Very Short Introduction*. New York: Oxford UP, 2003. Print.
- Zantop, Susanne. *Colonial Fantasies. Conquest, Family, and Nation in Precolonial Germany, 1770-1870*. Durham: Duke UP, 1997. Print.
- . "Trivial Pursuits? An Introduction to German Women's Writing from the Middle Ages to 1830". *Bitter Healing. German Women Writers 1700-1830*. Ed. Jeannine Blackwell, und Susanne Zantop. Lincoln: Nebraska UP, 1990. 9-51. Print.
- Zeman, Zbyněk. *Twilight of the Habsburgs, The Collapse of the Austro-Hungarian Empire*. New York: American Heritage Press, 1971. Print.



Zirbs, Wieland. "Die Literatur im bürgerlichen Zeitalter – Realismus und Naturalismus".

*Grundlagen, Stile, Gestalten der deutschen Literatur*. Ed. Friedrich G. Hoffman,  
et al. Berlin: Cornelsen, 1996. 287-323. Print.

Zweig, Stefan. *Die Welt von Gestern, Erinnerungen eines Europäers*. Stockholm:  
Bermann-Fischer Verlag, 1944. Print.

---. „Eine Faksimileausgabe von Heines „Deutschland, ein Wintermärchen“. *Heine und  
die Nachwelt. Geschichte seiner Wirkung in den deutschsprachigen Ländern*.  
Dietmar Goldschnigg und Hartmut Steinecke (Hrsg.). Band 1-3. Berlin: Erich  
Schmidt Verlag, 2006. Bd. 2. 253-257. Print.



